HOFFMANNS v. FALLERSLEBEN WERKE

Goldene Klassiker-Bibliothek

Hempels Klassiker-Ausgaben
in neuer Bearbeitung



Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Mitarbeiter

von Hempels Klassiker-Ausgaben

Dr. W. Freiherr von Biedermann
Dr. Robert Boxberger
Prof. Dr. H. Düntzer
Dr. Friedr. Förster
Dr. Christian Groß
Direktor Dr. E. Große
Prof. Dr. H. J. Heller
Dr. G. Hesekiel
E. Hiersemenzel
Prof. Dr. S. Kalischer
Dr. H. Kletke
Dr. A. Lindner
G. von Loeper
W. Frhr. von Maltzahn
Dr. R. Pilger
Dr. Carl Chr. Redlich
Prof. Dr. Alfred Schöne
Dr. Fr. Strehlke
Dr. Th. Vatke
Dr. Ad. Wilbrandt
Dr. Wollheim da Fonseca
Prof. Dr. Georg Zimmermann

der Neubearbeitung

Prof. Dr. Karl Alt
Dr. Fritz Behrend
Dr. Eduard Berend
Dr. Carl August von Bloedau
Dr. Hans Bodmer
Dr. Fritz Budde
Dr. Josef Budde
Prof. Dr. Eduard Castle
Dr. Ernst Consentius
Prof. Dr. Werner Deetjen
Dr. Max Drescher
Privatdoz. Dr. Alexander Ehrenfeld
Prof. Dr. Georg Ellinger
Dr. Arthur Eloesser
Prof. Dr. Emil Ermatinger
Dr. Karl Freye
Dr. Hermann Friedemann
Dr. Rudolf Fürst
Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. L. Geiger
Reinhold Gensel
Prof. Dr. Hermann Gilow
Dr. Edgar Groß
Hans B. Grube
Dr. Helene Herrmann
Elsa Hertzer
Privatdoz. Dr. Edmund Hildebrandt
Privatdozent Dr. Stefan Hock
Dr. Bernhard von Jacobi
Dr. Monty Jacobs
Dr. Marie Joachimi-Dege
Dr. Erwin Kalischer
Prof. Dr. S. Kalischer
Prof. Dr. Wolfgang Keller
Dr. Ludwig Krähe
Privatdozent Dr. Arthur Kutscher
Dr. August Leffson
Dr. Willy Manthey
Prof. Dr. Ernst Naumann
Dr. Wilhelm Niemeyer
Dr. Waldemar Oehlke
Dr. Waldemar Olshausen
Dr. Rudolf Pechel
Prof. Dr. Julius Petersen
Dr. Raimund Pissin
Dr. Theodor Poppe
Dr. Ivan Prijatelj
Dr. Johannes Reiske
Dr. Robert Riemann
Dr. Walther Riezler
Prof. Dr. Otto Rommel
Prof. Dr. Eduard Scheidemantel
Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. A. Schöne
Prof. Dr. Julius Schwering
Dr. Adalbert Silbermann
Richard Smekal
Dr. Wilhelm Steffens
Prof. Dr. Eduard Stemplinger
Direktor Dr. Adolf Sütterlin
Dr. Max Sydow
Dr. Hermann Tardel
Dr. Veit Valentin
Prof. Dr. Christian Waas
Prof. Dr. Wilhelm Waetzoldt
Dr. Augusta Weldler-Steinberg
Prof. Dr. Gustav Wilhelm
Privatdozent Dr. Sp. Wukadinović
Privatdozent Dr. Walther Ziesemer
Prof. Lic. Leopold Zscharnack

Wenn ich begraben bin.

Wenn ich begraben bin
Und auch die mich gekannt
Begraben alle sind
Schon längst im kühlen Sand;

Wenn über mir schon sank
Mein Grabeshügel ein,
Und von mir nirgend spricht
Ein Todtenkreuz noch Stein;

Wenn Niemand auf der Welt,
Wie oft er beten mag,
Mein denkt auch nicht einmal
Am Allerseelentag:

Denkt manche Seele doch
Vielleicht in Freuden mein,
Denn — manche singt mit mir
Von Freiheit, Lieb' und Wein.

Wo Freiheit, Lieb' und Wein
Noch lebt in Sang und Wort,
Da lebt ihr Sänger auch
Der längst begrabne fort.

Bothfeld bei Hannover
18. August 1850.

Nach der eigenhändigen Niederschrift Hoffmanns von Fallersleben im Besitze seines Sohnes, des Herrn Prof. Franz Hoffmann-Fallersleben, Steglitz.

Hoffmann von Fallersleben

Auswahl in drei Teilen

Herausgegeben
mit Einleitung und Anmerkungen versehen
von

Augusta Weldler-Steinberg

Mit dem Bildnis des Dichters in
Gravüre und einer Faksimilebeilage

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Agnes Klupp
Juli 1919

Hoffmann von Fallersleben

Dritter Teil

Mein Leben

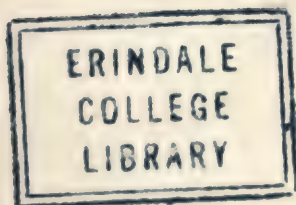
Herausgegeben

von

Augusta Weldler-Steinberg



Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.



Druck von C. Grumbach in Leipzig

Mein Leben

(Gekürzt)

Erster Band.

(1798 bis Frühling 1823.)

Ich bin geboren den 2. April 1798 zu Fallersleben, dem Hauptorte des gleichnamigen Amtes im ehemaligen Kurfürstentum Hannover. Mein Vater war Heinrich Wilhelm Hoffmann, Kaufmann und Bürgermeister († 23. April 1819), meine Mutter Dorothea geb. Balthasar († 3. Dezember 1842), sie stammte aus Wittingen. In der Taufe erhielt ich die Namen August Heinrich. Meine Paten waren Heinrich August Hoffmann, nachheriger Pastor zu Mühlhausen im Waldeckschen, und Frau Maria Wolff zu Havelberg. Mein elterliches Haus, jetzt im Besitze meines Schwagers Georg Friedrich Boes, ist noch vorhanden. Auf dem Querbalken über der Haustür steht die Inschrift:

BESSER NEIDEN DEN BECLAGEN
WEN ES GOTT THVT BEHAGEN
WER AVF GOTT THRAWT
HAT WOL GEBAWT
ER WIRT MIR GEBEN
WAS MICH DIENT ZVM LEBEN.

In meiner frühesten Kindheit war ich körperlich sehr schwach und krankte in einem fort. Ich erinnere mich, daß ich an einem bösartigen Ausschlage über den ganzen Körper litt und eine Zeitlang fast blind war, so daß ich das Tageslicht nicht vertragen konnte und mich gerne in einen dunkelen Gang zwischen zwei Türen einsperren ließ, aber auch da noch jammerte, wenn der Widerschein der Sonne durch die kleinen Spalten der vorderen Türe drang. Eine leichte Reizbarkeit der Nerven habe ich seit dieser Zeit immer behalten, namentlich in den Augen, obschon ich noch heute keine Brille brauche.

Unter der sorgsamen, oft ängstlichen Pflege meiner Großmutter, deren Liebling ich war, wuchs ich auf und wurde, wie es bei schwächlichen Kindern in ähnlichen Verhältnissen immer

der Fall ist, sehr verzogen und bald launisch und eigensinnig. Obschon ich täglich, wenn ich aufwachte und wenn ich abends zu Bette gegangen war und vor dem Einschlafen, mit meiner Großmutter betete, so hatte doch diese Andacht, weil sie gewöhnlich geworden, keinen Anteil weiter an dem, was ich des Tages tat und trieb. Mehr wirkte ihr frommer, liebevoller Sinn und die Wahrheit in ihren Worten und Werken, wodurch sie mehr als durch ihr Alter bei jung und alt sich hoher Ehrfurcht erfreute. Sie verstand es vortrefflich, jedem die Meinung zu sagen. Nur in bezug auf mich, ihren Liebling, war sie zu nachsichtsvoll, ja zu schwach. Gegen den Willen der Eltern setzte ich vieles durch: wenn mir eine Speise zuwider war oder auch nur nicht schmeckte, ließ ich sie stehen; erhielt ich nichts nach Wunsch, so hungerte ich lieber. Da ereignete es sich denn wohl, daß die Großmama noch spät abends zu mir in die Kammer kam und mir mit einer angenehmen Speise den Hunger zu stillen suchte. Wurden ihr dann darüber Vorwürfe gemacht, so wußte sie sich zu entschuldigen: „Dem armen Jungen schrumpft ja der Magen zusammen." Innig dagegen konnte sie sich freuen, wenn ich bei Tische einen guten Appetit entwickelte. Da pflegte sie denn wohl zu sagen: „Et schînt als ob't dem Jungen smeckt" — was nachher sprichwörtlich bei uns wurde. Auch in bezug auf Kleidung war ich eigen und eigensinnig. Es kostete immer große Kämpfe, ehe ich ein neues Kleidungsstück anlegte, sobald mir die Farbe oder der Schnitt nicht gefiel. Einmal erhielt ich eine Jacke mit drei Reihen dicht aneinandergesetzter blanker runder Knöpfe. Des Sonntags mußte ich die Jacke anziehen. Man glaubte Wunder welche Freude man mir damit machen würde. Ich ärgerte mich und weigerte mich, sie anzuziehen — half nichts. Ich ging den ganzen Tag darin umher und dachte nur an meine Narrenjacke. Alles Auffallende in meinem Äußern verdroß mich. Ich konnte sogar keinen Fleck leiden, keine Dunen, keine Fädchen an meinem Rocke. Wenn wir ausfuhren und ich neben dem Knechte auf dem Bocke saß und der Wind übersäete mich mit den Haaren unserer Schecken, so war mir schon dadurch die ganze Fahrt verleidet. So ärgerte ich mich auch, daß ich weißes Haar hatte, weil das den Kindern Anlaß gab, mir nachzurufen: „Wittkopp!" Wenn ich mit anderen Kindern spielte, so konnte ich es nie vertragen, wenn meinem ein anderer Eigenwille entgegentrat. Dagegen konnte ich allein stundenlang mit mir zufrieden sitzen und spielen. Ich untersuchte gewöhnlich mein Spielzeug so lange von außen und innen, bis es kurz und klein war. Die

Spielsachen, die mir im Sommer von der Braunschweiger Messe und die mir zu Weihnachten beschert wurden, erfreuten sich nie einer langen Lebensdauer. Es war nicht eigentlich die Lust am Zerstören, sondern kindische Neugier, wie dies und jenes gemacht war und sich in seinen einzelnen Teilen ausnähme. Nicht immer war meine Selbstunterhaltung eine so billige. Eines schönen Morgens saß ich mitten in der Stube auf dem großen Homannschen Atlas und riß nach und nach die Bilder mit ihren glänzenden Farben aus den Ecken, um sie mir näher zu betrachten. Am Tische saß der Herr Pastor Hantelmann von Wettmarshagen bei seinem Kaffee, rauchte seine lange irdene Pfeife und sah mir wohlgefällig zu, ohne ein Wort zu sagen. Da trat meine Mutter ein: „Aber, Herr Pastor, und das haben Sie dem Jungen nicht verboten?" — „Nun, er hatte ja seine Freude daran."

Von den Erinnerungen aus so früher Zeit ist mir die schmerzlichste der Tod meiner jüngsten Schwester (4. Januar 1803).

Der Sinn und die Liebe für die Natur erwachte sehr früh in mir. Im Garten zwischen Blumen war mein liebster Aufenthalt. Wie freute ich mich, wenn die zarten Pflanzen, die ich selbst gesäet hatte, gediehen und unter meiner Pflege zur Blüte kamen! Wo es anderswo schöne und seltenere Blumen gab, wurde hinspaziert, und wenn ich Samen oder einen Ableger erbetteln konnte, so zog ich beglückt heim. Besonders prachtvoll war unser langes Tulpen- und Hyazinthenbeet; auch hatten wir einige Jahre die herrlichsten Nelken, schönere an Farben und Gestalt als die jetzigen verkünstelten. Als ich unter dem Pfeffer Rizinuskörner gefunden hatte, pflanzte ich sie und erlebte die Freude, sie noch im Sommer groß aufgeschossen und in Blüte stehen zu sehn. Auch Zitronenkerne legten wir in Töpfe und erzielten wenigstens zierliche, wenn auch winzige Bäumchen. Wir waren jedenfalls glücklicher damit als bei den früheren Versuchen mit Rosinenkernen. Aber auch an das Nützliche wurde gedacht. Wie meine Gespielen so legte auch ich eine Baumschule an. Wie der Garten so wurden bald Haus und Hof, Wiesen und Felder ein unermeßliches Feld kindlicher Freude und Tätigkeit. Das Leben im Freien bei nahrhafter Kost hatte mich gekräftigt, ich fühlte mich meinen Gespielen ebenbürtig und konnte mit ihnen Stich halten. Jede Liebhaberei der anderen Kinder wurde meinerseits mitgemacht. Auch ich mußte Tauben haben, und bald hatte ich Feldflüchter, Trommel- und Pfauentauben, die ich täglich fütterte. Daneben hielt ich mir Kaninchen von verschiedenen Farben, die mir, besonders

wenn ich sie fütterte, ergötzliche Unterhaltung gewährten. Sie hatten aber bald den Stall so unterwühlt, daß ich sie abschaffen mußte. Fast noch mehr Spaß hatte ich an einem Häschen in einer leeren Tabakstonne. Anfangs mußte man ihm die Kohlblätter an einem langen Bindfaden hinabreichen; später als es größer wurde, mußte der Bindfaden immer kürzer werden. Als das Häschen ein Hase geworden, was nun? Da meinte der Vater: „Der Hase muß auf weidmännisch getötet werden.“ Die Tonne mit dem Hasen wurde in den Garten gebracht, der Vater stand mit geladener Flinte, den Hahn gespannt, daneben. Da ward die Tonne umgekippt, der Hase sprang hinaus, der Vater schoß hinterdrein, und Leporello suchte das Weite.

Im Winter war außer den gewöhnlichen Kindervergnügungen, als Schlittenfahren, Schneebällen, Glandern und Schlittschuhlaufen, der Vogelfang eine angenehme Unterhaltung. Eine der lieblichsten Erinnerungen aus so früher Zeit ist mir das Kinderfest in dem benachbarten Sülfeld. Dorthin zogen am zweiten Pfingsttage die Fallersleber, alt und jung, damals noch jedes Jahr. Während die Großen nur an Kaffeetrinken, Kuchen und Tanz dachten, war zunächst uns Kindern die größte Freude, wenn der Laubfrosch und die Maibraut nacheinander ihren Aufzug hielten. Eine Gesellschaft von zwölf Knaben, jeder mit einem hölzernen Säbel, woran unten bunte Bänder flatterten, kam auf die Scheundiele und bildete einen Kreis; in der Mitte stand der Laubfrosch, so benannt weil er ganz in grüne Zweige eingehüllt war. Sowie der Gesang begann, fingen alle an um den Laubfrosch herumzuspringen und schlugen mit ihren Säbeln gegen die Wände. Das dauerte bis zu der Stelle: Ein Ei, twei Ei ꝛc., dann machten sie alle wie auch der Laubfrosch bei jeder Zahl einen tiefen Diener. Bei den Worten „Dat sebente is dat Pingestei“, sprangen alle wieder wie vorher. Sie sangen:

Guden Dach, guden Dach!
Geben se user Lôffösch̄ie wat,
Se hat lange nist ehat,
Sau geben se 'r wat,
Sau hat se wat.
Drei halbe Schock Ei, kein fûl Ei,
Dat fule Ei smît wi vor de Dör oppen Stein entwei.
Ein Ei, twei Ei, drei Ei, veir Ei, fîf Ei, ses Ei,
Dat sebente is dat Pingestei.
Boben in der Böste

Hanget de langen Wöste.
Gebet üsch de langen,
Latet de korten hangen
Bet opt andere Jâr,
Dan wilwi de korten nahâln.

Einen freundlichen Gegensatz zu diesen wilden Burschen bildete die Maibraut. Zwölf kleine Mädchen, alle hübsch geputzt, freundlichen, bescheidenen Wesens, kamen mit ihrer Königin, die eine Krone von Flittergold und künstlichen Blumen trug, und tanzten wie im Ringelrosenkranze um sie herum und sangen:

Guden Dach, guden Dach!
Gebet user Maibrût wat,
Sau hat se wat,
Sau lecht jue Heuneken opt Jâr brav wat.
Klappe klappe ringelken,
Hîr sind de kleinen Kinderkens.
Lât se gân, lât se stân,
Lât se nich tau lange stân,
Dat se könt'n betjen wider gân.
Stücke von'n Schinken,
Könt se brav op drinken.
Stücke von'n Kauken,
Könt se brav op raupen.
Stücke von'n Luffen,
Könt se brav op buffen.
Stücke von'n Kese,
Könt se lange na lében.

Von dem Hauswirt mit Wurst, Semmel, Kuchen, von den Fremden mit Geld beschenkt, gingen die Laubfrosch- und Maibrautkinder weiter und hielten dann, jede Gesellschaft für sich, einen Abendschmaus. Dies fröhliche Kinderfest ist heutigentages spurlos verschwunden, wie der Auteich, worin sich einst der Sülfelder Kirchturm spiegelte.

Als meine Eltern glaubten, daß es Zeit sei, etwas zu lernen, schickten sie mich zur Frau Dreyer in die Schule. Es dauerte einige Wochen, ehe ich ohne Sträuben hinging. Ich weinte jedesmal, und selbst die Tüte mit Rosinen, die ich mit auf den Weg bekam, konnte mich nicht umstimmen. Ich mußte immer hingeführt werden, allein wäre ich nicht gegangen. Nachdem ich aber mich an die vielen fremden Kinder gewöhnt und das Abc überwunden hatte, war mir die Schule kein Ort der Angst

und des Schreckens mehr. Nach Jahr und Tag muß ich wohl so weit gediehen sein, daß ich die Bürgerschule besuchen konnte. Ich erinnere mich wenigstens noch, daß eines Tags der ehrwürdige Superintendent Ziegler uns besuchte und tüchtig abkanzelte: „Ihr Heiden, ihr Hottentotten —“ begann er seine Anrede. Dann kam er zu mir, legte seine Hand sanft auf meinen Kopf und sprach: „Du, mein Kind, bist artig und fleißig.“ Der Unterricht in dieser zweiten Abteilung der Bürgerschule war sehr dürftig. Meine Eltern und mehrere Familien wollten deshalb ihren Kindern einen besseren geben lassen. Sie einigten sich und fanden in dem Herrn Stolberg einen passenden Lehrer. Es wurde ihm ein Gehalt festgesetzt, eine Wohnung gemietet, und etwa unser acht wurden seine Schüler. So bekamen wir denn zum Lehrer einen Gelehrten, der eben nicht zuviel gelernt hatte und vor der Kandidatur des Predigtamtes stehengeblieben war. Obschon diese Schule von kurzer Dauer war, so hatte sie auf mich doch vorteilhaft gewirkt; ich wurde mit manchen Dingen bekannt, von denen ich früher keine Ahndung hatte: ich erfuhr etwas von den Naturreichen und der Länder- und Völkerkunde und machte den Anfang mit dem Französischen. Nachdem das Verhältnis mit Stolberg gelöst war, besuchte ich wieder die Bürgerschule, nebenbei aber ging ich wöchentlich mehrere Stunden zum Schreiben und Rechnen bei Herrn Harms. Unser Nachbar Harms, ein Kaufmann, der seinen Handel hatte aufgeben müssen, war Schreiblehrer geworden. Er schrieb eine hübsche Hand und erteilte guten Unterricht im Schreiben und Rechnen. Er war mit mir recht zufrieden, und ich schrieb seine Vorschriften ziemlich gut nach, aber den krummen Finger beim Schreiben konnte er mir nicht abgewöhnen, und ich habe ihn mein ganzes Leben behalten. Im Rechnen hatte ich es ziemlich weit gebracht, setzte es leider später nicht fort. Hätte ich nur behalten, was ich damals konnte, — ich hatte den alten Hemeling bis über die Mitte durchgerechnet! — es wäre mir in manchen Lagen des Lebens von großem Vorteile gewesen. Für Musik hatte ich viel Sinn, vielleicht auch Anlage, aber keine Gelegenheit, Singen und Spielen zu lernen. Ich freuete mich an Musik und Gesang, und was ich singen hörte, wußte ich schnell auswendig und sang es nach. Ich machte mir selbst musikalische Instrumente, überzog Schachteldeckel mit Drahtsaiten, suchte aus ungleichen Rohrstangen eine Papagenopfeife zusammenzufügen und aus Walnußschalen kleine Klappern zu bereiten. Unser oberster Boden war die eigentliche Polterkammer. Unter allerlei Gerümpel befand sich dort eine alte Drehorgel.

Manche Stunde spielte ich mir hier alle Stücke nacheinander vor und oft mehrmals. Der Gesang in der Schule beschränkte sich meist auf Kirchenlieder. Jeder sang, wie ihm der Schnabel gewachsen war. Zum Zeichnen hatte ich große Lust, aber es fehlte mir auch dazu an Anweisung. Ich begnügte mich, Häuser und Bäume aus dem Kopfe zu zeichnen oder nach Bilderbogen und sie nachher auszumalen. Um ein ziemlich treues Bild zu erlangen, hielt ich an eine Glasscheibe das Original mit darübergelegtem feinen Papiere und zog nun darauf mit einem Bleistift die Umrisse nach und malte diese dann aus. Da sich aber so etwas nur bei Tage veranstalten ließ und die Winterabende sehr lang waren, so machten wir uns Papier mit Fett und Kienruß schwarz, legten dies mit der schwarzen Seite auf weißes Papier und oben drauf das Original, das dann durchgezeichnet wurde. So gab es denn Tag- und Nachtbilder. So ergötzlich diese Beschäftigung und jedesmal mit jedem neuen Tuschkasten gar eifrig unternommen wurde, so hielt sie doch nicht lange an; wir kehrten immer wieder zu unseren alten liebgewordenen Bilderbüchern zurück. Daneben mußte der alte Guckkasten uns noch manche Stunde ausfüllen. Er enthielt einige alte Ansichten von Versailles, tapetenartig gemalt. Sie machten sich aber gar hübsch, wenn sie hinten mit zwei Lichtern beleuchtet wurden. Daß aber dieser Kasten noch zu etwas anderem dienen könnte, ahndeten wir nicht. Später machten wir eine Camera obscura daraus, stellten ihn mitten in den Garten zu Ende des langen Ganges, gerade dem Kirchturme gegenüber. Da sahen wir denn zu unserer großen Freude eine liebliche Landschaft auf das weiße Papier hingezaubert, mit allen Blumen und Bäumen, von bunten Schmetterlingen und Vögeln durchflogen. Bei jeder anderen Stellung des Kastens gewannen wir natürlich immer ein anderes Bild. Mancher heitere Sommertag lud uns zu dieser mühelosen und genußreichen Landschaftsmalerei ein.

Während dieser meiner friedlichen Zeit des Spielens und Lernens daheim sah es draußen sehr kriegerisch aus. Zu Anfange des Jahres 1803 hatte zwar Frankreich England den Krieg noch nicht erklärt, benahm sich aber schon längst sehr feindselig. Endlich wurde denn auch dem Kurstaat die Pflicht sehr nahegelegt, sich zu rüsten und zu wehren. Am 16. Mai kam ein Regierungserlaß, jeder Untertan solle sich zur Verteidigung und Befreiung des Vaterlandes der Regierung zur Verfügung stellen, eine bis dahin in Hannover nie gekannte Maßregel. Es wurden denn auch im Amte Fallersleben sofort Rekruten aus-

gehoben. Wie es dabei herging, weiß ich nur vom Hörensagen. Die jungen Bauerkerle wurden nachts aus ihren Betten geholt und, wenn sie nicht willig folgten, mit Gewalt fortgeschleppt. Mein Vater erhielt den Befehl, mit dem Amtschreiber von Blum diese gepreßten Vaterlandsverteidiger nach Hannover zu geleiten, ein trauriges Geschäft! Nachdem sie auf dem Rathause eingesperrt und bewirtet und dann teils gutwillig, teils mit Gewalt auf die Wagen gebracht waren, setzte sich der Zug unter dem Geheule der alten Weiber und Bräute in Bewegung und wurde eine weite Strecke dann von diesen begleitet. Als sie in der List dicht vor Hannover ankamen, hieß es denn: „Et is te late, gân se man wedder na Hûs, de Herzog flüchtet eben tom Dore henût.“ Schnell wie der Blitz sprang alles von den Wagen herunter und bediente sich der Abwesenheit. Mein Vater aber ging nach Hannover hinein. Es war ihm eine willkommene Gelegenheit, sich die Hauptstadt, die er noch nicht kannte, anzusehen, und er sah sie sich gehörig an.

Schon in den letzten Tagen des Mais rückte Mortier von Holland aus ins Hannoversche ein, unterzeichnete den 3. Juni die Konvention von Sulingen und hielt den 4. seinen Einzug in Hannover. Der Sulinger Konvention folgte die noch schmählichere von Artlenburg am 5. Juli. Hannover war in den Händen der Franzosen, die sich durch das ganze Land verteilten. Auch Fallersleben blieb nicht verschont: eine Schwadron reitender Artillerie rückte ein und nahm auf lange Zeit Standquartier. Wir Kinder freuten uns über die schönen Uniformen und roten Federbüsche und zogen überall mit, wenn es Übungen und Paraden gab. Wir konnten uns nur wundern, wenn wir zu Hause hörten: „Das sind unsere Feinde — wenn wir sie nur bald wieder los wären!“ Als mein Bruder sich eines Tages sehr freute, daß der Trompeter so schön bliese, sagte der alte Bürgermeister Krüger: „Teuere Musik, lieber Herr Vetter, teuere Musik!“ Unsere Feinde betrugen sich recht gut; sie waren leicht zufriedenzustellen, sobald man ihnen nur freundlich entgegenkam und guten Willen zeigte. Untereinander waren sie brüderlich einträchtig. Knechtischen Dienstgehorsam und rohe Behandlung von seiten der Obern nahm man niemals wahr. Wir hatten so oft gehört, wenn ein Junge unartig war: „Wart! du sollst dem Kalbfelle folgen!“ Das schien uns gar keine Strafe. Freilich hatte man uns früher das Soldatenleben als etwas Schreckliches geschildert: Prügel, Spießruten, Gefängnis bei Wasser und Kommißbrot. Wir spielten jetzt selbst Soldaten, und wenn einer nicht tat, was er sollte, so sperrten wir ihn ein:

das kam auch bei den Franzosen vor und ging dort ebenso lustig ab wie bei uns.

Das Jahr 1804 war angebrochen, eine Änderung unserer Lage schien in weite Ferne gerückt, vorläufig blieb alles beim alten. Seit dem 19. Juni war Bernadotte Oberbefehlshaber. Die Lasten blieben dieselben. Im September (1805) schien es sich für uns besser zu gestalten: die Franzosen zogen ab, und am 28. Oktober rückten Preußen in Hannover ein, die hannoversche Regierung wurde hergestellt. Als aber am 2. Dezember die Schlacht von Austerlitz für Österreich verloren ging, da gestaltete sich plötzlich alles anders. Einige Wochen nach dem Beginn des neuen Jahres 1806 rückten preußische Truppen unter dem Grafen Schulenburg-Kehnert in Hannover ein. Der König von Preußen erklärte, die französischen Völker würden von nun an das Kurfürstentum räumen und Preußen bis zum Frieden in Verwaltung und Obhut nehmen.

Wir in unserem entlegenen Winkel erfuhren nur wenig von diesem großen Ereignisse. Die Landeshoheits- und Grenzpfähle mit dem preußischen Adler erinnerten uns jedoch bald, daß wir nicht mehr königlich großbritannisch-hannoverisch waren. Die Stimmung war sehr gegen den neuen Landesherren, und hie und da hörte man viel vom preußischen Pfiff und preußischen Kuckuck. Man fürchtete eine größere Steuerlast. Mit Wohlgefallen erzählte man sich, ein Bauer habe vor einem Pfahle, woran der Adler, gestanden, diesen immer angesehen und sich die Taschen zugehalten. Endlich sei die Wache gekommen und habe gefragt, warum er doch immer den Adler so ansehe? „Ik mach mik dreien wohen ik wil, hei kickt mik immer in mine Taschen.“

Im Sommer blieb es still, wir waren von Einquartierung verschont. Im Herbste wurde es unruhiger als je. Viele tausend Preußen kamen durch unsere Gegend, lauter Fußvolk. Der Zug eines Regiments dauerte sehr lange; es war groß Gewühl und Getümmel, hinterher viele Packwagen mit Zelten und Stangen. Wir hatten oft bis spät abends zu sehen. Sehr ergötzlich waren für uns die großen Wagen mit Truthühnern und sonstigem Federvieh; den Tieren bekam die Reise ganz wohl, sie sprangen munter ans Gitter und pickten uns die Brotkrumen aus der Hand. Es sah gar nicht aus, als ob es in Krieg ginge, und alle Welt sagte doch: „Es geht in den Krieg.“ Manches ereignete sich auch, was selbst uns Kindern gar zu spaßhaft vorkam. Eines Morgens hörten wir plötzlich trommeln. Wir laufen vor die Tür. Da kommen mehrere Trommelschläger vom Amthofe

herab und schlagen den Generalmarsch. Wir fragen sie, was das solle? „Nun,“ sagen sie, „uns ist befohlen, jetzt zum Abmarsch zu trommeln.“ Wir bedeuteten ihnen, es sei ja am frühen Morgen alles schon abmarschiert. Sie hingen die Trommeln auf den Rücken und zogen ihres Weges. Da kommt endlich der alte General hinterdrein geritten; er wundert sich, seine Leute nicht mehr zu sehen. „Wo ist mein Regiment hinmarschiert?“ fragt er, und wir erteilen ihm die nötige Auskunft. Die Durchmärsche der preußischen Truppen hatten aufgehört. Bald aber wurde die Stille aufs neue unterbrochen. Hatten wir bisher nur Soldaten gesehen, die siegesgewiß, stattlich mit Wehr und Waffen in geordneten Zügen kamen und gingen, so sollten wir nun auch Soldaten sehen, die einzeln oder truppweise ohne Gepäck und Waffen, traurigen Blicks einherzogen und nach kurzer Rast als Flüchtlinge weitereilten.

Es war eines Sonntags (den 19. Oktober) gegen 1 Uhr; wir hatten uns eben zu Tische gesetzt, da sprengten drei preußische Kürassiere vor unser Haus. Wir eilten vor die Tür. Wie erschraken wir, als das erste Wort aus ihrem Munde kam: „Es ist alles verloren!“ Wir suchten sie auszufragen, aber sie wußten auf alle unsere Fragen nur immer dasselbe zu erwidern: „Es ist alles verloren, alles!“ Sie erkundigten sich nach dem Wege, den sie einschlagen wollten, näher und machten sich bald auf und davon. Wir sahen uns erstaunt an. Mein Vater schüttelte zweifelnd den Kopf; er hielt es für unmöglich, daß ein Krieg, dessen Anfang wir ja noch kaum wußten, bereits einen so unglücklichen Ausgang für Preußen genommen habe; er konnte an die schreckliche Kunde, die erste vom Kriegsschauplatze, nicht glauben und hielt lieber die drei Reiter für Ausreißer, die ihre Feigheit nur hätten beschönigen wollen. Leider bestätigte sich das Unglaubliche nur zu früh. Schon die nächsten Tage kam Fußvolk truppweise, alle niedergeschlagen und im erbärmlichsten Aufzuge; sie hatten nichts weiter gerettet als das Leben und den Brotbeutel. Sie gehörten verschiedenen Heeresabteilungen an und wußten nicht woher, wohin. Durch ihren traurigen Anblick und die Erzählungen von ihren ausgestandenen Leiden und Strapazen erregten sie allgemein großes Mitleid, sie fanden überall Unterstützung. Die Durchzüge der Flüchtlinge und Versprengten dauerten noch mehrere Tage fort. Es wurde nun wieder still. Der Krieg berührte uns nicht weiter unmittelbar. Der Winter hatte begonnen, und wir Kinder gingen zu unseren alten Spielen über. An zwei Abenden in der Woche kam der „Hamburger unparteiische Korrespondent“. Ich mußte dann

die Blätter vorlesen. Die Stammgäste saßen um den großen Tisch herum, rauchten zu ihrem Glas Bier ihr Pfeifchen und hörten aufmerksam zu. Ich las und las in aufgeregter Stimmung; denn die Tagesbegebenheiten hatten auch für mich ein großes Interesse. Schon in den ersten Tagen des Novembers erfuhren wir näheres über die unglückliche Schlacht von Jena und auch von ihren Folgen eine auch für uns höchst wichtige: Berthier war wieder in Hannover und erklärte am 12. November, daß er im Namen seines Kaisers das Land in Besitz nehme. Der preußische Adler wurde mit dem französischen vertauscht. Zwei Tage später erlag in Ottensen seinen Schmerzen der todwunde Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, fern von seinem Lande, das glücklich durch ihn und mit ihm gewesen war. So folgten sich rasch hintereinander die großen traurigen Tagesereignisse. Noch einmal, ehe das Jahr zu Ende ging, wurden wir daran erinnert, daß wir in Kriegszeiten lebten. In der Abenddämmerung hielten zwei Bauerwagen vor unserem Hause still. Mehrere Männer stiegen ab, sie schienen durchnäßt und angegriffen von der Reise. Mein Vater hieß sie freundlich willkommen. Es waren preußische Offiziere von der Besatzung Hamelns. Nachdem sie sich umgekleidet und gespeist hatten, wurden sie gesprächig. Sie sprachen sich alle unumwunden und sittlich entrüstet aus über die niederträchtige Kapitulation des Kommandanten von Schöler. Es war eine männliche würdige Sprache, die uns mit Achtung für die jungen Männer erfüllte und mir unvergeßlich geblieben ist. Der Haß gegen Preußen, der im Kurstaate Hannover ein ziemlich allgemeiner gewesen, war jetzt ziemlich verschwunden; das große Unglück hatte große Teilnahme erweckt. Es wurde wieder viel in unserem Hause politisiert; wir hörten das alles mit an und ließen unser Spiel ruhen. Wenn man von dem traurigen Ende des Herzogs von Braunschweig sprach, so weinten wir; denn wir hatten nur immer Züge der Liebe und Güte von ihm vernommen. Sooft man auf Blüchers Niederlage in Lübeck und die dortigen Greuel zu sprechen kam, wurden wir über die Franzosen empört. Die preußische Ruhmredigkeit war hart gestraft, aber niemand konnte sich denken, daß ein so mächtiger Staat so schnell in die tiefste Schmach sinken würde. „Ja," rief dann eine Stimme, „es ist mit uns Deutschen vorläufig vorbei!" und eine andere meinte dagegen: „Laß nur, die Preußen werden die Franzosen ins Land locken und ihnen den Garaus machen." Leider hatte jene erste Stimme, ich glaube die meines Vaters, recht: es war vorläufig mit uns vorbei, es folgte ein

schmachvoller Friede. Mit dem Beginne des Jahres 1807 hatte die Aufregung der Gemüter ziemlich nachgelassen. Es wurde zwar noch viel in unserem Hause politisiert, man beschäftigte sich aber mehr mit den großen Kriegsereignissen der letzten Monate als mit denen, die noch kommen könnten; niemand dachte mehr an einen Sieg der Preußen und ihrer Verbündeten, der Russen, niemand hegte die Hoffnung, daß wir so bald von der Franzosenherrschaft erlöst werden würden. Der Friede von Tilsit ließ voraussehen, daß auch wir von den Folgen desselben nicht unberührt bleiben würden. Schon im August wurde der südliche Teil des Kurstaates dem neuen Königreich Westfalen einverleibt. Wir blieben vorläufig noch unter französischer Botmäßigkeit.

Zu Ende des Jahres entstand in unserm kleinen Orte ein recht reges Leben. Mehrere junge Leute waren von der Universität zurückgekehrt, alle recht gesellig und lebenslustig; ihnen schlossen sich andere, gleichgesinnte wie mein Bruder, an. Es wurde das alte flotte Burschenleben neu wieder aufgelegt, es wurde gespielt und kommersiert. Endlich kam man auf den Gedanken, Schillers Räuber aufzuführen. Die Rollen wurden ausgeschrieben und passend verteilt, Proben abgehalten, und es erfolgte nach kurzem Zwischenraume eine zweimalige öffentliche Aufführung unter dem freudigsten Beifalle der Zuschauer. Ich war jedesmal zugegen und bin mir noch heute des gewaltigen Eindrucks bewußt, den das Stück auf mich machte. Ich las es später selbst in dem Exemplare, wonach es gegeben wurde; es war die erste Mannheimer Ausgabe von 1781. Ich wußte bald ganze Szenen auswendig. Die jungen Schauspieler, von Haus aus lauter prosaische Naturen, waren durch diese Kunstübungen zu neuen Menschen geworden, sie bewegten sich von jetzt an in freieren geselligen Formen und hatten einen gewissen poetischen Anstrich bekommen. Die Art und Weise ihres Verkehrs in der Gesellschaft blieb nicht ohne Einfluß auf uns Kinder; wir nahmen manche Redensarten und Manieren dieser erwachsenen Jugend an und waren seitdem für alle Freiheitsideen empfänglicher. Um diese Zeit pflegte ich gern Gedichte zu lesen, auch wohl mit lauter Stimme herzusagen. Zuweilen, wenn ich ganz allein im Zimmer war, band ich mir ein Tuch um den Leib, setzte mir einen Hut auf, stellte mich auf den Tisch und deklamierte feierlich: „Begraben will ich Cäsar, nicht ihn loben &c.“

Im Februar rückten zwei Schwadronen Kürassiere ein vom 11. Regimente und nahmen auf längere Zeit Standquartier. Trotzdem daß niemand von ihnen deutsch verstand, so gestaltete

sich doch bald ein traulicher Verkehr zwischen Soldat und Bürger. Wenn es Streitigkeiten gab, so machte mein Vater mit Hilfe meines Bruders den glücklichen Schlichter. Meinem Bruder fiel der größte Teil der Bürgermeistereigeschäfte zu; er war sehr geschäftsgewandt und der einzige, der des Französischen mächtig. Jung und lebenslustig wie die Offiziere, wurde er bald ihr Freund und durfte bei ihren Zusammenkünften nie fehlen. Ich erinnere mich noch, wie er mit ihnen kegelte, mit ihnen trank und sang, scherzte und lachte. Die Gemeinen hielten untereinander gute Kameradschaft. Selbst bei ihren Trinkgelagen ging es heiter und friedlich zu. Wer singen konnte, sang, die anderen hörten mit Wohlgefallen zu, dann stimmten auch wohl mal alle einen Rundgesang an:

Battons le fer, tandis qu'il est rouge,
Battons le fer, tandis qu'il est chaud!
Haut le marteau! bas le marteau!

Sie hielten das Glas hoch empor, senkten es dann und tranken es schließlich aus. Ihnen gegenüber erfreuete sich Monsieur le bourguemestre, mein Vater, eines hohen Ansehens, weil er sich vor niemandem fürchtete und im Bewußtsein, nur das Rechte zu wollen, sich auch vor niemandem zu fürchten brauchte. Schon seine stattliche Gestalt, seine Körperstärke und Gewandtheit, mehr aber noch seine ganze Art und Weise, wie er auftrat, waren achtunggebietend.

So ernst die Weltlage, so traurig die staatlichen Verhältnisse, so drückend fortwährend die Abgaben waren, die deutsche Gemütlichkeit feierte doch nicht länger und wußte sich endlich wieder geltend zu machen, freilich mit einem starken Anfluge französischer Leichtfertigkeit. Wie man dachte und fühlte, sprach sich in allen Vergnügungen aus: bonne mine à mauvais jeu wurde der leitende Grundsatz. Damit stimmten denn auch die Gesellschaftslieder, welche man zu singen pflegte, wenn man lustig wurde:

Es kann ja nicht immer so bleiben hier unter dem wechselnden Mond — Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht! — Wir sind die Könige der Welt! — Dem Teufel verschreib' ich mich nicht, das wär' wider G'wissen und Pflicht — Hört zu, ich will euch Weisheit singen! — Schön wie Florens Grazien, wie die Rose, ist mein schlankes Mädchen schön, jung und lose! — Als ich noch im Flügelkleide in die Mädchenschule ging — Es hat die Schöpferin der Liebe zur Lust die Mädchen aufgestellt —

Selten hörte man abends im Freien noch bei der Arbeit oder in den Spinnstuben ein wehmütiges Lied:

Noch einmal, Robert, eh' wir scheiden — Hier ruhst du, Karl, hier werd' ich ruhn mit dir in einem Grabe! — Willkommen, o seliger Abend! — Guter Mond, du gehst so stille! — Weine nicht, es ist vergebens! —

Unsere Wäscherinnen pflegten gewöhnlich schon früh morgens anzustimmen:

Laßt euch einmal einen Spaß erzählen! — In des Waldes tiefsten Gründen! — Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten —

Die meisten dieser Melodien sangen wir den Alten nach, wußten freilich oft vom Texte nur selten mehr als die erste Strophe. Dagegen sangen wir bei unseren Spielen und Märschen:

Ein freies Leben führen wir — Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd! — Frischauf, zum fröhlichen Jagen! —

Alle diese Lieder stammten aus einer früheren Zeit, waren aber recht zeitgemäß geworden; dagegen waren neue entstanden, die der Gefühlsrichtung der Gegenwart noch mehr entsprachen und deshalb in anständigen Gesellschaften beliebt waren und oft und gern gesungen wurden. So die beiden Lieder:

Die Welt ist nichts als ein Orchester — Freunde, laßt uns nicht so töricht sein, das Leben im Galopp hindurchzufliegen.

Solchen Liedern konnte keine Zensur etwas anhaben, noch weniger aber jenen Liedern, welche „Gedruckt in diesem Jahr" zu den Drehorgeln gesungen wurden:

Unter den Akazien wandeln gern die Grazien — Ik bin ein Franzose, Mesdames — Ich liebe das Inkognito: hat man in dem Kopf kein Stroh, kann vieles sehen. (Jede Strophe schloß mit dem wiederholten: Aber nur inkognito!)

Solche Leichtfertigkeit ward damals gedichtet und gesungen und fand ein dankbares Publikum.

Eine schönere Erinnerung ist es für mich, wenn die Schüler ihren Neujahrsumgang hielten. Sie sangen jedem Hauswirt und Hausgenossen ein Lied und bekamen dann in die eine Büchse eine Gabe für den Rektor, in die andere eine für sich. Bei uns mußten sie sich einfinden, wenn wir uns eben zu Tische gesetzt hatten, und jedesmal singen meines Vaters beide Lieblingslieder: Gesund und frohes Mutes genießen wir des Gutes, das uns der große Vater schenkt — Hoffnung, Hoffnung, immer grün!

So war denn das Jahr 1809 herangekommen. Die gesellige Fröhlichkeit verstummte allmählich, die Tagesbegebenheiten be-

schäftigten wieder alle Gemüter. Der Krieg in Spanien gewann immer größere Bedeutung; der Name Saragossa erfüllte uns mit Begeisterung; aber mit Wehmut vernahmen wir, daß auf der Halbinsel Deutsche gegen Deutsche fechten mußten. Der Marsch nach Spanien galt für den sicheren Weg ins offene Grab. Wie viele Westfalen gingen hin, wie wenige kehrten heim. Ein Bauerjunge nahm sich ein Taschentuch voll Erde mit, um noch eine Nacht auf dem Boden seiner Heimat zu schlafen. Manche Mutter starb vor Gram über den Verlust ihres Sohnes, manche Braut vertrauerte ihr Leben. Herzzerreißend war der Gesang, wenn die Soldaten beim Ausmarsch anstimmten: Ach du Deutschland, ich muß marschieren, ach du Deutschland, lebe wohl! In Süddeutschland war der Krieg in vollem Gange. Alle Gemüter waren aufgeregt, jedes hoffte, endlich würde Napoleon erliegen. In Hessen brach ein Aufstand aus unter Dörnberg, und etwas später zog Schill mit seiner Schar heran und beunruhigte Sachsen und Westfalen. Alles scheiterte. Anfangs Mai fanden Dörnbergsche Flüchtlinge in unserm Hause einen Zufluchtsort. Später brachte man durch unsere Nachbarschaft Schillsche Offiziere, die in Braunschweig erschossen wurden. Wir Kinder waren begeistert für Schill, wir kannten ihn schon aus dem letzten unglücklichen Kriege, wir waren betrübt und zugleich empört, daß ein so tapferer Soldat und entschiedener Franzosenfeind ein so schreckliches Ende nehmen mußte. Noch lange nachher lebte er in ehrendem Andenken fort, in mancher Bauernstube war sein Bild an der Tür zu sehen. Aller Augen waren nach Süddeutschland gerichtet; immer noch hegten die Vaterlandsfreunde einige Hoffnung. Mit Begier wurde der „Hamburger Korrespondent" gelesen. Da die Botenpost nur zweimal nach Gifhorn ging, so wurde oft Geld zusammengeschossen, um ihn durch einen eigenen Boten holen zu lassen. Wir Kinder hörten viel vom Kriegsschauplatze und wollten durchaus, daß der deutsche Kaiser den Sieg davontrage über den neuen Franzosenkaiser. Wir hatten damals neue graue Jacken bekommen; bei unserm Soldatenspiel wendeten wir sie um und schrieben mit Rötel ein großes F. II. (Franz der Zweite) darauf, obschon der deutsche Kaiser schon längst nur noch ein österreichischer war und sich F. I. schrieb. Welch ein Jubel, als die erste Siegesnachricht eintraf! Erzherzog Karl ward der Held des Tages — Aspern und Eßlingen, Jubel und Freudentränen überall! Aber unsere Freude wurde bald getrübt: das Kriegesglück wendete sich, Napoleon ging auch aus diesem Kampfe als Sieger hervor. Noch einmal blinkte ein Schimmer von Hoffnung an unserem

Himmel. Der geschworene Feind Napoleons, der seines Landes beraubte Herzog Friedrich Wilhelm, damals meist Braunschweig-Öls genannt, machte einen kühnen Streifzug durch halb Deutschland und so durch sein väterliches Erbe. Er traf den 31. Juli in Braunschweig ein. Wir hatten mit Angst und Beben die Kunde vernommen. Den 1. August kam es bei Ölper zum Treffen mit seinen Gegnern. Des Abends gingen wir ins Freie, hielten das Ohr an den Erdboden gelehnt und hörten deutlich jeden Kanonenschuß und das Rottenfeuer. Des anderen Tages kam die Kunde, daß sich der Herzog durch eine bedeutende Übermacht von Feinden siegreich durchgeschlagen habe. Lange Zeit noch sprach man von dem abenteuerlichen Zuge des Herzogs und seinen schwarzen Husaren mit dem Totenkopfe. In vieler Händen war sein Bildnis. Aus dem nahen Braunschweig erfuhren wir alles genau, was sich dort während der Anwesenheit des Herzogs begeben hatte, was und mit wem der unglückliche Fürstensohn gesprochen, nichts aber wurde öfter wiederholt, als daß dort wirklich Brüder gegen Brüder gefochten. Der Herzog hatte sich längst schon eingeschifft, lebte aber in unserem Andenken noch fort. Bei unseren Soldatenspielen trugen wir Papiermützen mit gemalten Totenköpfen.

Der Friede war abgeschlossen, Napoleon abermals Sieger, nur in Tirol dauerte der Kampf noch fort. Wir hörten viel vom Sandwirt Hofer, sahen ihn auch auf den Bilderbogen, aber diese letzte mutige Auflehnung gegen die Franzosenherrschaft war endlich auch gebrochen. Es schien, als ob ganz Deutschland französisch werden sollte, als wir in das neue Jahr 1810 eintraten. Schon im Januar ward Alt-Hannover mit Westfalen vereinigt und im Herbste auch das Schicksal Fallerslebens entschieden: es bildete von nun an einen eigenen Canton des Okerdepartements. Mein Vater wurde am 1. Oktober Cantonmaire, mein Bruder Mairiesekretär (11. November). Beide Stellungen waren nur bedeutend durch die Ehre und die Gelegenheit, amtlich viel Schlimmes abzuwenden und viel Gutes zu veranlassen und zu fördern. Plötzlich war nun alles anders geworden. Das öffentliche Politisieren hörte auf. Von Braunschweig wußten wir, wie gefährlich es war und werden konnte. Mancher büßte für eine unbefangene Äußerung in den Gefängnissen zu Kassel. Die geheime Polizei nämlich, diese saubere Napoleonische Einrichtung, war auch in Westfalen eingerichtet und zählte mehr Eingeborene als Fremde unter ihren Helfern und Helfershelfern — ewige Schmach für den deutschen Namen! Der westfälische Moniteur, die **einzige** westfälische Zeitung, halb französisch, halb deutsch,

ging von der Regierung aus; alle Bücher, Zeitungen, Zeitschriften, Flugblätter und Anzeigen standen unter der strengsten Zensur. Fremde Zeitungen waren zu teuer und durften sich ebenfalls nicht frei äußern. Der „Hamburger Korrespondent“ hatte für uns aufgehört. Hamburg war französisch geworden, der „Korrespondent“ mußte eine bedeutende Stempelsteuer bezahlen, das war den Fallerslebern zu teuer, und niemand hielt ihn mehr.

Geheime Polizei und Zensur hatte bis jetzt keiner bei uns eigentlich gekannt, jetzt lernten wir sie in ihrer ganzen Bedeutung kennen: beide waren die besten Mittel zur gänzlichen Unterdrückung der Wahrheit und jeder vaterländischen und freisinnigen Regung. Die geheime Polizei verbreitete Furcht und Schrecken in allen Kreisen der Gesellschaft und brachte jene trübe Stimmung hervor, die sich auch im Jahre 1819 bei den Demagogenuntersuchungen ebenfalls aller Gemüter bemächtigte. Doch blieb es nicht bei dem geistigen Drucke und der geistigen Bevormundung. Die Kontinentalsperre hemmte allen Handel und Verkehr und verteuerte eine Menge Lebensbedürfnisse, an die man sich in unseren Gegenden seit mehr als hundert Jahren gewöhnt hatte. Alles das traf jedoch mehr die Gebildeten, Wohlhabenden und Vornehmen. Zwei Dinge aber erstreckten sich über das ganze Volk: die unbarmherzige Konskription und die fast unerschwinglichen Abgaben. Wer die althannoversche Soldatenaushebung kannte, mußte das jetzige Konskriptionssystem grausam finden, und es war es auch, nur wenige Fälle konnten davon befreien. Mein Vater half auch hier, wo er nur helfen konnte; er hat mancher Familie ihre Stütze, mancher kranken Mutter ihren einzigen Trost auf Erden gerettet. Aber oft reichte auch seine Fürsprache nicht aus, und nebenbei mußte er noch die ärgsten Vorwürfe des Unterpräfekten sich gefallen lassen. Ebenso drückend waren die Abgaben. Gegen ihre Verteilung wäre weniger einzuwenden gewesen, aber sie waren zu hoch und zu mannigfaltig und wurden mit unerbittlicher Strenge eingetrieben. Das waren die Hauptschattenseiten der westfälischen Regierung, und darum glaubte man, es müsse als Wohltat betrachtet werden, wenn man dem Volke, als es wieder hannoverisch geworden, alles Alte, was es einst hatte, so schnell als möglich wiedergäbe. Und das geschah. So wurde denn von der neuen Junker- und Zopfregierung vieles Gute beseitigt, was alle vernünftigen Vaterlandsfreunde für heilsam und notwendig hielten und halten. Das junge Königreich Westfalen hatte Gleichheit vor dem Gesetz, mündliches und öffentliches Gerichtsverfahren, Schwurgerichte,

allgemeine Konskriptions- und Steuerpflichtigkeit, freie Ausübung des Gottesdienstes der verschiedenen Religionsgesellschaften, gleiche Berechtigung zu öffentlichen Ämtern, Trennung der Justiz und Verwaltung, und hatte — keine Hörigkeit, keine Fronden und Zehnten, keine Privilegien und keinen Adel. Bürger und Bauern hatten das Schlechte schnell kennen gelernt, aber das Gute noch viel schneller. Sie wußten, daß sie sich überall einer anständigen Begegnung von seiten der Behörden zu versehen hatten, daß ihre Klagen und Beschwerden gehört werden mußten, daß ihre Prozesse schnell und billig entschieden wurden, daß sie mit einem weiland bevorrechteten Stande in gleichen Rechten und Verpflichtungen standen. So lernten sie allmählich ihre Würde als Menschen fühlen und ihre Stellung als Staatsbürger begreifen. Die hannoversche Junker- und Beamtenherrschaft war verschwunden mitsamt ihren langstieligen, groben, halblateinischen und ebendeshalb unverständlichen Erlassen, ihren Bütteln und Hundelöchern, ihren Schandpfählen, Folterkammern, Galgen und Rad. In den amtlichen Schreiben gab es keine Abstufungen vom Edelgeborenen, Schneider und Schuster bis zum Hochgeborenen Grafen. Alles wurde mit „Mein Herr" abgemacht. Seit dem Beginne des Jahres 1811 schien die Umgestaltung der Dinge bei uns immer festeren Fuß zu fassen. Trotzdem war kein rechter Glaube daran im Volke. Als der große prachtvolle Komet im Frühjahr sich blicken ließ, da war mancher erfüllt von Angst und Schrecken und prophezeite einen blutigen, greuelvollen Krieg, dem der Umsturz alles Bestehenden folgte. Wir Kinder freuten uns jeden Abend an seinem herrlichen Glanzlicht und sahen in ihm mehr den Verkünder eines warmen Sommers, der uns lange heitere Tage für unsere Spiele brächte.

Um diese Zeit fühlte mein Vater eine unaussprechliche Sehnsucht nach seinem jüngsten Bruder, seit 1807 Pfarrer zu Mühlhausen im Waldeckschen. Die beiden Brüder hatten sich seit 15 Jahren nicht gesehen. Mein Vater beschloß eine Reise dahin, woran meine Mutter, meine älteste Schwester und ich teilnahmen. Ich freute mich gar sehr darauf und zeichnete mir eine Landkarte mit allen den Orten, die wir berühren mußten. Wir reisten mit eigenem Wagen und Pferden. In Göttingen erkrankte unser eine Pferd und starb. Wir wurden dadurch einige Tage aufgehalten und sahen den botanischen Garten, die Bibliothek, das Museum u. dgl. Die Bibliothek war eben damals durch den historischen Saal, den ganzen oberen Raum einer alten Kirche erweitert. Solche Menge Bücher hatte ich noch

nie gesehen. In einem Saale hing das lebensgroße Bild des Königs von Westfalen. Noch anziehender war für mich eine Sitzung des Tribunalgerichts. Hier sah ich zuerst das öffentliche und mündliche Verfahren. In Kassel fanden wir viel Leben und alles, was eine Stadt zur Residenz macht: Lakaien, Beamte und Soldaten. Den letzteren schenkte ich besondere Aufmerksamkeit; sie waren nach meiner Ansicht die schönsten, die man bis dahin gesehen hatte: geschmackvoll und zweckmäßig gekleidet, vortrefflich eingeübt, und leicht, frisch und munter in ihren Bewegungen. Ich stahl mich weg von Vater und Mutter und trieb mich stundenlang auf den öffentlichen Plätzen umher, wo es immer etwas zu sehen und zu hören gab. So lustig die Musik klang, so schrecklich tönte das Kettengeklirre der Gefangenen, welche die Straßen reinigen mußten; es waren viele politische Verbrecher darunter, die erst zwei Jahre später ihre Erlösung fanden. Eines Morgens in aller Frühe trafen wir in Mühlhausen ein. Mein Vater hatte sich seinen Amtshut tief ins Gesicht gedrückt. Der Oheim kam an den Wagen, sehr verlegen, er glaubte, ein französischer Kommissär wolle Konskribierte holen. „Kennst du mich nicht, August?" rief die Mutter. Es war eine rührende Überraschung. Wir blieben mehrere Tage bei dem guten Oheim, der nun seinerseits alles aufbot, uns für den weiten Weg zu belohnen. Eines Tages besuchten wir das Arolser Schloß. Als wir schon die innere Treppe hinaufgegangen waren, kam unten der Fürst vorbei. Mein Oheim eilte die letzten Stufen wieder hinab und stellte die Mutter vor. Vater und ich blieben oben. Ich war gar nicht weiter bewegt von dieser hohen Bewillkommnung. Ich fragte meinen Oheim: „Wie groß ist denn das waldecksche Land?" — „Dreiundzwanzig Quadratmeilen", war die Antwort. „Nun," meinte ich, „da lohnt es sich ja gar nicht einmal, ein Fürst zu sein." Diese unüberlegte Äußerung wurde mir nie verziehen.

Auf dem Rückwege hatten wir in Kassel einen unangenehmen Auftritt. Meiner Mutter waren zu Haus viele Briefe an Soldaten von ihren armen Eltern und Verwandten eingehändigt worden. Jetzt wußte sie nicht, was damit machen. Der Vater saß in der Gaststube am Tische neben einem unbekannten Manne, der sich mit ihm in ein Gespräch eingelassen. Die Mutter überreichte dem Vater die Briefe. „Ach," sagte dieser, „was geht's mich an!" und warf das ganze Paket auf den Tisch. Sofort nahm der Fremde sie in Beschlag. „Halt! mein Herr, was soll das?" entgegnete mein Vater. Jener aber bemerkte, daß er ein Recht darauf habe, holte ein Papier aus der Tasche und

rechtfertigte sich: der Mann gehörte zur geheimen Polizei. Beide gingen zum Minister des Innern, und ich glaube, die Folge davon war, daß auch späterhin die Mitnahme von dergleichen Briefen nicht mehr verpönt war.

Nach meiner Rückkehr besuchte ich wieder die Bürgerschule, welcher seit 1809 der Rektor F. zum Berge, mein nachheriger Schwager und später Schwiegervater, vorstand. Es wurde wenig gelernt, weil nur wenig gelehrt werden konnte: Religion nach dem hannoverschen Katechismus, biblische und Reformationsgeschichte, etwas Erdkunde — an der Wand hingen auf Pappe geklebt die beiden Halbkugeln der Erde —, Auswendiglernen von Gesangbuchversen, Bibelstellen und Gedichten zum Deklamieren, Rechnen und Schreiben. Viele Eltern meinten, das genüge auch, da ja doch jeder Soldat werden müsse und zu einem Staatsamte keine gelehrte Bildung, höchstens nur noch Französisch erforderlich sei. Mein Vater dachte nicht so; er wünschte, daß ich viel lernte, und ließ mir durch den Rektor Privatstunden geben. Das Französische, welches ich schon früher begonnen, setzte ich fort und das Lateinische fing ich mit großem Eifer an. In letzterem konnte ich es aber nicht weit mehr bringen, ich hatte bis zu meinem Abgange nur 40 Stunden darin gehabt. Ich war in diesem halben Jahre recht fleißig: ich lernte den ganzen hannoverschen Katechismus mit allen seinen Bibelstellen und Gesangbuchversen auswendig, las viel in der Bibel, schrieb viel Gedichte ab, um sie öffentlich herzusagen. Außer den Schulstunden besuchte ich regelmäßig den Konfirmandenunterricht. Am Grünen Donnerstage (26. März) wurde ich konfirmiert. Es war mir zumute, als ob ich ein ganzes Leben abgeschlossen hätte und ein neues beginnen müßte. Am Nachmittage spazierten wir Konfirmanden zusammen ins Freie und nahmen dann Abschied von einander. Die meisten sahen sich im Leben nie wieder.

In dieser Zeit erwachte zuerst der Drang, mich poetisch auszusprechen. Im November 1827 versuchte ich, der „Zwecklosen Gesellschaft“ in Breslau darzustellen: „Wie ich ein Dichter ward“. Ich stand damals jener Zeit um 34 Jahre näher als heute, und darum will ich aus meinem damaligen Vortrage hier einiges einschieben:

Bei den Griechen war die Erinnerung (Mnemosyne) die Mutter der Musen, bei mir ward es die Sehnsucht. Am 7. April 1812 reiste ich in Begleitung meines Bruders nach Helmstedt. Solange mein Bruder auf dem Wagen neben mir saß, solange er in Helmstedt sich aufhielt, solange ich ihn sah, ihn hörte,

schien ich noch alles zu haben, was ich hatte, Eltern, Geschwister, Jugendfreunde, Heimat und alles; wie er aber an der Nordseite Helmstedts Abschied von mir nahm und dann der Wagen allmählich aus meinen Blicken entschwand — da schreckte ich auf, bebte und weinte bitterlich, und es war mir, als ob das Liebste in der Welt, was ich vor einigen Tagen verloren hatte, jetzt auf einmal in einem Sarge niedergesenkt würde und ich stände da und hörte den ersten dumpfen Schaufelwurf, womit der Totengräber den Sarg zu verscharren beginnt. Wie die Wehmut selbst, bang und schüchtern kehrte ich in meine Wohnung zurück. Bei jeder Frage an mich, welche die Neugierde so gerne tut, konnte ich nur mit Tränen antworten. Mein Zustand verschlimmerte sich von Tage zu Tage, mein Heimweh schien unheilbar zu werden. Ja, der Anblick eines Bauernhutes und Rockes aus unserer Gegend stimmte mich zum Weinen. Sobald mir aber die fremden Gesichter heimischer wurden, sobald sich von seiten meiner Lehrer so viel Liebe und Wohlwollen zeigte und die Regelmäßigkeit des Schulunterrichts mich zu einer regelmäßigen Arbeit auf meinem Zimmer und zu körperlicher Zerstreuung nötigte, da verwandelte sich mein Heimweh in Wehmut und Sehnsucht, ich suchte das Verlorene überall; aber kein Frühling mit seinen Blütenbäumen, seinen Nachtigallen, kein Lehrer mit seiner Teilnahme, kein Freund mit seiner Tröstung konnte es mir wiedergeben. Einsam irrte ich gern auf den öden Sandhügeln, die an der nördlichen Seite Helmstedts sich bis an die hannoversche Grenze erstrecken, weil ich doch da etwas näher meiner Heimat war; und wenn ich mich genug an den Heideblumen gefreut und dem Zuge der Wolken nachgesehen hatte, kehrte ich wehmütig zurück. Eines Tages aber war mein Herz so voll Erinnerung, so wunderlich bewegt, und als ich nun einen Raben vor mir auffliegen sah an einer grün bewachsenen Stelle, wo Reisig zu Wellen (Wasen) gebunden lag, da fand ich die Wünschelrute, auf deren Schlag jedesmal die goldene Jugendzeit mit allen ihren Zaubern sich mir offenbaren sollte. Diese Wünschelrute war die Dichtung. Ich fing an zu reimen:

Dort wo fliegt der schwarze Rabe
Neben langen Wasen,
Ruht auf grünem Rasen
Ein lockichter schöner Knabe.

Mit einer unaussprechlichen Freude kehrte ich zurück, schrieb mein Verslein auf, und obschon ich keine Idee von Länge und Kürze hatte, fügte ich doch die bekannten Zeichen dafür hinzu.

Jetzt aber fragte ich den Hofrat Wiedeburg, was denn eigentlich im Deutschen lang und kurz sei? Statt aller Antwort gab er mir Vossens Zeitmessung, und damit gut. Ich blieb dabei so klug wie zuvor, denn das Buch war mir viel zu hoch. Ich gestand offenherzig, ich könne mich nicht dareinfinden, und der Herr Hofrat fand das ganz natürlich, ging in seine Bibliothek und brachte mir Moritzens Prosodie und einige ältere Versuche, das Rhythmische der deutschen Sprache auf bestimmte Regeln zurückzuführen. Nun, ich lernte wohl manches, jedoch nie, was ich eigentlich wollte, nie eine Regel, wonach ich sicher gehen konnte. Es wollte also immer noch nicht gehen. Da geriet ich endlich auf den Gedanken, ob sich die Quantität nicht aus den darin musterhaften Dichtern lernen ließe. Der Hofrat Wiedeburg gab mir nun den Salis. Das war eine Freude für mich! So ein einzelner Dichter war noch nie der Gegenstand meiner Muße gewesen. Ich las mit wahrer Andacht und las langsam, wohl ein Vierteljahr hindurch nichts als Salis; ehe ich ein neues anfing, kehrte ich gern zu den alten liebgewordenen zurück. Salis war zu sehr mein eigenes Selbst geworden, als daß ich an ein Darstellen meiner Leiden und Freuden gedacht hätte. So wie ich aber mit dem Technischen minder zu kämpfen hatte, stellte sich der Trieb zu dichten stärker ein als je vorher.

Um diese Zeit zogen mehrere französische Regimenter nach Polen und Ostpreußen der russischen Grenze zu. Wir hatten viele Durchmärsche. Ende Juni erfuhren wir Napoleons Kriegserklärung gegen Rußland und die russische Gegenerklärung. Bei Tische wurde oft über die neuesten Zeitereignisse gesprochen. Wir lasen die Kriegsberichte der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" und standen in dem Wahne, daß die Franzosen siegreich fortschritten. Die Napoleonschen Berichte lauteten bisher nur günstig.

Der Winter hatte sich dies Jahr ungewöhnlich früh eingestellt, die Kälte hatte bald einen hohen Grad erreicht und hemmte allen Verkehr. Die Wege waren zum Teil durch Schneefall unfahrbar geworden. Trotzdem bat ich meine Eltern, mich holen zu lassen, ich wollte gar zu gerne die Ferien bei und mit ihnen zubringen. Da kam denn eines Tages unser Wagen. Den andern Morgen legte ich mich auf den Wagen in das Stroh, dicht eingepackt in Mäntel und Fußsack und fuhr hinüber wie ein Lebendigbegrabener, von dem nur etwas Gesicht zu sehen war. Nach einigen Stunden hatte ich die gefährliche Winterreise glücklich vollendet. Am zweiten Weihnachtstage war großer Ball in unserm Hause. Gegen Abend war eben der „Westfälische Moni-

teur“ angekommen, niemand kümmerte sich um ihn. Er lag vor mir auf dem Tische noch zusammengefaltet, ich las. Über mir rauschte die Musik, die ganze Gesellschaft war im lustigsten Tanzen. Da las ich Napoleons 29. Bulletin vom 3. Dezember. Ich eilte hinauf in den Saal und verkündete die große Botschaft. Alles ward mit Angst und Entsetzen erfüllt, das Unglück war zu schrecklich, als daß man sich bei uns hätte freuen können. Beklommen fragte man sich: „Was mag aus unseren Leuten geworden sein! Die armen Westfalen! Die sind gewiß auch alle verloren!“ — Doch bald erholte man sich von der Trauerbotschaft, griff das Freudige auf, was für uns in diesem Ereignisse lag, jubelte dann über die Niederlage der Franzosen und tanzte lustig weiter bis an den lichten Morgen. Es war des Jammers und Elends so viel in der Welt, daß man jede Gelegenheit zur Fröhlichkeit festhielt.

Nachdem ich meine vierzehntägigen Ferien daheim sehr angenehm zugebracht hatte, kehrte ich nach Helmstedt zurück. Den 4. Januar begann die Schule. Den folgenden Tag wurde ich der Erste in Sekunda. Hauptlehrer dieser Klasse war Dr. Bollmann, ein Mann von gediegenem Wissen, streng und gründlich im Unterrichten, meist ernst, mitunter verdrießlich, von nicht eben einnehmendem Wesen.

Mit dem neuen Jahre fing ich an ein Tagebuch zu führen. Ich zeichnete jeden Tag ein, was mir merkwürdig schien. Die meisten dieser Aufzeichnungen sind ganz kurz, sie betreffen mein Verhältnis zu Lehrern und Schülern, erwähnen die Tagesereignisse, und oft auch meine augenblicklichen, oft traurigen Stimmungen.

Meinem Vater hatte ich versprochen, alle Neuigkeiten von Bedeutung zu melden. So meldete ich denn schon den 19. Januar die Nachricht der Berliner Zeitungen, daß die Russen in Königsberg eingerückt seien. Am 28. Januar lag ein westfälischer Offizier bei uns im Quartiere, der eben aus Rußland zurückgekehrt war; der erzählte uns furchtbare Geschichten vom Kriegsschauplatze. Den 6. März kamen die ersten französischen Kohorten durch Helmstedt, 4 Bataillone. Den 14. April ließen mich meine Eltern nach Haus holen. Schon unterwegs begegneten mir französische Vorposten. Im Orte traf ich 400 reitende Jäger vom Davoustschen Korps, das in Gifhorn sein Hauptquartier hatte. So mitten im Kriege war ich noch nie gewesen. Tag und Nacht war alles auf den Beinen, die Pferde standen gesattelt und aufgezäumt, Wachtfeuer loderten hell empor, Vorposten waren nach allen Seiten ausgestellt. Hinter der Aller

schwärmten die Kosaken. Am Karfreitage konnte kein Gottesdienst gehalten werden. Auf dem Amthofe trieben die Soldaten, gleichsam um das Gefühl der Gefahr nicht aufkommen zu lassen, allerlei Possenspiel, vermummten sich und hielten einen Mummenschanz. Aus Versehen wurde einer erschossen. Erst am Samstag vor Ostern (17. April) wurden wir von den sehr unwillkommenen Gästen erlöst. Davoust stand noch immer in Gifhorn. Mein Bruder war dort auf Befehl des Präfekten Oberaufseher der Lieferungen und Magazine. Mein Vater wollte nichts liefern und bekam mehrmals von seinem Sohne Exekution. Eines Mittags sprengten zwei Jäger mit gespannten Karabinern durch die Straßen. Als sie keinen Feind gewahrten, eilten sie zurück. Es kam nun eine Schar von etwa zwanzig Mann. Schnell mußte Brot und Vieh geliefert werden. Die Soldaten speisten unterdessen auf offener Straße. Über aufrecht stehende Tonnen wurden Bretter gelegt, der Tisch war fertig und die Mahlzeit folgte schnell hinterdrein. Gesättigt und befriedigt zogen sie ab mit ihren erpreßten Lebensmitteln. Das war der letzte Besuch der Franzosen. Das Hauptkorps brach endlich auf und schlug sich nach Hamburg. Anfang Mai wurde ein Tedeum befohlen für den Sieg der Franzosen bei Lützen, obschon sich keiner den Sieg eigentlich zuschreiben konnte. Wenn ein Tedeum in der Kirche begann, so liefen die Pfarrkinder hinaus, nur die Behörden blieben in Andacht zurück. Am 11. Mai des Abends um 10 Uhr zeigten sich in meiner Heimat die ersten Kosaken, ein Pulk von 39 Mann. Der Hetman umarmte meinen Vater und küßte ihn, der Kantor aber, der immer nach dem Cantonmaire schrie, bekam Hiebe mit dem Kantschu: „Nix Cantonmaire! Burgemeister!“ Ich mußte mit dieser und ähnlichen Nachrichten sehr vorsichtig sein. Die Ausspäherei und Angeberei hatte in diesen letzten Zeiten der Franzosenherrschaft ihren Höhepunkt erreicht. Ich war schon einige Male von der Polizei zur Verantwortung gezogen worden. Am 26. Mai sprengten drei preußische Husaren in Helmstedt hinein und holten sich die Kassen. Am 5. Juni begann der Waffenstillstand. Wir sahen dann und wann noch Franzosen: am 14. Juli zog das 2. französische Linienregiment durch. Am 24. Juli gingen vier meiner Mitschüler heimlich unter die preußischen Freiwilligen. Den 16. August nahm der Waffenstillstand ein Ende. Alles sah tröstlicher und hoffnungsreicher aus, nur nicht für die westfälischen Beamten: die meisten Cantonmaires wurden aufgehoben und fortgeschleppt; den Gendarmen ging es noch schlimmer, sie hatten sich durch ihre Jagd auf die Konskribierten

und andere Grausamkeiten zu verhaßt gemacht und wurden jetzt oft sehr gemißhandelt. Die Fallersleber Brigade war versprengt, die einzelnen ließen sich dann und wann sehen, wurden aber bald wieder verjagt; sie hatten meinem Vater Rache geschworen, und ich sehe es noch deutlich, wie dieser seine Doppelflinte lud und sich anschickte zur Verteidigung gegen seine eigene Brigade. Am 10. September zeigten sich in Fallersleben wieder Kosaken und Baschkiren, und am 25. erschien Marwitz mit seinen Landwehrreitern. Meine Mutter schickte sofort einen Eilboten an den Präfekten Reimann, der sich denn auch noch retten konnte. Von Fallersleben zogen sie weiter und rückten um 1 Uhr in Braunschweig ein. Die Lage Magdeburgs wurde immer mißlicher. Wenn auch noch nicht eine Belagerung, so stand doch eine Einschließung baldigst bevor. Unter solchen Umständen hielt es meine Mutter für ratsam, ihren Sohn daheim zu haben, der vom Präfekten des Okerdepartements dorthin geschickt war, um über die von demselben gestellten Schanzarbeiter die Aufsicht zu führen. Sie verabredete sich mit einem Unteraufseher, und dieser mußte mit einem Wagen nach Magdeburg fahren und dann seinen Oberaufseher abholen. Der Mann richtete die Sache ganz verständig ein. Er ließ den Wagen außerhalb der Schußlinie halten und ging dann zu Fuß zu meinem Bruder. Beide taten nun, als ob sie ihre Schanzarbeiter besuchen wollten, und spazierten dann immer weiter, bis sie den Wagen erreichten, stiegen ein und fuhren ab. Ich war gerade um die Zeit in Fallersleben. Wie groß war unsere Freude, als wir uns wiedersahen! Im Juli des nächsten Jahres war mein Bruder braunschweigischer Kommissär bei den Magazinen in Egeln und Meyendorf. Am 28. September zog Czernitscheff in Kassel ein. Am 1. Oktober erklärte er von dort aus das Königreich Westfalen für aufgelöst. Den 4. Oktober reiste ich mit den Meinigen nach Braunschweig. Wir blieben einige Tage dort. Den 6. sahen wir den Einzug Czernitscheffs mit seinen Kosaken, ein ergötzlicher Anblick! Diese Gesichter, die sich alle glichen, und dann wieder diese unendliche Mannigfaltigkeit in der Kleidung! Auf mehreren Wagen wurden die erbeuteten Sachen fortgeschafft, auf einem saßen zwei Kosaken mit zwei zahmen Rehen, ein Bild des Friedens mitten im Kriege! Seit dem 11. Oktober war ich wieder in Helmstedt. Die Kunde von der großen Schlacht bei Leipzig (18. Oktober) drang erst drei Tage später zu uns. Die Begeisterung war groß. Auch Steinhardt, mein Stubengenosse, war unter die Freiwilligen gegangen. Ohne ein Wort über sein Vornehmen zu sagen, hatte er gleich bei meiner Ankunft

Abschied von mir genommen. Den 26. Oktober hatte Jérome Kassel für immer verlassen. Den 3. November hatten sich die alten hannoverschen Minister wieder eingefunden, und am 6. nahm Olfermann für seinen Herzog das Herzogtum Braunschweig in Besitz. Den 21. Dezember kam mein Bruder, um mich abzuholen. Den andern Tag in aller Frühe fuhren wir nach Braunschweig und sahen uns den Einzug des Herzogs an.

Unter diesen aufregenden und zerstreuenden Ereignissen blieb mir doch Zeit zum Lernen. Das Lateinische und Griechische trieb ich mit Lust und Eifer, nicht minder das Französische; der Haß gegen die Franzosen hatte sich nur noch auf sie selbst beschränkt, ihre Sprache hielten wir für eine der drei Weltsprachen, die für den Völkerverkehr notwendig geworden sei. Dr. Wolff verstand es, in den öffentlichen wie in den Privatstunden durch seine Lehrweise uns in den grammatischen Bau so angenehm und zugleich so gründlich einzuführen, daß mir die damalige Grundlage von nachhaltigem Vorteile geblieben ist.

Für Poesie blieb ich nach wie vor beseelt und tätig trotz allen Aufregungen, welche sich durch das Kriegsgetümmel wiederholten. Schon zu Anfange des Jahres hatte ich mir ein Buch angelegt, worein ich alle Gedichte schrieb, welche mich am meisten ansprachen. Ich las dann fleißig Kleist, Matthisson, und zu Anfange des Frühlings Hölty in der Ausgabe von Voß. Nie ohne Tränen verweilte ich bei der Vorrede, diesem schönen, würdigen Denkmale, welches Voß seinem früh geschiedenen Jugendfreunde gesetzt. Nachdem ich das Neujahrsfest (1814) in gewohnter Weise mit den Meinigen gefeiert hatte, kehrte ich den 3. Januar schon nach Helmstedt zurück, mit anderen Gefühlen wie sonst; denn es war beschlossen worden, daß ich zu Ostern das Catharineum zu Braunschweig besuchen sollte. Meine Mitschüler nahmen großen Anteil an meinen poetischen Bestrebungen: ich mußte ihnen von Zeit zu Zeit die Gedichte vorlesen, wozu ich mich nie verstanden hätte, wenn ich ihrer Teilnahme nicht gewiß gewesen wäre. S. bat mich sogar, einige dem Dr. Wolff vorlegen zu dürfen. Dieser und der Hofrat Wiedeburg billigten sehr, daß ich die Anlage zur Poesie ausbildete, besonders wenn ich meine Schularbeiten nicht darüber vernachlässigte; der Hofrat fand es sogar sehr löblich, daß ich die antiken Versmaße nachzuahmen unternahm. Aber schon am 10. März erfuhr ich, daß wenigstens Dr. Bollmann die Sache anders ansah: ich blieb im Griechischen der Erste, wurde aber bedroht, wenn ich noch ferner auf Nebenbeschäftigungen meine Zeit verwendete, 6 hinunter zu kommen. Zu meinem Geburtstage (2. April) reiste ich

in die Heimat. Als die Abdankung Napoleons bekannt wurde, zeichnete ich mit einem Diamant auf eine Fensterscheibe in unserer Kinderstube ein Bild: in der Mitte Napoleon in zerlumpter Uniform mit seinem bekannten Hute, links der Gott der Zeit mit einer gewaltigen Sense und darunter folgende Verse:

Hier zeigt die Zeit ein Schattenspiel:
Napoleon den Großen,
Wie er von seiner Höhe fiel
In Nesseln mit dem Bloßen.

Die Fensterscheibe hat sich viele Jahre erhalten, ist aber endlich, wie meine Nichte sagte, „kaput" gegangen.

Von meinen Helmstedter Mitschülern sah ich Karl Steinhart und Ernst Henke nach vielen Jahren öfter wieder, Steinhart ist Professor in Schulpforta, Henke Professor und Oberbibliothekar in Marburg.

Den 24. April reiste ich nach Braunschweig. Den folgenden Tag ward ich vom Direktor des Catharineums geprüft, bestand und kam in die erste Klasse. Nun begann für mich ein freieres, regeres und mannigfaltigeres Leben, und es entwickelte sich immer mehr das, was man Charakter zu nennen pflegt. Ich trieb mit großem Eifer Griechisch und Latein und übersetzte aus letzterem ins Deutsche. Ich kam aber hier wie mitten in den Krieg hinein. Die Rüstungen wurden mit großem Eifer vom Herzoge betrieben, und das kleine Land von 200000 Einwohnern, welches nach den Frankfurter Beschlüssen vom 24. November 1813 nur 6000 Mann stellen sollte, hatte bald ein wohl ausgerüstetes Heer von 10000 Mann mit einer reitenden und einer Fußbatterie. Kein Wunder, daß auch unter solchen Rüstungen meine Poesie ihre bisherige harmlose Richtung einbüßte. Schon in Helmstedt hatte ich eine kleine Sammlung Körnerscher Lieder gelesen. Später erhielt ich von meinem Bruder Körners „Leier und Schwert" geschenkt. Ich wußte bald die meisten Lieder auswendig. Ich blieb dadurch poetisch angeregt und fing auch bald an von Freiheit und Vaterland zu dichten. Der 18. Oktober ward zum ersten Male feierlich begangen. Schon damals hatten viele vergessen, was denn eigentlich gefeiert ward, unmöglich doch der Sieg für die gänzliche Rückkehr in die alte gute Zeit? Ich sprach mich mit Ernst und Bitterkeit, mit Laune und Spott darüber aus und fand eine gewisse Art von Patriotismus dumm, lächerlich und abgeschmackt. Zu den Osterferien reiste ich wieder zu meinen Eltern, diesmal über Adenbüttel und Isenbüttel. Erst am 15. März traf ich ein. Unter-

weges ritt ein Freund unseres Hauses, der eben von Braunschweig kam, an mir vorbei und rief mir zu: „Napoleon ist in Frankreich gelandet.“ Als ich in die Stube eintrete, finde ich alles schon im lebhaftesten Gespräche. Der Amtmann schlägt die Hände hoch empor und ruft: „Kinders! Kinders! Jetzt muß alles mit! Alles, alles mit! Du auch!“ — „Ich, Herr Amtmann? Für die schöne Regierung werde ich meine Haut nicht zu Markte tragen.“ — Ich meinte das in vollem Ernste, weil ich lieber gegen die inneren als äußeren Feinde kämpfen wollte.

Am 2. Mai ging ich zum Buchdrucker Johann Heinrich Meyer und brachte ihm vier vor einiger Zeit verfaßte Lieder und fragte ihn, ob er geneigt sei, sie zu drucken. „Sehr gern,“ erwiderte er, „schade daß Sie nicht schon eher damit gekommen sind.“ Meine vier Lieder erschienen ohne meinen Namen unter dem Titel: „Deutsche Lieder von A. H. H. Vincet amor patriae, laudumque inmensa cupido. Virg. Aen. VI. 824.“ O. O. u. J. 5 Bl. 8°. — Die Begeisterung, in der sie verfaßt sind, verdient noch heute Anerkennung; sonst ist nichts Gutes daran. Um diese Zeit (Anf. Mais) faßte ich den Entschluß, Hannover für immer aufzugeben. Mein Bruder dachte ebenso, er war damals schon im Auslande. Der Adel trat mit der größten Anmaßung wieder auf und suchte seine alten Vorrechte und Bevorzugungen auf alle Weise wieder geltend zu machen. Da tauten die alten längst verschollenen Klänge wie die eingefrorenen des Münchhausenschen Posthorns mit einem Male wieder auf: Herr von, Herr Baron, Herr Graf, Ew. Gnaden, gnädige Frau, Hochgeboren, Hochwohl-, Hoch- und Hochwohlgeboren usw. Alle höheren Staatsstellen wurden mit Adeligen besetzt, in der Kavallerie gab es bald nur noch adelige Offiziere, die adeligen Amtmänner hießen Drosten, die adeligen reitenden Förster Forstmeister, die adeligen Förster trugen goldene, die bürgerlichen silberne Epaulettes, die Adeligen hatten ihre eigenen besseren Plätze im Theater, sogar in den Göttinger Hörsälen, und ihre Toten standen in den „Hannoverschen Anzeigen“ unter der Abteilung: „Charakterisierte Personen“. Das waren die wonnevollen Zeiten!

Am 21. Juni kam die Nachricht von dem Tode des Herzogs († 16. Juni). Niemand wollte es glauben. Da läuteten die Glocken und bestätigten es. Ganz Braunschweig in Trauer. Unsere jungen Poeten dichteten Elegien. Auch ich entschloß mich dazu, aber erst den 30. Juni.

Die Stadt- und Landestrauer wurde bald durch Freude

und Jubel unterbrochen: die Siegesberichte aus Frankreich folgten schnell nacheinander. Viele Spottgedichte wurden damals öffentlich feilgeboten und fanden reißenden Absatz. Ich hatte mir eine Sammlung solcher fliegender Blätter angelegt, die bald zu einem dicken Bande gedieh, der mir leider später durch vieles Verleihen verloren ging. Napoleon wurde abermals wie zu Ende des Jahres 13 totgeschimpft, totgedichtet, totgesungen. Aus den Schimpfwörtern auf ihn hätte man ein ganzes Wörterbuch machen können. Ich hatte Napoleon gehaßt, aber die Anbeter und Vergötterer seiner Sieger wurden mir in ihrer Sicherheit verächtlich. Die Karikaturen waren oft nicht besser als diese gemeinen Spottlieder: man stellte den Mann, vor dem sich einst die Fürsten Europas gebeugt hatten, als Heckelträger, als Metzger u. dgl. dar, oder als Leiermann, der da singt: „Es kann ja nicht immer so bleiben." Auch gab es ein Bildnis Napoleons aus lauter Schlangen zusammengesetzt mit einem Spinnengewebe statt Sterns auf der Brust. Sein leicht zu treffendes Bildnis wurde in Gefäßen angebracht, deren Namen man in anständiger Gesellschaft nicht zu nennen wagt.

Der Ernst des Lebens bleibt nicht aus. Meine Eltern drangen in mich, daß ich mich jetzt für ein Brotstudium bestimmt erklären sollte; sie wünschten die Theologie, ließen mir aber freie Wahl. Da ich selbst die Notwendigkeit eines solchen Entschlusses erkannte, so entschloß ich mich bald und wählte die Theologie. Dennoch kümmerte ich mich wenig darum, ob ich denn dazu gehörig vorbereitet sein würde, wenn ich schon zu Ostern Braunschweig verließe. Der Blick in die Zukunft machte mich jetzt ziemlich ernst: ich fühlte, daß ich durchaus weder Lust noch Talent genug haben möchte, den ganzen theologischen Glaubens- und Wissensschatz glücklich durchzumachen, und doch schwatzte ich mir viel vor von Mut und Beharrlichkeit. Soviel stand fest: die schönen Tage meines poetischen Lebens rückten immer ferner und schienen mir unwiederbringlich; an der Jakobsleiter meiner Wünsche und Hoffnungen kletterte ich nicht mehr hinauf, sondern herab. Die nächsten drei Stufen werden nun wohl die Studentenjahre sein, dachte ich mir, wo du von einem theologischen Hörsaale in den anderen läufst; fünf oder mehr darauf folgende Stufen kannst du für die Jahre rechnen, wo du als Hauslehrer eines gnädigen Herrn in der Kinderstube schulmeistern, an seiner Tafel und an seinem Spieltische lückenbüßern mußt; noch einige Stufen bleiben dir dann, wo du als Kandidat und wallfahrender Prediger um eine Pfarre und ein Weib werben mußt, und — dann ist es aus mit der

Jakobsleiter, du bist glücklich auf der Erde angelangt, hast Pfarre, Weib und Kinder, und die Wünsche der Deinigen, wenn auch nicht deine, sind erfüllt.

Noch ernster aber wurde ich bei der Besorgnis vor einer sehr drückenden Lage während meiner akademischen Laufbahn, die ich doch in kurzem antreten sollte. Dort gab's andere, größere Bedürfnisse zu befriedigen als hier, und die größere Entfernung von der Heimat machte manche Unterstützung, wo nicht ganz unmöglich, doch sehr schwierig; auf bares Geld durfte ich wohl vorläufig, aber doch nicht für die ganze Zeit meines Aufenthalts in Göttingen rechnen. Diese Besorgnis war leider begründet, da die Vermögensverhältnisse meiner Eltern sich nicht verbesserten.

Zu Frühlingsanfang verließ ich Braunschweig und begab mich an meinen Geburtsort. Nach einiger Zeit reiste ich dann zu Fuß mit meinem Jugendfreunde Ferdinand Hempel nach Göttingen, er wollte Forstwissenschaften, ich Theologie studieren. Sonntags 28. April trafen wir in Göttingen ein. Ich hatte nur gegen 20 Rtlr. Geld, aber einen Koffer unterwegs, beinahe zwei Zentner schwer mit Büchern, Schriften und Wäsche. Den Tag darauf wurde ich unter Mitscherlich immatrikuliert. Kaum Student geworden, mußte ich schon Geld borgen. Schöne Aussichten! Das geborgte war bald wieder ausgegeben, und wenn ich auch von Zeit zu Zeit einige Louisdor erhielt, so konnte ich doch am Ende weiter nichts als Schulden bezahlen und Schulden machen. Das war das erstemal, wo ich die Prosa des Lebens recht tief und schmerzlich fühlte! Ich, und ohne Geld, ich, einst in der Fülle aller Güter, ohne ein Bedürfnis zu kennen, ohne eine Sorge um den morgenden Tag zu ahnden, und jetzt ein Brotstudium und kaum einen Bissen Brot, ein Student, ein freier Mann und in der größten, widerlichsten Abhängigkeit!

Mein Vater hätte das alles wie ich auch fühlen müssen, aber er hatte so etwas nie erlebt. Meine Bitten, meine Klagen, mein ängstliches Flehen — ihn konnte es nie so rühren, wie ich es beabsichtigte, damit er meiner Not abhülfe. Ihm war und blieb die Welt noch im Alter und bis an seinen Tod und zwar unter allen Verhältnissen geradeso, wie er sie in seiner Jugend sich gedacht, sie geliebt und gehaßt hatte. Seine Briefe gehen selten auf den Gegenstand ein, über den ich mir Antwort erbat; es schien ihm viel zu unbedeutend, über Geld, Freitisch und sonst etwaige Unterstützung zu schreiben; alles andere, wenn es nur unmittelbar meine geistige Ausbildung betraf, besprach er mit Wohlgefallen, und er fiel auf das Fremdartigste, wenn er

nur glaubte, daß er irgend auf mich und die Art meiner Studien wohltätig wirken könnte.

Ich hatte den Wunsch meines Vaters, nicht mehr zu dichten, nur zu wörtlich erfüllt. Wer weiß, ob ich jemals wieder darauf gekommen wäre, wenn mich nicht ein eigenes Mißgeschick wieder in poetische Studien geführt und so zum Poeten gemacht hätte. Dies Mißgeschick war, daß meine drei theologischen Kollegia, die ich von Ostern bis Michaelis 1816 hörte, mich der Theologie gänzlich entfremdeten. Ich hörte beim alten Planck Kirchengeschichte und verstand kein Wort: der hochgelehrte ehrwürdige Herr hatte ein sehr schlechtes Organ und sprach noch dazu alles schwäbisch aus. Ich blieb bald weg. Ich hörte bei Pott hebräische Grammatik, besaß aber gar keine Vorkenntnisse, schrieb ein schönes Heft, und das war alles, was ich dabei gewann, nicht einmal die Buchstaben weiß ich mehr. Ich hörte bei demselben die größeren Paulinischen Briefe, war sehr fleißig, aber fühlte mich durch die unwürdige Behandlung eines so hohen Gegenstandes meines künftigen Berufes sehr verletzt. Nun kam noch dazu ein viertes Kollegium, das mich ebenfalls nicht recht befriedigte. Ich hörte Logik bei Gottlob Ernst Schulze, dem weiland berühmten Gegner Kants. Sein Vortrag war klar, aber fortwährend unterbrochen durch ein „ä pä", und die trockene Logik wurde einem erst recht trocken. Um mich für diese Kollegienprosa schadlos zu halten, beschäftigte ich mich gern mit Philologie und deutscher Literaturgeschichte und besuchte fleißig die Universitätsbibliothek, diese Bibliothek, die in mancher Beziehung so einzig in ihrer Art ist, die sich so auszeichnet durch ihren großen Reichtum, ihre musterhafte Aufstellung, ihre genügenden Kataloge, ihre vortreffliche Verwaltung, ihre gefälligen, kenntnisreichen Beamten, die Bequemlichkeit ihrer Benutzung; wie angenehm, daß sie jeden Tag mehrere Stunden jedem geöffnet ist, daß man sich in den großen Räumen niederlassen und ausbitten kann, was man ansehen und nachschlagen will, und daß man nun noch eine genügende Anzahl Bücher zu wochenlanger Benutzung ins Haus erhält. Dieser freigebigen Göttinger Bibliothek verdanke ich wenn nicht mehr, doch ebensoviel als der teueren Heftweisheit der Göttinger Professoren. Das erste halbe Jahr war hin, und ich fühlte mich gezwungen, mir einen eigenen Studienplan zu entwerfen, den ich auch eifrig verfolgen wollte, sobald ihn mein Oheim gutgeheißen hätte. Mein Oheim, immer noch Pfarrer H. zu Mühlhausen im Waldeckschen, hatte mich seit dem Jahre 11 nicht gesehen, auch weiter nichts von mir gehört. Wie mußte es ihn überraschen, als er

auf einmal einen Brief vom kleinen Heinrich bekommt, worin derselbe sich als Mitglied der Georgia Augusta ankündigt! Am 16. September erfolgte statt Antwort ein kurzes Einladungsschreiben, am 19. reiste ich zu Fuß ab, mein Reisegefährte war der Studiosus Heiner, ein geborener Waldecker. Zu einem reisenden Studenten gehörte damals vor allen Dingen ein ledernes Ränzelchen mit grünem Wachstuche überzogen, das auf dem Rücken getragen wurde und etwas Wäsche und ein Kommersbuch enthielt. Ferner gehörte dazu ein leichter Rock, in der Seitentasche eine Brieftasche, gestickt von der Hand einer Schwester oder liebenswürdigen Freundin nebst Stammbuchblättern und getrockneten Blumen, Zeichen der Erinnerung an schöne Tage, ferner ein Pfeifenrohr von wohlriechendem Weichselholz mit einem Lemgower Meerschaum- oder Ulmer Holzkopf, eine geschenkte Geldbörse, die nirgend, wohin man sie auch steckte, Beschwerden verursachte, endlich ein Ziegenhainer von echtem Hörlitzholz (cornus) mit den eingeschnittenen Namen der Freunde. So ausgerüstet waren auch wir beide und zogen fröhlich und wohlgemut ins Waldecker Land. Obschon wir nicht wie unsere Vorfahren, die weiland fahrenden Schüler „heischen" (betteln) gingen, so versäumten wir doch nicht, hier und da die Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen. Am vierten Tage erreichte ich Mühlhausen. So groß die Freude des Wiedersehens, so groß war die Freude des Beisammenseins. Wir mochten sein, wo wir wollten, zu Hause, im Felde oder auf Reisen, überall gab's Veranlassung, uns gegenseitig auszusprechen. Sooft ich von meiner Theologie begann, stimmte mein Oheim entschieden dagegen; seine Gründe waren meist immer dieselben, die auch ich mir selbst anführte; er fand aber in seinem Leben den allertriftigsten, und dessen Richtigkeit war mir so vollkommen einleuchtend, daß ich also eigentlich gegen gar nichts etwas einzuwenden haben konnte. Also etwas anderes! Das war bald ausgesprochen; wer aber wußte vorherzusagen, ob dies andere auch das Bessere für mich sein müßte? Meine Wahl ließ nicht lange auf sich warten: ich erkor die Philologie. Mein Oheim stimmte bei. Er hing ziemlich stark am klassischen Altertume, und das kam wohl mit daher: er hatte zu spät sich damit vertraut gemacht, anfangs zuviel Mühe, zuletzt aber, besonders unter seinen Amtsgenossen, zuviel Ehre davon gehabt; er kannte die Griechen und Römer ganz gut und sprach ein hübsches Latein. Jetzt pries er mir das Studium der alten Literatur, wie wichtig, ja notwendig es für jeden Gelehrten sei. „Nun ja," meinte ich, „so will ich denn einmal Philologie studieren!" Der Vor-

satz war ernstlich genug gefaßt, ob ich ihn aber vollständig ausführen würde, bezweifelte ich selbst; mir ahndete schon nichts Gutes, wenn ich so viel über die falsche Anwendung der Philologie hörte, wie sie den Geist an Kleinigkeitskrämereien gewöhnte und ihn darin erstickte und, statt Mittel zu anderen Dingen zu sein, lediglich als Zweck betrachtet würde. Nahm ich nun an mir selbst wahr, daß mich eine gewisse Neigung zur deutschen Sprachforschung, deutschen Geschichts- und Sittenkunde ꝛc., ja eine Art von Instinkt zu Dingen hintrieb, die sich selten mit dem Studium des klassischen Altertums vertragen, so ward ich erst recht bedenklich bei meinem neuen Plane. Vorläufig jedoch kümmerte ich mich nicht weiter um die Zukunft und benutzte, was der Augenblick mir bot: bei den vielen Ausflügen mit meinem Oheim (Corbach, Arolsen, Canstein) besuchte ich Kirchen, Kunst- und Gemäldesammlungen, Naturalienkabinette, Bibliotheken, die Gelehrten und die Kirchhöfe, zeichnete das für mich Merkwürdigste auf, schrieb Urkunden ab, machte Auszüge aus Büchern und Handschriften und fertigte ein waldeckisches Idiotikon an, wozu mir die Dienstboten und Anwohner des Pfarrhofes täglich Beiträge liefern mußten.

Am 19. Oktober kam ich nach Göttingen zurück. Ganz erfüllt von meinem neuen Studienplane, ging ich sofort auf die Bibliothek und lieh mir allerlei Bücher über Geschichte, Enzyklopädie und Methodologie der Philologie und über allgemeine Literaturgeschichte. Während ich so für mein Selbststudium gesorgt hatte und dann selbiges eifrig trieb, hörte ich einige philologische Vorlesungen von Dissen und die Ästhetik bei Bouterwek. So war also mein neuer Studienplan ins Leben getreten.

So verging denn endlich dieser erste Winter in Göttingen, und als der Frühling kam, da zog's mich unwiderstehlich hinaus dem Kranich gleich in die Heimat, um einen Plan auszuführen, den ich aus Not und Neigung entworfen hatte. Dieser Plan besagte weiter nichts als: du sollst philistrieren, d. h. von Ostern bis Michaelis bei dir selbst Kollegia hören in deiner Vaterstadt. Ich erwartete viel und durfte es erwarten, weil ich doch längere Zeit mit den Meinigen leben konnte. Ebenso trauete ich meiner treuen Liebe zu geistiger Beschäftigung und dem Ekel am Philistertume so viel zu, daß ich um ihretwillen auf alles leicht verzichten würde, was mich irgend stören und zerstreuen könnte. Ich erhielt im Februar Briefe genug, worin mir in bezug auf meinen Plan alles mögliche versprochen ward, lauter schöne Hoffnungen, aber keinen Pfennig Geld, und ohne meine

Schulden bezahlt zu haben, konnte ich und wollte ich Göttingen nicht verlassen. Endlich aber erschien Geld, und ich ward flott.

Wie ich zu Hause ankomme, freut sich alles inniglich. Doch waren die nötigen Einrichtungen für mich noch nicht getroffen; mein Lieblingszimmer, sonst so freundlich und einladend, war jetzt unwohnlich. Nach einigen Tagen, kurz nach dem Osterfeste, verließ ich das Haus und ging nach Magdeburg zu meinem Bruder.

Es war mir sehr angenehm, daß ich zu diesem kleinen Ausfluge einen Reisegefährten fand. Mein Jugendgenosse Heinrich Dreyer, Studiosus der Theologie, hatte die Ferien bei seiner Mutter zugebracht und stand eben im Begriffe, nach Halle zurückzukehren. Als wir bei dem ersten Festungsposten anlangten, wurden wir angehalten. Mein Freund hatte neben seiner Matrikel einen Paß, er wurde nicht weiter beanstandet. Mit meiner Matrikel ging es mir schlecht. Der Unteroffizier entfaltete die große Urkunde, schüttelte den Kopf und machte die geistreiche Bemerkung: „Och, Latein versteht kein Schwein." Ein Soldat mit Ober- und Untergewehr begleitete mich nun wie einen Sträfling durch die ganze Stadt bis ins Polizeigebäude. Dort wurde ich denn nach dem Zweck meiner Reise gefragt, woher? wohin? „Ja," sagte ich, „meine Herren, mein Zweck ist sehr einfach: ich will meinen Bruder besuchen, den Regierungskalkulator Hoffmann." Ich konnte doch nicht sagen „zum Vergnügen"; denn sonst hätte es mir auch gehen können wie jenem Reisenden, der ins Fremdenbuch als Zweck der Reise „zum Vergnügen" hineingeschrieben hatte und den andern Tag vor die Polizei geladen wurde: „Hören Sie, das ist sehr verdächtig — es hat sich hier noch niemand zum Vergnügen aufgehalten." Jetzt wurde mir ein Polizist mitgegeben. Da ich nur den Hausbesitzer und die Straße, aber nicht die Hausnummer angeben konnte, so wurde in verschiedenen Häusern nachgefragt, ob der Kalkulator Hoffmann dort wohne. Als immer ein entschiedenes Nein erfolgte, so wurde dem Polizisten eigen zumute; ich las schon aus seinen Mienen, als ob er mich für einen argen Schwindler hielte. Endlich gerieten wir in das rechte Haus. Der Wirt öffnete meines Bruders Wohnung, ich warf meinen Ränzel mitten in die Stube, zog mir die Stiefel aus, stopfte mir eine Pfeife, legte mich aufs Sofa, bestellte mir zu essen und zu trinken und tat, als ob ich zu Hause wäre; dann stöberte ich die Bücher durch und las nach so vieler liebevoller Behandlung Thümmels „Inokulation der Liebe". Unterdessen verhandelte der Polizist noch lange sehr eifrig mit dem Wirte und

machte es ihm zur Pflicht, ja ein wachsames Auge auf den sehr verdächtigen Menschen zu haben und ihm durchaus nicht den lateinischen Schein eher wiederzugeben, als bis sich die Sache aufgeklärt habe. So saß ich denn nun da und wartete auf meinen lieben Bruder. Es wurde 10, es wurde 11 Uhr, mein lieber Bruder kam nicht. Die Angst des Wirts, der zwar den Glauben, aber nicht den Mut mit der Judith teilte, wuchs von Minute zu Minute. Da kam mein Bruder als Rettungsengel. Wir lachten noch lange über den Diensteifer des Polizisten und die Angst des guten Staatsbürgers. Schon damals fingen die Behörden an, jeden jungen Menschen, der bequem und deshalb oft auffällig gekleidet war, oder gar eine greise Turnjacke und leichte Mütze trug, für staatsgefährlich zu halten und ihm besonders das Reisen zu verleiden. Mein Bruder behielt mich einige Wochen bei sich und bot alles auf, mir den Aufenthalt lehr- und genußreich zu machen.

Dann kehrte ich wieder nach Fallersleben zurück. Ich studierte nun allgemeine Sprachlehre, Lateinisch, Griechisch, las den Homeros und die Nibelungen, lernte Holländisch und brachte es im Dänischen so weit, daß ich mich bald unterhalten konnte, und zwar mit einem Kopenhagener Tischlergesellen, der nach Fallersleben verschlagen war, gute Schulkenntnisse besaß und sein Handwerk gut verstand. Ich lebte sehr zurückgezogen, nur meinen Studien und meiner Familie. So poetisch ich oft gestimmt war, wenn so viele Erinnerungen an eine glückliche Kindheit in mir erweckt wurden, so dachte ich doch gar nicht ans Dichten. Ernst und nachsinnend wandelte ich oft von meinem treuen Pudel Asgard begleitet im Felde und Gebüsche umher, pflückte mir Wiesenblumen für meinen Arbeitstisch und suchte schöne Aussichten auf, oder ich blieb in unserem Garten, pflanzte Blumen, nahm Samen auf, band die Reben und Ranken empor oder ruhte im Schatten der Lindenlaube.

Die Michaelisferien gingen zu Ende, ich packte meine Schriften und Bücher zusammen und machte mich reisefertig. Der Studiosus Zernial, der sich von Berlin mir zum Begleiter angemeldet hatte, war bereits angekommen. Er wollte wie ich seine Studien in Göttingen fortsetzen. Durch den kurzen Umgang vor unserer Abreise hatten wir uns ziemlich genähert, auf der Reise selbst noch mehr, in Göttingen unterhielten wir dann einen traulichen Verkehr, an dem noch ein Dritter teilnahm. Dieser Dritte war Krawinkel. Schon die Art, wie wir miteinander bekannt wurden, zeigte, daß er nicht zu den gewöhnlichen Menschen gehörte. Eines Morgens klopft's an meiner

Stubentür, ich sitze an meinem Tische, arbeite ruhig fort und rufe: „Herein!“ und wer tritt hinein? Ein schlanker, wohlgebauter Jüngling mit einem runden, ausdrucksvollen Gesichte; seine Augen, die bald sanft, bald scharf mich anblicken, sind lieblich blau und seine Wangen matt gerötet; in der Linken hält er eine lange Pfeife mit einem Meerschaumkopfe — so kommt er auf mich zu und reicht mir die Hand. Ich stehe etwas verlegen auf — ich hatte ihn ja noch nie gesehen, obschon er mir gegenüber, nur einen einzigen Schritt von mir wohnte, — und sehe ihn an, begierig auf das, was er sagen wird. Da erzählt er mir denn mit großer Unbefangenheit, daß man ihm gesagt habe, es sei so Sitte in Göttingen, seine Nachbarn zu besuchen und mit ihnen gute Freundschaft zu halten. „Nun ja,“ versetzte ich, „warum denn nicht? Das wollen wir tun.“ Und ich muß gestehen, daß wir von diesem Augenblicke an nicht erst Freunde werden durften, sondern es wirklich waren. Ich lud nun Zernial bald zu mir ein, auch er lernte Krawinkel kennen. Wir kamen dann den ganzen Winter hindurch mehrmals die Woche zusammen.

Zur klassischen Philologie zog mich jetzt der Beruf: ich hörte bei Dissen Terenz und bei Welcker Sophokles. Ich wurde mit mehreren Philologen bekannt. Wir gründeten eine lateinische Gesellschaft: nach der Reihe sollte jeder eine Abhandlung in lateinischer Sprache liefern über irgendeinen Gegenstand aus der Altertumswissenschaft, darüber sollte dann lateinisch disputiert werden, und die übrige Unterhaltung sollte immer lateinisch sein. Mitglieder waren Dilthey, Eduard Jacobi, Wüstemann und Wachler (Neffe des Breslauer Oberbibliothekars), die alle außer dem letzten als Philologen rühmlich bekannt geworden sind. Die Idee war schön und der Eifer anfangs sehr groß. Bald aber fehlte allen Zeit oder Lust, eine Abhandlung auszuarbeiten. Ich kam meiner Verpflichtung nach mit einer Ausarbeitung de colore togae romanae. Ich hatte mich viel damit gequält und war zu dem Ergebnis gelangt, daß die Farbe der römischen Toga weiß gewesen sei. Unsere Gesellschaft durfte nicht erst den bald folgenden Auszug mitmachen, sie hatte sich schon vorher in Wohlgefallen aufgelöst. Lehr- und genußreicher als diese Philologica war für mich das Kollegium von Fiorillo über Kunstgeschichte. Die Hauptwerke berühmter Künstler suchte er uns durch Kupferstiche zu veranschaulichen, und wenn er seinen Vortrag geschlossen hatte, so konnten wir uns mit Muße und mehr noch besehen, als erwähnt worden war. Als Aufseher der Kunstsammlungen wußte

er sein Kollegium höchst interessant zu machen, und es war seine zwei Louisdor wert.

Um das Studentenleben hatte ich mich bisher wenig gekümmert, es gehörte ja auch mit zum guten Tone, so wenig als möglich Studenten zu kennen. Und dabei stand man sich gut: man war sicher vor diesen kalten, vornehmen, empfindlichen Musensöhnen, wie sie damals massenhaft nur in Göttingen gediehen und gedeihen konnten. Ein Vereinsleben war kein Bedürfnis, ein paar hundert Landsmannschafter beherrschten das große Heer der Wilden, das doch wohl über anderthalb tausend stark sein mochte. Die Korps bestimmten den Komment, hielten Kommerse und maßten sich das Recht an, in allen Studentenangelegenheiten, bei öffentlicher Vertretung, Ehren- und Duellsachen die einzige Behörde zu sein. Seitdem, durch die Feier des Wartburgfestes angeregt, die Gründung deutscher Burschenschaften eifriger betrieben wurde, machten wir auch in Göttingen Versuche damit. Aber unsere Versammlungen waren erfolglos, Göttingen war einmal kein Boden für Burschenschaften. Die Korpsburschen, die doch gesetzlich verboten waren, wurden vom Prorektor zum Tee eingeladen, und — es blieb alles beim alten. Wie hätte auch so etwas entstehen können an einem Orte, wo noch nie in die Seele eines königlich großbritannisch-hannoverischen Hofrats der Gedanke „Deutschland" gedrungen war? Feinheit in der Tracht und im Benehmen wurde den Göttinger Studenten nachgerühmt, und freilich mit Recht, aber man ging oft in beiden Dingen zu weit, daran waren jedoch auch die Professoren mit schuld. Bei gewissen konnte man nur im Frack und mit dem Zylinder einen Besuch machen, und hatte man gar das große Glück, zum Tee eingeladen zu werden, so mußte man ballmäßig erscheinen. Es war schwer, mit den Professoren bekannt zu werden; fremd wie man ihnen blieb, so blieben sich auch die Studenten: man saß ein halbes Jahr lang in demselben Kollegium und hatte mit seinen Nachbaren nie ein Wort gesprochen; man wohnte Jahr und Tag in ein und demselben Hause, ja in demselben Stockwerk mit vielen zusammen und erfuhr kaum etwas von ihnen, ja man bekam sie oft nicht einmal zu Gesicht. Daß man sich anständiger und rücksichtsvoller gegeneinander benahm als auf anderen Universitäten, war ganz hübsch, doch geschah es oft mehr aus Besorgnis anzustoßen als aus Neigung und Überzeugung. Eine gewisse Harmlosigkeit im Verkehre mit Studenten, die man wenig oder gar nicht kannte, hörte ganz auf. Es lag mir übrigens auch gar nichts an einem Gesamtverkehre, höchstens daß ich mich für den Sohn

eines berühmten Mannes interessierte, z. B. Baggesen. Mir genügte der kleine Kreis meiner Freunde, und ich hatte ja auch alle Hände voll zu tun.

Der angenehme, geistbelebende Verkehr mit Zernial und Krawinkel war ungestört bis zum Frühlinge fortgegangen. Da wurde es plötzlich anders. Zernial, um vieles älter als wir, glaubte schon dadurch uns, den Jüngeren, gegenüber ein Vorrecht zu haben, nämlich uns alles sagen zu dürfen, während wir uns alles von ihm gefallen lassen sollten; er wollte, wenn nicht mehr, doch alles besser wissen als wir. Seine heftige, anmaßende, von Unfehlbarkeit strotzende Art und Weise, sich und seine Ansichten geltend zu machen, brachte es dahin, daß meine bisherige Harmlosigkeit sich ihm gegenüber in Mißtrauen, meine frühere Teilnahme für ihn sich in Gleichgültigkeit gegen ihn verwandelte. Sonderbar, daß ich und Krawinkel um ebendiese Zeit in ein Meer von Mißverständnissen gerieten, woraus wir vorläufig nicht aufzutauchen vermochten. Er, einer der edelsten und herrlichsten Menschen, die ich je in der Welt kennen lernte, begabt mit tiefem Gefühle und einem scharfen Verstande, voll von hohem Sinne für Recht und Wahrheit, begeistert für eine Idee, der man sein Leben freiwillig hingibt, wenn's darauf ankommt, er, der mich so herzlich, so unaussprechlich liebte, meine Freude in einer oft trüben Gegenwart war und meine beseligende Hoffnung für die Zukunft ward — sollte alles, alles für mich sein und bleiben, aber nicht mehr zu mir kommen, mich nicht mehr sehen, nicht mehr sprechen! Es war ein wunderlicher Gedanke, daß zwei Menschen in dem Augenblicke, wo sie sich am meisten liebten, sich am unentbehrlichsten waren, sich ebenda entbehrlich sein und freiwillig aufeinander verzichten wollten und konnten! Was vorhergegangen war, weiß ich nicht mehr. Am 12. April schrieb ich an ihn, nachdem ich eben von einem Spaziergange zurückgekehrt war, unter anderem: „— Warum sollen wir uns gegenseitig quälen? und Frieden da draußen suchen, den doch jeder von uns in sich finden kann und soll? Drum laß uns unsern Umgang abbrechen, der uns beiden nicht wohltut, bis auf bessere Zeit."

Die Osterferien waren begonnen. Ich fühlte mich einsam und verlassen. Meine Freunde waren alle verreist, ich konnte nicht verreisen: das wenige Geld, welches mir von Hause zukam, reichte nicht aus, um die allernotwendigsten Ausgaben zu bestreiten. Wie hätte ich reisen können! Es gab Zeiten, wo ich wochenlang zu Mittag hungerte, um nur abends auf dem Ulrichsgarten für zwei gute Groschen mich anständig satt zu

essen. Zur Erdbeerenzeit habe ich vierzehn Tage lang zu Mittage nur von Erdbeeren und Weißbrot gelebt. Kein Wunder, daß ich mich aus Göttingen fortsehnte, schon um aller Nahrungssorgen überhoben zu sein. Es war aber noch ein anderer Zweck, der mich hinaustrieb: die Angst, unter lauter Büchern zu verkommen und ein Stubenhocker zu werden. Als ich vor der Pfingstzeit Forsters Rheinansichten las, da ergriff mich ein unwiderstehlicher Reisetrieb — ich war im Geiste überall, nur nicht in Göttingen. Ich mußte reisen, einerlei wohin, und so reiste ich denn mit meinem Freunde Reck zu seiner Familie in Greene. Es waren schöne Maitage in dem freundlichen Leinetale mit den waldumkränzten Höhen, in den grünen Wiesen und Feldern, den Blütenbäumen und Blumen in den Gärten.

Der kleine Ausflug hatte sehr wohltätig auf mich gewirkt. Ruhig und heiter gestimmt, kehrte ich zum Arbeiten zurück. Ich studierte Winckelmanns Werke und las mit großer Begeisterung seine Briefe. Täglich besuchte ich die Bibliothek, zunächst um zerstreute Nachrichten und Nachweisungen über griechische und römische Kunstwerke zu sammeln. Zu diesem Zwecke sah ich das ganze „Magasin encyclopédique“ von Millin, 122 Bände, durch. Aber wozu das alles? fragten mich meine Freunde. Das wußte nur ich und ich eben am besten: ich wollte ein zweiter Winckelmann werden, wollte mich dazu in Deutschland so weit als möglich vorbereiten, dann einige Jahre dem Studium der Kunst in Italien widmen und endlich zu demselben Zwecke nach Griechenland gehen. Ich machte wirklich schon ernste Anstalten dazu: ich las Reisebeschreibungen, entwarf eine Literatur derselben, trieb das Französische, welches ich etwas vernachlässigt hatte, und stiftete mit Henneberg und Woltag eine Académie française, wo wir zunächst Rousseau lasen; wollte dann Italienisch und endlich Neugriechisch lernen, wozu mir Glarakes aus Chios behilflich sein sollte, wie er denn mir auch schon versprochen hatte.

Während ich von meinem großartigen Lebensplane ganz erfüllt war und dafür lebte und strebte, ereigneten sich die bekannten Studentenunruhen. Dies große Ereignis blieb nicht ohne großen Einfluß auf die ganze Göttinger Studentenwelt: man fühlte mehr die Zusammengehörigkeit, hielt sich nicht mehr an die alten überlieferten Formen, den steifen pedantischen Ton und verkehrte traulicher miteinander. Doch verließen damals die meisten meiner Freunde Göttingen. Ich nahm von allen Abschied auf Wiedersehen, aber nur wenige sah ich wieder. Am

schmerzlichsten war mir der Abschied von Henneberg, der zu Michaelis nach Jena ging.

Meine archäologische Liebe war zur Schwärmerei geworden, ich lebte und strebte nur für sie, „sie war mein Taggedanke, war mein Traum". Es war eines Abends, als ich eben auf der Straße von Dransfeld ganz allein auf Göttingen zuwanderte. Wie ich eben aus dem Grohnder Holze ins Tal eintrete, da ist's mir, als ob sich die Zukunft vor mir enthüllen will, als ob Wald und Kornfeld, Wolken und Sonne mit mir redeten und alles das guthießen, was ich mir zur Aufgabe meines Lebens gemacht hatte: „Jenseit der Berge", so schrieb ich am 5. August meinem Vater, „glaubt' ich mich versetzt in Hellas und Hesperien. Meine Phantasie brütete lieblicher an dem großen Plane meines Lebens und die untergehende Sonne verlängerte meinen Schatten über dem Saatfeld und schien zu sagen: so groß kannst du am Abende deiner Tage sein!" Die Ferien begannen diesmal früher als sonst. Die meisten meiner Freunde und Bekannten hatten bereits Göttingen für immer verlassen. Da ich das als Inländer nicht konnte, so wollte ich wenigstens vor Beginn des Winterhalbjahrs noch eine Reise machen. Ich schrieb nach Haus und bat um Geld. Am 27. August erhielt ich 2 Louisdor. Da ich nicht mehr erwarten durfte, so trat ich wohlgemut schon nach einigen Tagen meine Reise an. Ich gedachte über Kassel ins Waldeckische zu gehen, von da durch den Thüringer Wald nach Jena, dann zu meinem Bruder in Magdeburg und endlich durch meine Heimat nach Göttingen zurückzukehren. In Kassel war mein Hauptaugenmerk gerichtet auf das Museum und die Bibliothek. Am ersten Morgen ist mein erster Gang nach dem Museum. Auf der Straße begegnet mir ein ältlicher Herr im braunen Rocke, ich rede ihn an: „Können Sie mir nicht sagen, wo der Hofrat Völkel wohnt?" — „Das bin ich selbst." — „Herr Hofrat, das ist mir sehr angenehm: ich wollte eben so frei sein, Ihnen einen Besuch abzustatten und einen Gruß des Herrn Professor Welcker zu überbringen." — Er war sehr freundlich, und so bat ich ihn denn, mir Gelegenheit zu verschaffen, das Museum zu sehen, dessen Direktor er war. Er beschied mich auf die Bibliothek, nach einer halben Stunde würde er sich dort einfinden. Ich erscheine um die bestimmte Zeit, denke, er sitzt schon drüben am Fenster, und gehe auf ihn zu. Das ist aber Jakob Grimm. Ich weiß mir schnell zu helfen, bestelle einen Gruß von Welcker, und unsre Bekanntschaft ist gemacht. Ich bitte ihn um die Einsicht des Handschriftenverzeichnisses. Nachdem ich einiges gefunden, was ich zu sehen wünschte, holt er es

mir hervor; so auch einen Stoß Briefe von Gelehrten aus neuerer Zeit. Ich sehe sie durch und finde einen Brief Winckelmanns an den in Kassel noch in schlechtem Andenken stehenden Raspe. Hocherfreut über meinen Fund nehme ich mir sofort Abschrift. Unterdessen kommt Völkel, überreicht mir seine Beschreibung der Kasseler „Antiken Skulpturen" (aus Welckers Zeitschrift), führt mich in den Saal, wo sie aufgestellt sind, und schließt mich ein; er muß eben noch einige fürstliche Personen umherführen. Da studiere ich nun die Falten und Säume der Gewänder u. dgl., bis mich Völkel wieder erlöst. Ich gehe abermals auf die Bibliothek und unterhalte mich viel mit Jakob Grimm. Er ladet mich zu sich ein, und schon am Nachmittag besuche ich ihn. Ich fand ihn eben beschäftigt mit seiner Grammatik. Mehrere Bogen lagen bereits gedruckt vor. Ich sah und erstaunte, eine neue Welt ging mir auf, ich wurde nachdenklich und schwankend in meinen Plänen. Da ich den vorigen Sommer zu Hause Dänisch gelernt hatte und in der letzten Zeit zu Göttingen auch Holländisch, mich auch um deutsche Literaturgeschichte gekümmert, so gab es in unserer Unterhaltung Berührungspunkte genug. Hatte schon in der Bibliothek seine Persönlichkeit auf mich gewirkt, so war das in seinem Zimmer unter seinen Arbeiten, Büchern und Handschriften jetzt noch mehr der Fall. Die Ordnung, die hier überall bis ins kleinste waltete, der Fleiß, der aus allem sich kundgab, die lebendige Teilnahme bei allen Dingen, auf welche die Rede kam, alles das gewann ihm meine innige Liebe und Verehrung. Den anderen Tag sahen wir uns wieder auf der Bibliothek. Jetzt lernte ich auch seinen Bruder Wilhelm kennen. Nachdem wir uns eine Zeitlang unterhalten, überreichte ich jedem ein Stammbuchblatt. Jakob schrieb mir:

ein ieglich mensche enphat
darnach als ime sin herze stat.

Wilhelm:

lere unt meisterschafte sint guot,
swer aber sinnerichen muot
von angeborner tugent hat,
des witze get für allen rat.

Herzlich dankend und hocherfreut, nahm ich Abschied von ihnen beiden und auch von Völkel. Als ich mit Jakob zusammen die Treppe hinabging, erzählte ich ihm, daß ich nach Italien und Griechenland zu reisen beabsichtigte, um dort an Ort und Stelle die Überbleibsel alter Kunst zu studieren. „Liegt Ihnen Ihr

Vaterland nicht näher?" fragte er darauf in einem herzlichen, liebevollen Tone. Ich höre die Worte noch heute, die Worte vom 5. September 1818. Noch auf der Reise entschied ich mich für die vaterländischen Studien: deutsche Sprache, Literatur- und Kulturgeschichte, und bin ihnen bis auf diesen Augenblick treu geblieben. So war mir denn Kassel von neuem lieb und wert geworden, und vergnügt setzte ich meine Reise fort nach Mühlhausen im Waldeckischen. Mein Oheim empfing mich ebenso herzlich wie sonst und tat auch diesmal das Seinige, mir den Aufenthalt lehr- und genußreich zu machen. Vergebens wartete ich auf Geld und war endlich gezwungen, da mir auch mein Oheim nichts ablassen konnte, mit dem Reste meiner kleinen Barschaft weiterzuwandern. In den „Elefanten" zu Weimar brachte ich noch drittehalb Kopfstücke. Ich traf gerade zu Mittag ein, als die Mahlzeit begann. Ich war sehr hungrig, beschränkte mich aber auf eine Tasse Kaffee mit Weißbrötchen. Dann sah ich in Gesellschaft mit einigen Studenten alles, was damals sehenswert war, zahlte aber nur mit einem schönen Dank, was denn meine Begleiter ebenso überraschte wie verdroß. Abends besuchte ich aber doch das Theater, das damals noch immer in sehr hohem Rufe stand. „Romeo und Julia" waren sehr billig, ich sah sie aber auch oben vom Paradiese. Bei allem Sparen und Hungern hatte ich doch den andern Morgen nicht so viel Geld, daß ich meine Wirtsrechnung bezahlen konnte. Ich mußte meinen Homeros als Pfand zurücklassen. Bis jetzt befand ich mich ziemlich wohl bei allen Strapazen, denen nun einmal jedes Fußreisen, zumal jedes weite ausgesetzt ist. Nach und nach aber wurde mir ein Blutgeschwür an der rechten Backe sehr lästig, es war so dick und schmerzhaft geworden, daß ich mein Gesicht halb verbinden mußte. Trotzdem zog ich lustig mit meinen 20 Pfennigen, die mir übriggeblieben waren, über das Schlachtfeld von Jena. Die kleine Summe reichte eben hin zu einem Imbiß. Doch hatte ich dadurch leider meinen Hunger und Durst nicht gestillt, sondern vielmehr gereizt, und da dachte ich nun nach Art der weiland fahrenden Schüler mich an dem zu erquicken, was der liebe Gott für alle wachsen läßt: ich machte den Versuch, mir einige Zwetschen abzuschlagen, womit die Bäume reich gesegnet waren. Kaum hatten das die Bauern gesehen, so verfolgten sie mich auch schon mit ihren Hunden; ich mußte mein Heil in der Flucht suchen, und die Zwetschen blieben mir Äpfel der Hesperiden. So ohne einen roten Heller, hungrig und mit einer dicken Backe stellte ich mich auf dem Marktplatze in Jena aus und wartete das Mitleid meiner akademischen Brüder ab.

Viele kamen neugierig heran, begrüßten mich und fragten mich aus; einige, die mich an meinem braunen Rocke erkannten, schrien mir von ferne freundlich ihr Willkommen! zu — davon aber hatte ich nichts. Endlich kam eine mitleidige Seele und führte mich als Gast heim. Vier Wochen lebte ich hier von einem zum andern mich einquartierend. Das Jenaer Studentenleben war damals ein recht frisches, freies, reg- und strebsames, der Ton zutraulicher als anderswo, schon der allgemeine Du-Komment näherte einander, war freilich auch rücksichtsloser, indem er keine Schranken duldete, die man zwischen sich und anderen oft gern gezogen sieht; er hatte oft eine gewisse Derbheit, die nicht jeder vertragen kann. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit war sehr groß; unter den Tugenden eines Burschenschafters stand wechselseitige Teilnahme und Gastfreundschaft obenan: alles lebte miteinander und füreinander. Es ging aber auch so einfach her, daß sich nur hier ein solches Gemeinleben durchführen ließ. Wie in geselliger Beziehung, so machte man auch in anderer keine großen Ansprüche. Man ging nicht nur sehr einfach, sondern oft auch sehr nachlässig einher. Das Essen war weit schlechter als in Göttingen. Nebenbei machte es noch einen eigenen Eindruck auf mich, wenn man in der „Rose" zu Mittag speiste und mußte jede Scheibe Brot noch besonders bezahlen. Das Höchste, was sich abends erreichen ließ, war Gänsebraten in der sogenannten Knabei. Wein gehörte zu den Seltenheiten. Es dachte aber auch niemand daran, weil er zu teuer und zu schlecht war und das Lichtenhainer und Ziegenhainer Bier doch einmal höher stand als jedes Getränk der Vor- und Mitwelt. In Jena war um diese Zeit ein sehr reges Leben und Treiben in der Studentenwelt. Zu dem eben hier tagenden allgemeinen Burschentage hatten sämtliche Burschenschaften ihre Abgeordneten geschickt. Ich ging zuweilen in die Sitzungen, die immer öffentlich waren. Für die Idee der Burschenschaft war auch ich beseelt, vielleicht mehr als mancher Burschenschafter, obschon ich weder dieser noch sonst einer Verbindung angehörte. Doch mißfiel es mir von Anfang an, daß so manche gar zu großen Wert auf das Äußere legten, alles in Gesetze und Formen passen wollten und darüber das wahre Wesen vergaßen. Die unbedeutendsten Jünglinge, wenn sie altdeutsches Haar und Bart und altdeutsche Tracht trugen, hielten sich oft für mehr und besser als alle übrigen, die oft nicht so viel Geld hatten, sich einen Sammetrock und ein Barett mit Reiherfedern anzuschaffen. Dies teutsche, biderbe Wesen vieler Turner, dem oft gar keine höhere sittliche und wissenschaftliche Bildung zugrunde lag, war mir lächer-

lich und widerwärtig, weil durch Eitelkeit und Unnatur vieles Edle und Schöne aufs Spiel gesetzt ward und auch wirklich unterging. Hätten diese altdeutschen Jünglinge nicht die einzig echten Deutschen und was Besseres sein wollen als das ganze übrige Volk, sie würden nicht so mancherlei Gegner hervorgerufen, sondern der guten Sache Freunde und Förderer gewonnen haben. Als ich am 18. Oktober viele Studenten in ihrer grauen Turnertracht ihre Kunststücke machen sah mit einem Ernste, als ob das Heil der Welt am Barren und Reck hinge, da mußte ich lächeln. Ich hatte als Junge ganz andere Kunststücke gemacht: ich war auf hohen Dächern spazierengegangen und in die höchsten Wipfel geklettert. Und mein Vater, der keine Ahndung vom Turnen hatte, ließ einen langen schweren Heubaum auf seinen Zähnen balancieren und sprang über sechs quergelegte große Fässer weg.

Das Interessanteste an Jena war mir Oken. Gleich in den ersten Tagen machte ich seine Bekanntschaft. Der Verkehr mit ihm war anregend, lehrreich und angenehm. Sooft ich zu Oken kam, war ich ihm jedesmal willkommen. Mein Vertrauen zu ihm war so groß, daß ich es eines Tages wagte, ihm einige Distichen zu bringen. Er las sie und — fand sie vortrefflich. Da meinte ich denn, er könnte sie ja in die „Isis" aufnehmen. Er war bereit, und da er meine jetzige Lage kannte, so gab er mir zwei Louisdor: „Die Sachen sind viel mehr wert," fügte er hinzu, „aber ich gebe gar kein Honorar, und darum müssen Sie so vorliebnehmen." So erschienen denn in der „Isis" von 1818 und 1819 nach und nach über hundert meiner Distichen und Tetrastichen. Alle diese Epigramme bezogen sich auf die damaligen deutschen Zustände, besonders in Hannover.

In den letzten Tagen des Oktobers trat ich meine Rückreise an in Begleitung des Mineralogen Friedrich Hoffmann. Den ersten Tag waren wir beide sehr schweigsam, wir gingen wie zwei Geister im dichtesten Nebel fast den ganzen Tag. Nur in Weimar schien uns einen Augenblick die Sonne. Wir frühstückten im Elefanten, ich löste meinen zurückgelassenen Homer ein, und wir setzten unsere Reise im Nebel wieder fort. Den anderen Tag hatten wir wieder fortwährend Nebel. Da wir nun abermals außer aller Beziehung zur Außenwelt gesetzt waren — wir sahen um uns kaum bis auf zwanzig Schritte — so entwickelten wir in dieser Trübe beide einen glänzenden Humor: Scherze, Witze und Schnurren aller Art wechselten miteinander, und ehe wir es uns da versahen, waren wir in Langensalza. Nie in meinem Leben ist mir ein so langer Weg so kurz geworden. In Mühlhausen blieb mein Freund. Ich setzte nun allein meine Reise

fort. Kaum war ich in Göttingen angekommen, so wurde mir gemeldet, in Fallersleben sei die Ziehung gewesen, man habe für mich Nr. 27 gezogen, und ich müsse marschieren. Ich nahm die Sache sehr leicht. Als mir aber vom Amte gedroht wurde, wenn ich mich nicht sofort beim Regimente in Celle einfände oder dorthin die Stellvertretungssumme von 100 Talern einsendete, so sollte ich durch Landreiter abgeholt werden, da wendete ich mich sofort an das Kabinettsministerium in Hannover und meinte, man möchte doch die mir gewährte Unterstützung, das königliche Stipendium von 80 Talern, dessen erste Hälfte gerade zu Michaelis fällig geworden sei, zurückbehalten oder mich zur Reserve stellen. Es wurde mir alles abgeschlagen, und mein Vater mußte zahlen. Mit 20 Talern wurde ich endlich von der Ehre, ein königlich großbritannisch-hannoverischer Vaterlandsverteidiger zu sein, losgekauft.

Seit meiner Rückkehr lebte ich mit Krawinkel wieder in alter inniger Freundschaft: wir sahen uns beinahe täglich, gingen zusammen spazieren, teilten uns unsere schriftlichen Arbeiten mit und machten manches literarische Plänchen, welches wir künftig gemeinschaftlich ausführen wollten. Ich dichtete noch immer sehr wenig, und wenn mir an einem Gedichte nur etwas nicht gelungen schien, so zerriß ich es auf der Stelle.

Der Entschluß war gefaßt, Göttingen und das Land Hannover für immer zu verlassen. Von meinen Freunden und Bekannten hatte ich bereits Abschied genommen und mit einigen Stammbuchblätter gewechselt. Der größte Teil meiner Schulden war bereits bezahlt. Einen Wechsel mochte ich nicht erst noch abwarten, um ganz schuld- und schuldenfrei, wie mein Vater meinte, die Universität zu verlassen. Bonn war das Ziel meiner Wünsche und Hoffnungen. Von der neuen Universität am schönen Rhein erwartete ich ein neues Leben für meine Studien und mein Herz. Welcker, der zum Bonner Professor und Oberbibliothekar ernannt war, erklärte sich bereit, was er vermöchte für mich zu tun; er war so gütig, mir meine Bücher kostenfrei nach Bonn zu besorgen.

Ich verweilte nun noch einige Wochen in der Heimat, verkehrte mit Verwandten und Jugendgespielen und suchte alle die Örter auf, an welche sich für mich heitere Erinnerungen aus meiner Kindheit knüpften. Unter den Glückwünschen der Meinigen reiste ich ab. Ich machte einen großen Umweg, ich ging über Magdeburg, um meinen Bruder noch zu sehen. Er hatte jetzt wieder eine feste Anstellung, sein ziemliches Auskommen und lebte in angenehmen geselligen Beziehungen.

Nach Tische pflegte ich mit meinem Bruder Besuche oder einen Spaziergang zu machen. Des Abends waren wir gewöhnlich zu Hause. Wir erzählten uns allerlei Geschichten, Schnurren und Witze aus der Heimat, alte und neue, und ergötzten uns immer wieder, selbst an den längst bekannten. So saßen wir denn auch am 18. April ganz gemütlich, Plötzlich klopft's. Wir öffnen: ein Bote bringt einen Brief von der Hand des Superintendenten: der Vater sei bedenklich erkrankt und mein Bruder möchte sofort nach Haus kommen. Unser Schrecken war furchtbar. Der Bote wußte nichts. Wir lasen den Brief immer wieder und fragten: „Lebt er noch oder ist er tot?" Es war uns in dem sonst so traulichen Zimmer unheimlich geworden, wir zündeten alle Lichter an, die wir hatten, und überlegten ängstlich, was zu tun sei. Mein Bruder wollte und mußte reisen, obschon dringende Arbeiten vorlagen; ich fühlte, daß meine ganze Zukunft in Frage gestellt wäre, wenn ich nach Hause zurückkehrte; denn war der Vater wirklich tot, so hätte ich die Meinigen nicht wieder verlassen können. So schwer die Wahl war, so mußte ich mich doch für die Weiterreise nach Bonn entscheiden. Nach einer schrecklichen Nacht nahm ich Abschied von meinem Bruder und war nun mit meinem Schmerz allein auf dem Postwagen nach Halberstadt. Ich eilte von dort gleich weiter nach Blankenburg und verweilte einige Tage bei den Eltern meines Freundes Henneberg. Nach zwei Tagen erreichte ich Göttingen. Am 2. Mai kam ich in Kassel an. Von Trauer und vom Wandern erschöpft legte ich mich zitternd im Fieberfrost schon am hellen Abend zu Bette. Nach einem erquicklichen Schlafe wachte ich zeitig auf und konnte weiterreisen. Bald vor mir, bald hinter mir fuhr ein Herr im Einspänner. Wir verfolgten einen und denselben Weg, ich hatte jedoch nicht das Herz, ihn anzusprechen. Abends fanden wir uns im Wirtshause zu Jesberg und speisten bald miteinander. Da ich den ganzen Tag nicht geredet hatte, so war es jetzt ein Bedürfnis für mich, und ich sprach mich aus, und zwar über die Zopfwirtschaft des alten wunderlichen Kurfürsten. Wirt und Wirtin und mein unbekannter Reisegefährte ergötzten sich sehr an meinen nicht eben unwitzigen Auslassungen. Es saß aber ein Mann noch in der Stube, der nahm mich freundlich beiseite und sprach in einem anscheinend väterlichen Tone: „Ich bin ein Freund der Studenten, habe auch einen Sohn auf Universitäten, ebendeshalb muß ich Sie aber warnen — ich meine es gut mit Ihnen — mäßigen Sie sich in Ihren Äußerungen!" — Ich dankte ihm und ließ mich in meiner guten

Stimmung nicht irremachen. Als er fortging, fragte mich die Wirtin: „Was wollte denn der?“ — „Mich vermahnen.“ — „Der soll nur still sein, der ist gestern erst abgesetzt. Sie haben nur das Wahre gesagt, und wir haben uns alle recht gefreut.“ So dachte auch der Fremde und war dermaßen für mich gewonnen, daß er mir einen Sitz in seinem Wagen zur Weiterreise nach Frankfurt anbot. Nach zwei Tagen kamen wir in Frankfurt an. Ich traf einen Freund unsers Hauses, den Weinhändler Abeken von Braunschweig. Er bat mich, ihn den andern Morgen zu besuchen. Das tat ich. Meine erste Frage war, ob er nichts von meinem Vater wüßte? Er schwieg. Als ich dann in ihn drang, fragte er: „Wenn Sie den Tod Ihres Vaters hörten, wie würden Sie ihn ertragen?“ — „Mit Ruhe.“ — „Nun, so will ich Ihnen sagen: Ihr Vater ist tot!“ — Da ward ich so wehmütig und so wirre, daß ich für alles außer mir alle Teilnahme verlor. Ich sah in dem großen Frankfurt vieles und sah nichts. Ich war in einer Gemäldesammlung und kam heraus und wußte soviel wie heute davon, gar nichts. Den dritten Tag, es war am 6. Mai, fuhr ich mit Abeken auf dem Marktschiffe nach Mainz.

Am folgenden Tage reiste ich weiter den Rhein hinab mit dem Postschiffe. Am 8. Mai traf ich in Bonn ein. Am Rheinufer begegneten mir einige alte Bekannte, einer führte mich in seine Wohnung und beherbergte mich. Noch am Abend spazierten wir nach Poppelsdorf, dort gedachte ich zu wohnen. Die Sonne ging eben unter, das Siebengebirge lag in seinem veilchenblauen Scheine neben uns; die hohen Kastanien, unter denen wir wandelten, blüheten in voller Pracht. Ich wurde fast schwindelig von der zauberischen Aussicht. „Wie schön ist die Gegend!“ rief ich aus, „wäre doch das Leben auch so!“

Am folgenden Morgen besuchte ich Welcker. Er empfing mich wie gewöhnlich, nicht kalt, nicht warm, machte mir zu nichts Hoffnung, bat mich übrigens, ich möchte immer zu ihm kommen und ihm sagen, worin er mir helfen solle. Montag den 10. Mai ließ ich mich bei Hüllmann immatrikulieren. An demselben Tage zog ich nach Poppelsdorf in ein kleines einstöckiges Haus neben der Kirche. Ich hatte mich nach ländlicher Einsamkeit und Ruhe gesehnt und fand beide hier. Unter dem von fern her hallenden Gebelle der Hunde und dem Gequake der Frösche schlief ich ein und mit dem Morgenrufe des Hahnes wachte ich auf. Es tat mir wohl, die ersten Tage so für mich hinzuleben. Ich kümmerte mich wenig um Professoren und Studenten. Noch einmal sollte sich in seiner ganzen Fülle

der Schmerz um den Tod des Vaters erneuen. Am Tage vor Himmelfahrt, als ich eben auf dem Universitätsplatze umherwandelte, überreichte mir der Pedell einen Brief meines Bruders. Aus dem „Goldenen Engel“, wo ich gespeist hatte, ging ich zu Schlegel in die Geschichte der abendländischen Literaturen. Ich setzte mich auf eine Bank im Hintergrunde, entfaltete den Brief und las. Vor Tränen konnte ich kaum die erste Seite beendigen. Ich legte ihn wieder zusammen und hörte Schlegel zu. Er teilte eben die schöne Kanzone mit, worin Petrarka den Tod seiner Laura beweint. Ich begann zum zweiten Male den Brief zu lesen. Es war mir nicht möglich, ihn zu beendigen. Als Schlegel seine Vorlesung beschlossen hatte, sprang ich zum Fenster hinaus und eilte ins Freie, und so nach Poppelsdorf. Ich schloß mich in mein Zimmer ein und las und weinte. Verwirrt und mit heftigen Kopfschmerzen suchte ich dann das Freie. Am anderen Tage, es war Himmelfahrt, als die Glocken läuteten und die Morgensonne durch die grünlichen Scheiben brach, und mir so festlich zumute war, da las ich den Brief meines Bruders wieder. Ich war von jetzt an ruhiger geworden und hoffte für meine Studien ein recht ersprießliches Gedeihen durch den Verkehr mit Professoren und Studenten und durch die Benutzung der Bibliothek. Die Universität Bonn war am 18. Oktober 1818 durch Friedrich Wilhelm III. gestiftet. Schon zu Michaelis fanden sich einige Professoren und Studenten ein, eröffnet wurde sie eigentlich erst zu Ostern 1819 und zwar mit 219 Zuhörern. Unter den Professoren waren bedeutende Namen, besonders in der philosophischen Fakultät. Bald zeigte sich, daß sie als Lehrer ebenso unbedeutend waren als früher bedeutend durch ihre Schriften. Der Kollegia, die unsereiner hören mochte, waren wenig, und diese wenigen entsprachen durchaus nicht den Erwartungen, mit denen man in den Hörsaal trat. So las Schlegel Geschichte der neueren deutschen Literatur. Das war nicht viel besser, als wenn man gelegentlich einem Fremden erzählt, daß wir Deutschen auch eine schöne Literatur haben. Dabei brachte er alle wichtigen Erscheinungen mit sich in Beziehung, und wenn er auf Goethe und Schiller zu sprechen kam, so vergaß er nie „mein unsterblicher Freund“ hinzuzufügen. — Was Arndt leisten würde, ließ sich nicht ermessen; seine akademische Lehrtätigkeit wurde durch einen Ministerialbeschluß aufgehoben und blieb es nachher noch zwanzig Jahre. Die Studentenwelt war ungleich besser vertreten als meine philosophische Fakultät. Fast alle deutschen Universitäten hatten ihren Beitrag geliefert, namentlich Jena. Es waren meist alte

Burschen, viele Mitglieder der Burschenschaft, einige sogar Vorsteher derselben. Sie waren begeistert für die Ideen dieser zeitgemäßen Verbindung und verfochten ihre Ansichten mit dem Worte wie mit dem Schläger. Des gewöhnlichen Studententreibens satt, hatten sie sich der Wissenschaft ernster zugewendet und strebten mit Eifer und Mut nach einem edelen sittlichen Leben für sich und andere und nach Erwerb einer tüchtigen wissenschaftlichen Bildung, alles zu Nutz und Frommen des Vaterlandes. Sie übten durch Erfahrung, Einsicht und Beispiel eine Herrschaft aus, der sich die jüngeren Studenten gerne fügten, zumal niemand in seiner jugendlichen Heiterkeit und seinem sonstigen, selbst absonderlichen Wesen sich gestört fühlen konnte. So wurden die ersten Ankömmlinge die Gründer eines Studententums, das sich trotz den baldigen störenden Eingriffen der Regierung herrlich entwickelte. Die Bürger wußten nicht, was aus ihnen und ihrer guten Stadt Bonn noch werden sollte. Sie hatten weder von einer deutschen Universität noch von deutschen Studenten die geringste Ahndung. Sie kannten nur die französischen Bildungsanstalten; was im Vaterlande bestand und vorging, war ihnen fremd geblieben. Sie wunderten sich nicht wenig, daß Professoren so hochangesehene Leute waren, bei ihnen hieß ja jeder Schulmeister (selbst unser Poppelsdorfer) Professor. Daß Studenten ganz was Besonderes sein sollten, konnten sie nicht begreifen; waren sie doch selbst Studenten gewesen, denn wer eine Schule besuchte, besonders eine sogenannte lateinische, war ein Student. Es dauerte eine Zeit, ehe sie an das freie muntere Wesen der Studenten und ihre Sitten und Gebräuche sich gewöhnten, und sich dareinfanden, mit ihnen die besuchtesten Vergnügungsörter teilen zu müssen.

Kommerse und Bälle waren unsere Vergnügen, woran sich jeder beteiligen konnte. Wollte sich einer sonst erholen oder belustigen, so gab es Gelegenheit genug. So fand sich immer nachmittags ein kleiner Kreis von Freunden und Bekannten ein auf der Vinea Domini, damals noch eine Kaffee- und Weinwirtschaft. Die Aussicht auf den Rhein und nach dem Siebengebirge war reizend, und der Aufenthalt unter dem Schatten der Bäume, umspielt von der frischen Rheinluft, erquickend. Andere, die in Poppelsdorf speisten, blieben gewöhnlich noch einige Stunden dort. Zu denen gehörte auch ich den ersten Sommer. Da saßen wir denn im Garten vor der Brüsselbachschen Wirtschaft und führten manches Gespräch über Kunst, Wissenschaft und Politik. Noch andere machten weitere Ausflüge in die schöne Umgegend, nach Königswinter, dem Siebengebirge

und Godesberg. Auf dem Heimwege wurde dann immer viel gesungen, besonders das Mahlmannsche Lied: „Mein Lebenslauf ist Lieb' und Lust" und mit jubelnder Begeisterung die Strophe:

Die Krone nehme Bacchus hin,
Nur er soll König sein,
Und Freude sei die Königin,
Die Residenz am Rhein!

Obschon unsere Anzahl nur klein — etwas über 200 — und bisher keine Klage eingelaufen war über Ruhestörungen und irgendeine Unbill unsererseits, so schien es uns doch selbst notwendig, etwas durch uns und so für uns zu tun. Darum waren wir denn darauf bedacht, die ganze Studentenschaft in ein geschlossenes Ganze zu bringen mit selbst beratenen und beschlossenen Gesetzen, wodurch ein sittlicher und wissenschaftlicher Sinn befördert und dem jugendlichen Leichtsinne und jeder unedelen Leidenschaft entgegenzuwirken wäre. Das geschah denn auch im Laufe des Sommers. Es wurde ein Ausschuß mit Entwerfung der Gesetze beauftragt. Es nahmen mit mir mehrere der alten Burschen teil daran. Jetzt handelte es sich nur darum, ob wir überhaupt in dieser Zeit noch an eine Verbindung denken dürften. Die Beschlagnahme der Papiere der beiden Welcker und Arndts und des letzteren einstweilige Entamtung waren keine vereinzelten Maßregeln mehr. Die Karlsbader Beschlüsse standen in Aussicht. Da beschlossen wir denn: wir wollen keine Burschenschaft und keine Landsmannschaft sein, wir wollen keinen geschriebenen Komment haben, sondern was uns gut und zweckmäßig scheint und sich durch Erfahrung bewährt hat, als Gesetz halten, wir nennen uns Allgemeinheit, denn jeder Student, der nichts Unehrenhaftes sich hat zuschulden kommen lassen, ist Mitglied, wir wollen auch die deutschen Farben nicht, sondern die rheinischen, weißgrünrot:

Weiß wie die Unschuld, weiß ist unser Zeichen,
Grün wie die Hoffnung, die im Herzen glüht,
Wie 's Laub von unsern Reben, unsern Eichen,
Und rot das Band, das unsre Brust umzieht,

und um allen Verdacht über unser Tun und Treiben von vornherein zu beseitigen, sollen alle unsere Verhandlungen öffentlich sein. So glaubten wir jeder Gefahr zuvorgekommen zu sein und doch unsern Zweck erreicht zu haben.

Es war auch ein Bonner Kommersbuch schon im Frühjahr gewünscht und später beschlossen worden. Mir wurde der Auf-

trag, ein solches auszuarbeiten und darin hauptsächlich auf den Rhein und seine schönste Gabe, den Wein, Rücksicht zu nehmen. Ich suchte nun mir für manche Lieder die ursprünglichen Texte zu verschaffen, einige in den Kommersbüchern verdorbenen nach besseren Lesarten herzustellen und alle Lieder, die nach Puder und Pomade rochen oder voll Roheiten und Renommisterei strotzten, fernzuhalten. In betreff der Vaterlandslieder war die größte Vorsicht anzuwenden, und es kam mir zustatten, daß der Verleger für das Patriotische keinen Bogen mehr spendieren wollte. Die Zensur war bereits in voller Tätigkeit und gewisse Wörter waren bereits verpönt. In dem schönen Arndtschen Liede: „Bringt mir Blut der edlen Reben" lautete die letzte Strophe ursprünglich:

Und dies letzt', wem soll ich's bringen
  In dem Wein?
Süßestes von allen Dingen,
Dir, o Freiheit, will ich's bringen
  In dem Wein!

Das war damals bereits verwandelt in:

Süßestes von allen Dingen,
Dir muß ich's im stillen bringen
  In dem Wein.

Das Büchlein erschien im August unter dem Titel: „Bonner Burschenlieder". (Bonn, bei Eduard Weber 1819.) 153 Studenten hatten darauf subskribiert, ihre Namen wurden mit Angabe ihrer Heimat und ihres Studiums vorgedruckt. Ich erhielt für dies Erstlingswerk 50 Reichstaler kölnisch. Das eigentliche Studentenleben, dem ich mich bisher nicht gut entziehen konnte, bekam ich nach und nach satt. Ich beschränkte mich lieber auf einen kleinen Kreis von Freunden, und auch diesen war es Bedürfnis, sich über die Fragen des Tages und wissenschaftliche Dinge, die uns am Herzen lagen, gegenseitig ruhig und gemütlich aussprechen zu können. Ich hatte in Kessenich eine kleine Bauernwirtschaft entdeckt, wo man guten Wein und Butterbrot billig haben konnte. Hinter dem Hause war ein Baumgarten (Bungert) mit einem Pfahltische und Pfahlbänken. Dahin führte ich auch meine Freunde, und wir konnten da bei unserm Schöppchen stundenlang sitzen, sahen in das frische Grün der Bäume und des Rasens und unterhielten uns. Mit neuen Plänen und Entwürfen, mit neuer Arbeitslust kehrte ich dann heim in mein stilles Stübchen, um noch zu lesen und zu dichten. Auf dem

Tische fand ich ein frisches Blumensträußchen. Das war von Gretchens Hand, und meine Freude daran war auch ihre Freude. Sie war die Tochter meines Wirtes, und obschon dieser ein bürgerliches Gewerbe trieb — er war Porzellanmaler und Steindrucker —, so war doch Gretchen ganz wie ein Landmädchen in Tracht, Sprache und Sitten. Sie trug ein perlengesticktes Häubchen und, wenn sie zur Stadt ging, ein großes weißes Tuch über dem Kopfe und wieder darüber, wenn sie etwas zu tragen hatte, den Korb, der auf einem wollenen Kranze ruhte. Sie sprach das eigentliche Bönnisch und wußte alle die Lieder, die man zum Tanze oder im Freien und bei Zusammenkünften zu singen pflegte. Sie hatte eine Freundin, Katharina (Tring); beide waren die hübschesten Mädchen des Dorfes. Ich lernte von ihnen ihre Sprache und ihre Lieder, und wenn sie diese nicht recht vollständig wußten, so schrieben sie in Gesellschaft mit anderen Mädchen und Burschen dieselben auf. Zuweilen tat ich dies denn auch selbst, und Andres, Katharinas Bruder, mußte mir helfen, und wir tranken dann ein Schöppchen dazu. Ich hatte wieder große Lust zum Dichten bekommen, meine Liebe war eine unerschöpfliche Liederquelle geworden. Wenn ich dann ein neues Lied Gretchen vorlas, so freute es mich, daß sie es verstand und sich darob freute. So klein auch der Kreis der Gefühle und Gedanken eines einfachen jungen Landmädchens nur sein konnte, so war er doch für mich groß genug, und meine Phantasie wußte manche Äußerung, manchen Anlaß poetisch zu benutzen. So entstanden mehrere Lieder, wovon die meisten in meine „Lieder und Romanzen" (Köln 1821 bei Bachem) übergingen. Keiner meiner Freunde wußte eher etwas davon, und es schien mir, als ob ich mehr meiner poetischen Stimmung als meinen Poesien den Spitznamen „der Poet" verdankte.

Nur einer wußte, daß ich immer wieder zu dichten beginnen, ja, daß ich es niemals lassen würde, nur einer hegte bisher von meinen dereinstigen poetischen Leistungen so große Hoffnungen, wie sie nur in dem Herzen eines Freundes sprießen konnten, und dieser eine war Krawinkel. In einem schwärmerischen Briefe, den er im Sommer von Göttingen aus in seiner treuen Liebe an den fernen Freund richtete, sprach er den Wunsch und die Erwartung aus, mich dereinst in einer Geschichte der deutschen Literatur, die er zu schreiben beabsichtigte, als einen der unsterblichen Geister, als das neue Gestirn des Tages feiern zu können. Der gute Krawinkel! Ich dachte vorläufig an keine Unsterblichkeit: mir war genug dieser Früh-

ling meiner Dichtung und Liebe. Gretchen war mein Taggedanke, war mein Traum.

Gegen Ende Augusts unternahm ich mit zwei Freunden, Schweder und Schindler, einen Ausflug an die Maas, Eifel und Mosel. Nach damaligen flüchtigen Aufzeichnungen und Erinnerungen habe ich zehn Jahre später diese Reise beschrieben.

Reise an die Maas, Eifel und Mosel.

Die Morgenglocke läutete.. Mit leichtem Gepäck, den Staubmantel übergeworfen, eilte ich zu Schweder und holte ihn ab. Die Waldhöhen hüben und drüben am Rheine wurden heller, vor uns ging die Sonne auf, rechts lag hinter dem blinkenden Wasserspiegel das Siebengebirge, in das schönste Veilchenblau gehüllt.

In Köln eilten wir, sobald wir uns erquickt hatten, nach dem Dome. Welch ein Eindruck! Schweigend stehen wir da, jeder merkt dem anderen an diese stille Bewunderung für einen so hohen, himmlischen Gedanken, der sich hier verkörperte. Wir treten ein in diese zauberische Dämmerung, die Poesie des Tages. Eine reiche lebendige Natur, ein ganzer Wald himmelanstrebender Bäume wölbt sich über uns mit breiten Wipfeln und Blätter- und Blumenkränzen und steht versteinert da, um den Geist der Andacht zu begrenzen, das gen Himmel ringende Herz auf der Erde zu fesseln. Colonia Agrippina, wär' es dir möglich gewesen, deine hundert Götter in diesen Dom zu stellen, hier hättest du sie selbst zerstört und dir selbst über ihren Trümmern das Evangelium gepredigt!

Ich kann es nicht lassen, ich muß vergleichen, auf daß mir klar werde, was Heidentum und Christentum, Ausland und Vaterland ist. Ich hasse jedwede seichte Lobpreisung und blinde Verehrung und verachte jede Einseitigkeit, die nicht auf ein edles, reines Streben für Kunst und Wissenschaft sich gründet oder etwas im Leben bekundet, was man Physiognomie, Art und Weise, Charakter nennt. Lernt Deutschlands Vergangenheit und Gegenwart kennen, nur dann werdet ihr herrliche Hoffnungen für seine Zukunft haben! Es ist ein heiliger Gedanke für mich, daß auch durch mich vielleicht doch irgendeine dieser Hoffnungen erfüllt wird, und eben das ist mein Trost, wenn ich mir, wie heute hier in Köln, Einseitigkeit, falsche Ansicht, verkehrtes Streben zum Vorwurf machen lassen muß.

Nur der Kampf führt zum Siege! Und ich werde kämpfen, und wenn ich auch nicht siege. Es hat sich in mir eine Reihe von Ansichten über deutsches Leben, deutsche Sprache, Kunst

und Wissenschaft gebildet, die ich zu einem Ganzen einen, zu einer großen Idee erheben, zu dem Zielpunkte meines ganzen Lebens hienieden hinstellen will. Mühsam habe ich alles das errungen, aus dem Wuste eingetrichterter Schulweisheit gerettet, mit Aufopferung und Entbehrung dem Frühlinge meines Alters abgezwungen; aber ich nenne es mein, es ist mein eigenstes Besitztum, und wenn auch niemand mit mir Gütergemeinschaft eingehen will, so soll doch auch niemand mein Besitztum mir rauben, beeinträchtigen, verunglimpfen.

Ich reise nicht so leicht wieder in Gesellschaft; jeder verfolgt seinen Zweck, d. h. in der Regel keinen. Wehe dem, der neben anderen, die nichts wollen, etwas will! Wie ärgert mich diese Flüchtigkeit, diese Oberflächlichkeit! Ich könnte noch heute im Dome sein — und meine Reisegefährten gönnen mir kaum so viel Zeit, um nur das Wichtigste zu beschauen.

Die bretterbeschlagene Wölbung stört, sie unterbricht sehr unangenehm die emporstrebenden Linien der Pfeiler, das Auge will einen Ruhepunkt, und da ist die Welt wirklich mit Brettern vernagelt. Der Chor ist ganz vollendet worden, zurückschauend daraus erfaßt man erst recht den hohen Gedanken des Meisters und vergißt die Armut und Erbärmlichkeit unserer Tage, die nichts Großes beginnen konnte, nichts Großes vollenden wollte.

An den vielen Altären wird nach dem Rosenkranze gebetet mit niedergesenktem Blick; wie anders muß i ch beten, jeder Blick empor ist ein inbrünstiges Gebet zu Gott.

Wir stehen auf dem Gerüste vor dem berühmtesten Bilde der altkölnischen Schule, was hier neben uns ein Maler kopiert. Diese lichte, strahlende Engelreinheit in den Jungfrauengesichtern, diese Verklärtheit ihrer Augen, die sich alle in einen Blick einigen, ihre Verehrung der Mutter Gottes darzubringen — kopiere nur zu! dachte ich. Mir ist es immer, als ob die Künstler damals noch in den Himmel geschaut hätten und wir Modernen könnten vor allerlei Studien und Lektüre in Italien und sonstwo nicht mehr dazu kommen.

Es ist heut ein lebendiger Tag in Köln, die Prozession von Kevelaer kehrt zurück. Diese vielen tausend Menschen, voranwehende Fahnen, Geistliche im Festschmucke, Pauken und Trompeten, und nun, im Zuge Alte und Junge, Gesunde und Kranke, durcheinander singend und betend, dann hinterdrein einige hundert Wagen mit Fähnlein geziert — wer kann leugnen, daß ein solcher Zug irgendein Interesse erwecken muß in dem Hörer und Zuschauer? Aber ich erklärte mir dies Interesse nicht aus der religiösen Beziehung dieses Zuges, sondern lediglich

aus der Masse Menschen, der jeder leicht den reinsten Zweck, den schönsten Willen oder sonst etwas Interessantes anpoetisieren kann, zumal wenn er etwas fernsteht und nicht erfährt oder erfahren will, was es denn eigentlich mit diesen Wallfahrten für eine Bewandtnis hat. — Ja, und wenn auch wahre Andacht und Reue vorhanden, ist es nicht ein furchtbarer Gedanke, daß Menschen Heil und Segen meilenweit von einem hölzernen Bilde, von einer Puppe sich holen! und daß mitten in unserem tausendjährigen Christentume solche Heidengreuel noch sind wie zu Zeiten der Apostel!

Ich höre, daß man es hin und wieder unserer Regierung hoch anrechnet, daß sie die Wallfahrten, die in französischer Zeit so streng verboten waren, erlaubt; aber ich höre von rechtschaffenen und einsichtsvollen Geistlichen große Klagen darüber erheben und der Regierung Vorwürfe darüber machen. Meines Erachtens tun beide unrecht daran, da die Regierung vorläufig in Religionssachen gar nichts tun will, weil alles, was in bezug darauf geschähe, sowie es nur preußisch hieße, noch mehr gehaßt würde. Aber die Regierung hat noch ein Mittel in Händen, womit sie Wunderdinge tun kann: Schulen und Universitäten, und diese Wunder werden bald alle Wunderdinge übertreffen, welche die Mutter Gottes in Kevelaer seit Jahrhunderten verrichtet hat.

Den anderen Tag besuchten wir in den Morgenstunden die Wallrafsche Gemäldesammlung, die nach der Boisseréeschen vielleicht in geschichtlicher und künstlerischer Hinsicht den ersten Rang unter den eigentlich altdeutschen Galerien behauptet. Die große Masse der Gemälde, die Mannigfaltigkeit der Gegenstände aus der heiligen und Profangeschichte, die Verschiedenartigkeit der Darstellung eines und desselben Ereignisses, der Wechsel in der technischen Behandlung — alles das verwirrte meinen Blick und ließ mich zu keinem ruhigen Genusse kommen, so sehr ich mich auch zwang, bei dem einen und dem andern Bilde zu verweilen. Zuletzt ward meine Unruhe so groß, daß ich mich vor dem heiligen Sebastian hinsetzte mit dem Entschlusse, nun auch weiter nichts mehr zu sehen, um doch etwas Ganzes, eine klare Vorstellung aus diesem Bildermeere heimzubringen. Es gelang mir, aber ich bedauerte bald, daß ich doch außer dem heiligen Sebastian gleichsam nichts weiter gesehen hätte. Um so erfreulicher ward es mir in der Zukunft, daß ich bei dieser Gelegenheit einen Mann kennen gelernt, dessen ganzes Wesen immer meine Achtung und Bewunderung in Anspruch nimmt. Und das war Wallraf, der Stifter dieser herrlichen Sammlung

und aller übrigen öffentlichen Sammlungen Kölns. Ich sah ihn heute zum erstenmal, er führte uns selbst umher, und ich unterhielt mich viel mit ihm. Sein ganzes Äußere war bescheiden und anspruchlos, aber es sprach aus allem etwas Edles und eine Würde, die nicht allein das Alter zu geben vermag; und obschon er jetzt 71 Jahre alt war, so blitzte doch noch aus den klaren großen Augen, die von den weißen Augenbrauen überschattet wurden, mitunter ein Jugendfeuer, und in seinem Lächeln lag eine Heiterkeit, als ob er ein Jüngling fortan geblieben sei.

Desselben Tags in der Dämmerung kommen wir in Düren an. Nach Tische suchen wir uns ein trauliches Eckplätzchen und lassen uns bei einem Schöppchen nieder. Wir sind hier ganz unter uns, tun wie zu Hause, unbekümmert um die vielen Gäste, die sich uns neugierig ein nach dem andern bis auf einige Schritte nähern. Zuerst erzählen wir uns von unsern heutigen Erlebnissen, wie hier und dort die Leute, wohl wegen gewisser Auffälligkeiten in unserem Anzuge und besonders wegen unserer langen Bärte, vor uns fortgelaufen, wie die Kinder uns jubelnd mit hepp! hepp! nachgefolgt, wie wir überall verhöhnt und ausgelacht sind u. dgl. Dinge mehr, die wir mit einem Selbstgefühl ertrugen, als sei es rein unmöglich, überhaupt nur etwas Lächerliches an uns zu finden. — „Stoß an! es lebe .... —" „Noch eine Flasche! Der Wein ist wirklich ganz vortrefflich."

Es bleibt doch immer eine feine Sitte, dies Lebenlassen, wenn man selbst so anmutig lebt, so sorglos um das Morgen und Heute und dann so recht von Herzen die ganze Welt leben läßt. Die Leute scheinen sich höchlich zu wundern über unsere Lebhaftigkeit und den männlichen Ernst in unserer Unterhaltung; und wir hätten uns über uns noch mehr wundern sollen! Wir fühlen uns wechselseitig näher als jemals, unsere Herzen so harmonisch, jede Äußerung nichts als Liebe und Zutrauen zu dem andern! Und doch stehen wir uns so ferne! Aber hier übte der Wein seine Zaubermacht. Ja, ich will's gestehen, und wenn's meine größte Schwäche wäre, ich bin dem guten Weine herzlich gut, ich verdanke ihm mit die schönsten und heitersten Stunden, Stimmungen, wo mein Geist seiner Ewigkeit froh ward, wo ich vor den Sternen des Glücks die dunkle Erde nicht sehen und ihre Leiden, ihre Mühsale, ihre Lüge, ihren Haß nicht einmal glauben konnte. Der Wein ist eine verkörperte Idee der Liebe, und nur wer für Liebe empfänglich ist, nur der versteht diese Idee, nur der erfährt es im Leben, wie sie verständigt, vermittelt, versöhnt, vereinigt, heilt, stärkt, begeistert.

Folgenden Tages gegen Abend kommen wir nach Aachen.

Mit einem wunden Fuße lege ich mich schlafen, und beim Aufstehen ist er noch wenig besser. Ich muß im Gasthofe bleiben und sitze nun eben hier auf einem Schilfrohrsessel so nachdenklich, als ob ich sonst nirgend in der Welt Zeit dazu gehabt hätte und nur darum nach Aachen gekommen wäre. Ist es denn nicht Unglück genug, daß wir unglücklich waren? muß denn nun auch die Erinnerung unser Unglück festhalten, erneuen, vergrößern? Morgenträume des Glücks, geht ihr so in Erfüllung über? — Mein Vater ist tot, meine Mutter, meine Schwestern totkrank, Haus und Hof in fremden Händen, mein Bruder in der Ferne, und ich? heimatlos, ohne alle Aussicht, ohne alle Hoffnung, so arm an Trost und — könnte ich nur weinen, ich wäre noch glücklich; aber auch das nicht mehr. Wie ein Gefangener sitz' ich hier, dem die ganze Welt mit ihrem Frühlinge und ihren Freuden sich verschloß, dem selbst die Erinnerung daran geraubt ward, ja dem man das Leben ließ, damit es ihn quält und plagt. Unterdessen wurde es lebendiger unter meinem Fenster. Mich trieb's aus meinem Zimmer, weiß selbst nicht wie, ich hinkte hinunter und — da stand ich mitten auf dem Markte, und als ich nun dies lebendige Leben und Treiben, diese Gesundheit und Fröhlichkeit so recht in der Nähe wahrnahm, da weint' ich und fragte mich, warum man so sehr trauern könnte in einer Welt, wo so viel zu tun ist, andere zu erfreuen, zu beglücken.

Nachmittags bestiegen wir den Loysberg. Die Aussicht ist befriedigend. Freilich, wer immer und überall vergleicht, dem fehlt hier vieles, und die Erinnerungen an die großen Begebenheiten, die sich an den Namen Aachen knüpfen, können ihm keinen Rhein, keine Mosel, keine Alpen und Gletscher, keine Schweizer Seen herzaubern. Das Vergleichen einer schönen Gegend mit einer andern ist eine wahre Krankheit in gewissen menschlichen Naturen; sie können nie des Augenblicks recht froh werden, weil sie immer etwas Fremdartiges, etwas jeden Genuß Störendes aus ihren Erlebnissen und Wünschen hervorbringen müssen. Wie anders erscheint dagegen ein gesunder, kindlicher Sinn! Was ihm der Augenblick beut, das ist sein, er genießt, und unter dem poetischen Atemzuge seiner stillen Zufriedenheit gestaltet sich alles zu einer willkommenen Gabe, das Unbedeutendste wird bedeutungsvoll, das Minderschöne zeigt doch eine Seite, worüber man sich freuen kann.

Man wird wenig mehr vom Bade gewahr, die eigentliche Kurzeit ist schon vorüber, und das bedauere ich auch keineswegs. Es ist für mich ein beunruhigender Anblick, so scharenweise nichts als kranke, leidende, abgehärmte, bleiche, finstere,

langweilige Gesichter zu sehen; es betrübt und verdrießt mich, wenn ich mich herumtummeln muß unter einer Masse Menschen, die nichts weiter auf Gottes Welt zu tun haben, als jeden Augenblick vorschriftsmäßig zu ihres Leibes Heil und Seligkeit anzuwenden! Nein, ich kann nicht begreifen, wie ein Gesunder, der nicht etwa Geld oder sogenannte Menschenkenntnis einsammeln will, auch nur eine Woche hier verweilen kann!

Im Gasthaus gesellte sich zu uns ein preußischer Hauptmann; er zeichnete sich durch ernste Haltung und Gediegenheit der Gesinnung vor der übrigen Gesellschaft aus und erwarb bald unsere Liebe und Achtung. Man hörte es ihm an, daß ihm seine Ansichten und Urteile nicht so angeflogen waren, wie manchem Schwätzer, sondern daß er die wichtige Frage, warum und wozu man lebt, sich genügend zu beantworten getrachtet hatte. Wir unterhielten uns lange mit ihm, erst gegen Mitternacht nahmen wir Abschied voneinander. Ich muß gestehen, ich tat's mit einer freudigen Bewegung meines Herzens; denn daß ich künftig eine Erinnerung mehr haben sollte, die mir einen edlen Charakter vergegenwärtigen könnte, — das war eben die letzte Freude dieses Tages.

Überhaupt etwas verlange ich von jedes Menschen Leben, ein Etwas, das seine Begierden und Leidenschaften veredelt, seinen Willen heiligt und sein ganzes Sein und Tun erwärmt und begeistert; eine Idee, die ihn von dem Gemeinen und Alltäglichen entfernt und ihn in jeder Lage, in jedem Verhältnisse auf einer Höhe hält, wohin kein böser Leumund sich wagen darf. Auch in meinem Leben finde ich den Trost, daß mehr als eine solcher Ideen darin sichtbar ward, zuerst Vaterland, dann Liebe und Kunst und endlich Freundschaft und Wissenschaft. Aber das Alte wird wiederkehren, noch einmal heißt es: Liebe und Kunst, und zuletzt Vaterland, aber nicht dieses, was ich gefunden, wofür ich leben und wirken wollte und konnte, jenes himmlische Vaterland, jene Heimat, die den letzten Wunsch und die letzte Hoffnung mit Mutterarmen empfängt.

Kaum haben wir Aachen verlassen, so sind wir auch schon auf niederländischem Boden. Es tut mir ordentlich weh, daß das schöne Limburger Land uns nicht gehört, und wie schade um unsere Schiffahrt — nur wenige Meilen von der Maas zieht sich unsere Grenze hin. Dieser kleine Zipfel vom rechten Ufer der Ourthe und Maas, oder von Stablo bis Venlo wäre mir lieber als das halbe Großherzogtum Posen! Allerdings ein schönes Ländchen, voll lebendiger, frischer, gewerbtätiger Menschen, Städtchen an Städtchen, Dörfer an Dörfern, überall

grüne Wiesen, Gebüsche, Viehherden, lauter frohe reiche Aussichten und besonders an einem so heiteren Tage. Die Straße, worauf wir gehen, liegt etwas hoch und scheint nicht allein zum Gehen, sondern auch zum Sehen ordentlich eingerichtet zu sein. Schon am frühen Morgen begegnen uns Leute von allerlei Gewerben, Bauern und Bürger, jeder lacht uns an und grüßt uns wallonisch, und wir antworten in allerlei Sprachen, was jenen denn ebenso lächerlich war als uns ihr Wallonisch. Wo wir unterweges einkehren, ist des Staunens kein Ende; aber das stört mich weniger als die unverschämte Ansprache der Betteljungen vor und hinter den Dörfern, sie begleiten uns kläglich bittend und stellen sich vor uns im dicksten Staube auf den Kopf und schießen Purzelbaum. Man erzählt viel von dergleichen Bettlerpoesie in fernen Landen, ich finde sie aber weder notwendig für eine schöne Gegend, noch ruhmvoll für einen Staat. Ich habe keinen Sinn dafür und mag auch keinen dafür erlangen; es ärgert mich immer, wenn die Natur den Menschen beschämt, und wenn ein Künstler durch Bettler den Reichtum seiner Landschaft hervorheben will.

Doch was kann mich überhaupt stören, solange ich in einem paradiesischen Garten genießend lustwandle? Die Frische des Grüns und die heitere Bläue des Himmels erquickt und belebt mich; hin und wieder zirpt ein Vogel, aus einem Meierhofe tönt ein Volksgesang, ich höre nur und sehe, spreche gar nicht und gehe weiter, ich fühle mich so allein und doch allem, was mich umgibt, liebend genähert und befreundet. Es liegt etwas Versöhnendes in einer solchen herrlichen Gegend; ich freue mich, daß die Natur noch immer ihre alten Wunder an mir tut; schon dafür daß sie mir die lieblichsten Erinnerungen an meine Heimat weckt, an die Sonntage meiner Kindheit, gebührt ihr Dank und Liebe meines Herzens. Armes Stadtkind, wenn du nur zwischen steinernen Häusern und in öden Hofräumen aufwächsest! wenn du die lebendige Natur nur aus Tapeten und Bilderbüchern kennen lernst! — Jede Erziehung sollte billig immer dafür sorgen, daß die Heimat des Kindes ein reiches Feld von belebenden und mannigfaltigen Erscheinungen und Anschauungen ist, ein Garten, drin das Kind sein zartes Leben frei und ungestört in Unschuld wie die Blume entwickeln kann. Wo die Erziehung des Menschen keine Geschichte hat, muß sie in späteren Jahren gleichsam immer wieder beginnen; das Kind bewahrt keine Gefühle und Anschauungen, woran sich das Verwandte anknüpfen, womit sich das Neue und Überraschende der Erscheinung harmonisch vereinigen ließe. Unser väterlicher Garten

hat mehr Anteil an der Entwickelung meines ganzen Seins als manche spätere wohlgemeinte Ermahnung; die Blumen und Bäume, die Lauben und Schattengänge, die singenden Vögel und bunten Schmetterlinge reden noch immer aus jenen Tagen herüber ihre freundliche Sprache, ich sehe und höre noch alles wieder, ich lebe noch immer im vollen Genusse dieses reichen Schatzes an Poesie und Lebensfreude.

Zu Mittage waren wir in Herve, wir nehmen dann unsern Weg weiter nach Lüttich zu. Bei Sonnenuntergange nähern wir uns der Stadt. Die Heerstraße wird lebendiger, aber auch staubiger; ganze Scharen von Tagarbeitern, die wahrscheinlich die ganze Woche über in Lüttich beschäftigt waren, scheinen jetzt auf den Sonntag zurück in ihre nahe Heimat zu gehen; sie sind guter Dinge und aus ihrem spöttelnden Jubel läßt sich leicht abnehmen, wie das Gefühl des mühselig verdienten Wochenlohns sie sorglos, sicher und übermütig macht. Ein solches Gefühl hat gewiß bei diesen armen Leuten etwas sehr Verzeihliches, aber ich wünsche ihnen ein besseres: nicht dieses augenblickliche rauschartige Bewußtsein der Güter des Lebens, sondern den dauernden Genuß, den ihnen ein heiterer Sinn und religiöse Zufriedenheit gewähren kann. Ich weiß recht gut, daß jeder Erwerb, zumal noch jeder würdige und ehrenvolle, ein Selbstgefühl erzeugt, wovon der Kraft- und Tatlose kaum zu träumen weiß; aber in ebendiesem Gefühle, so schön und lobenswert es ist, liegt doch auch wieder so etwas Unersättliches, daß es leicht ohne Verdienst befriedigt wird und dann uns vor uns selbst und vor andern erniedrigt. Wehe dem, der schon am Morgen seines Lebens getan zu haben denkt, was anderen nach tausend Mühsalen, Opfern und Entbehrungen noch nicht gelingen will!

So kamen wir denn nach Lüttich. Dort folgte uns beim Eintritt in die Stadt im Jubel der ganze Troß schaulustiger Leute nach, und die Jungen ließen es an „hepp! hepp!" und einigen derben Artigkeiten nicht fehlen, und so gelangten wir bei der größten Teilnahme des Publikums in unser Gasthaus. Schon die wenigen deutschen Worte, womit uns der Kellner empfing, reichten hin, unsern Kummer für den Augenblick zu stillen. Aus dem Munde eines Fremden und noch dazu in der Fremde erfahren wir erst recht, was die Muttersprache für eine Bedeutung hat, wir fühlen uns geborgen und heimisch und der liebenden Teilnahme der Gesellschaft wiedergegeben. Aber leider wurden wir bald von neuem getäuscht; man glotzte uns habgierig an, als sei's nur lediglich auf unseren Geldbeutel abgesehen. Die schlechte Bewirtung entsprach ganz den Blicken der Gastgeber.

Wir gedachten länger hier in Lüttich zu verweilen, aber der gestrige Tag hat meinen Reisegefährten alle Lust verleidet; sie wollen nichts mehr von Lüttich wissen, wollen bis den Augenblick zu Hause bleiben, bis das Schiff nach Maastricht abgeht. Ich benutzte anders diese Morgenstunden. Es ist gerade Sonntag, und die Straßen sind noch belebter als gestern. In Begleitung zweier junger Wallonen wandre ich von einem Ende der Stadt zum andern.

Um Mittag bestiegen wir das Marktschiff nach Maastricht. Die Ufer der Maas sind schön, freilich keine Rhein- und Moselufer, aber eben darum fahren wir ja auch auf der Maas. Die kleinen grünen Berge, die den Fluß umschließen, die freundlichen Dörfer an beiden Uferseiten, dann die lustigen Leute auf den vorüberfahrenden Schiffen, das wirklich sonntägliche Wetter, ein ununterbrochener Sonnenschein, und nun noch unsere Ruhe auf dem Verdecke im Anschauen aller dieser Herrlichkeiten neben und über uns — ich war still und zufrieden und lebte ganz dem Augenblicke, der immer eine neue freundliche Aussicht in die Welt darbot. Ich weidete bald mit den Hirten auf den Wiesen, bald warf ich mit dem Fischer mein Netz aus, bald saß ich an einer Felsenecke mit einem Knaben und blickte erwartungsvoll auf die ausgeworfene Angelschnur; dann zog ich mit den jubelnden Landleuten auf die Kirmes, dann lief ich mit den Kindern um die Wette und war nicht der letzte am Ziele — ja, es ist ein erquickendes Gefühl, eine wahre Sonntagsfeier, an den Freuden fremder Menschen sich mitzufreuen. Man muß aber auch von früher Jugend dergleichen Freuden für wirkliche Freuden erkannt haben, um dafür empfänglich zu bleiben, man muß sie miterlebt haben, um wenigstens durch die Erinnerung ihrer teilhaftig werden zu können. Unsere vornehme, entfremdende Erziehung verstopft uns aber so viele Quellen der Fröhlichkeit, daß uns Eitelkeit und Selbstsucht oft am Ende als einzige Quelle überbleibt, woraus wir zu schöpfen verdammt sind. In der Achtung jedes Standes und Gewerbes, welches notwendig und ehrlich zugleich ist, soll das Kind aufwachsen; soll lernen, daß alle Güter der Erde für alle Menschen bestimmt sind, daß nicht etwa diese und jene ein ausschließendes Recht darauf haben, daß der Wert dieser Güter nur ein rein willkürlicher ist, das Herz aber diesen Wert bestimmt und ihren Genuß zu einem gottwohlgefälligen macht.

Schon sahen wir die Türme der Stadt. Das linke Maasufer mit seinen vielen Wirtshäusern wird belebter, näher der Stadt zu in den langen Lindenalleen lustwandelt die Maastrichter

schöne Welt. Wir landen. Leute von allen Richtungen her strömen herbei. Wir sind umringt und müssen uns durchdrängen. Ein Dragoner kommt auf mich zu: ob wir Dienste nehmen wollten? „Nein, nein, nichts der Art.“ Man drängt sich hinter uns drein. Die Kinder werden lauter, hin und wieder fällt schon ein vernehmliches Hurra! Die Torwache läßt uns jedoch ruhig einziehen, der Unteroffizier hält es aber für besser, uns durch einen Dragoner zur Hauptwache geleiten zu lassen. So etwas geschieht sonst nie oder doch höchst selten, uns wird diese absonderliche Ehre zuteil. Treulich begleitet uns nun der große Troß lustiger Buben, die jetzt ein fürchterliches hundertstimmiges „Hepp! hepp!“ anstimmen. In allen Gassen mehrt sich der Troß; man reißt die Fenster auf, tritt hastig vor die Türen und lacht uns an und aus. Und so in einem Triumphzuge, wobei wir die gefangenen Könige sind und der Maastrichter Pöbel den Senatus Populusque Romanus macht, ziehen wir in die Hauptwache ein. Die Offiziere begegnen uns mit der größten Artigkeit, gleichsam den Fehler ihres Unteroffiziers wieder gutzumachen, sie lesen unsere Matrikeln, trösten uns über den unangenehmen Vorfall und bitten uns, doch noch eine Weile bei ihnen zu verziehen, bis das Publikum ruhig geworden sei. Wir bleiben auch wohl ein Viertelstündchen, aber das Publikum will nun einmal einen befriedigenden Schluß dieses Dramas sehen. Sowie wir uns wieder blicken lassen, beginnt alles im lautesten Jubel seine Wanderung mit uns; die halbe Stadt ist wie im Aufruhr. Endlich stehen wir vor dem Gasthofe „Au Lévrier“ oder nach der Volkssprache: „Hazenwind“. Die Wirtin ist eben auf das Geschrei von draußen hervorgesprungen, sieht uns an und erschrickt nicht wenig. Wir bitten freundlichst um Aufnahme und treten in das große Gastzimmer ein. Hier bekam ich die erste Idee von holländischer Nettigkeit. Die Wände sind mit Tapeten, Gemälden und Kupferstichen geziert, vor den hellen Fenstern hängen die feinsten Gardinen, über den hohen Spiegeln weiße Florvorhänge, die Möbeln, alle geschmackvoll gearbeitet, blinken von Reinlichkeit, das ganze Innere hat etwas Trauliches. Wir setzen uns sogleich zum Vespermahle nieder und die gute Frau mit uns. Unterdessen erscheint die Tochter vom Hause; sie hatte unterweges gehört, es seien wieder so Leute angekommen wie neulich, aber viel wilder. Es wohnte nämlich neulich in demselben Gasthofe ein Türke, auf dessen Erscheinen den ganzen Tag über viele Menschen vor dem Hause zu passen pflegten. „Mutter,“ begann das hübsche Mädchen, „wir haben ja wohl wilde Menschen

bekommen, ich möchte sie gern einmal sehen." — „Da sind sie", erwiderte die Mutter, und wir wurden uns wechselseitig vorgestellt. Das liebe Kind wurde sehr rot und sehr verlegen, als wir unser Lachen am Ende doch nicht bergen konnten. Draußen tobten die Gassenjungen noch munter fort; vor jeder kleinen Öffnung der Fenster, wo nämlich die Gardine sie nicht deckte, standen zwei, drei und schrien uns ihr „Hurra!" zu.

Es war unterdessen Abend geworden. Die Wirtshausruhe sprach mich nicht mehr an; ich verließ meine Reisegefährten und wandelte allein in der Stadt umher. Nahe am Markte liegt eine Kirche. Ich gehe hinein. Das Halbdunkel, sie war nur spärlich erleuchtet, und das Gemurmel der knienden Betenden, alles machte mir bange, es war so etwas Graun- und Geisterhaftes darin, ich mußte bald fortgehen. Ich glaube, ein Katholik wird niemals dies drückende Gefühl haben; wir aber, von Jugend auf an eine heitere, helle Gottesverehrung gewöhnt, bei der Armut an Zeremonien angewiesen und beschränkt auf den Reichtum innerer, von allem äußern Pompe und Glanze unabhängiger Andacht, werden uns immer unheimisch finden bei der Ausübung der vielen heiligen Gebräuche der römischen Kirche. Jeder öffentliche Gottesdienst hat sein Notwendiges, sein Erhebendes und eben dadurch wohltätig Wirkendes. Nicht jeder Mensch hat die Gelegenheit, nicht jeder die Kraft und den guten Willen, für das Heil seiner Seele zu sorgen. Aber dies sich Abfinden und Fertigwerden mit dem lieben Gott, was besonders durch die zur Gewohnheit gewordene strenge Beobachtung äußerer gottesdienstlicher Gebräuche so leicht erzeugt wird, ist doch dem Sinne des wahren Christentums schnurstracks entgegen. Der Christ hat keinen schönern Tempel, wo er Gott verehrt, wo er die Opfer seines Dankes und die Gelübde eines gottwohlgefälligen Lebens darbringt als sein eigenes Herz. Der Lehrer des Volks, der Erzieher der Jugend, der Ratgeber und Tröster in unseren Kümmernissen und Nöten sollte es für seine schönste und heiligste Pflicht ansehen und ausüben, in der Welt überall darauf hinzuwirken, daß jedes Menschenherz ein Tempel, eine würdige Wohnstätte Gottes würde.

Am folgenden Tage besuchen wir die sogenannte Maastrichter Höhle; es sind die Steinbrüche des St. Petersberges, der etwa 180 Fuß hoch nahe bei Maastricht liegt zwischen der Maas und dem Flüßchen Jaar (oder Jecker). Bei dem hellsten Sonnenscheine beginnen wir unsre unterirdische Wandrung; sobald uns das Tageslicht verläßt, zünden wir unsere Fackeln an. Unser Führer, vor uns herschreitend, erzählt schon von den

Merkwürdigkeiten, bei denen wir eben angelangt sind; wir folgen aufmerksam zuhörend. — Welch eine großartige, alle Erinnerungen und Ideen überwältigende Erscheinung! Tausende von Säulengängen sich immer und immer wieder durchkreuzend, oft 45 Fuß hoch und gegen 15 Fuß breit. Wie verschwinden dagegen die weltberühmten Katabomben Roms! Seit vielen Jahrhunderten, ja schon seit den Römerzeiten ward der Petersberg ausgehöhlt. Dieser kalksteinartige Tuffstein wird noch jetzt darin bearbeitet, an die freie Luft, wo er sich härtet, hervorgeschafft und dann nahe und weit versendet. So haben sich diese Tausende von Säulengängen gebildet, ein undurchforschliches Labyrinth. Welch eine Geisterstille! das Wort erstirbt gleichsam auf den Lippen; wir singen, aber von den dunklen Wänden hallt nichts wieder. Das Gefühl der Einsamkeit wirkt wohl nirgend fürchterlicher als hier; das Erlöschen unserer Fackeln — und wir samt unserem Führer sind Opfer der Verzweiflung und des Hungertodes. In der unabsehbarsten Sandwüste schmachtend umherziehen, an einer öden Insel Schiffbruch leiden, auf den Gletschern der Schweiz sich verirren, — ja, es verfolgt uns überall das Gefühl einer schrecklichen qualvollen Einsamkeit; aber der Himmel ist doch über uns, seine Sonne und seine Gestirne trösten uns. Hier aber in diesen Höhlen erinnert nichts an das Leben; hier nur Nacht, geisterhaftes Grauen, Totenstille.

Anderthalb Stunden hatten wir umhergeirrt. Das trübe Fackellicht und die undurchdringliche Finsternis vor und hinter uns, die langen mattbeleuchteten Wände, die keinen Strahl des Widerscheins gaben — ich fühlte eine heiße unendliche Sehnsucht nach dem Tageslichte, nach dem lebendigen, belebenden Lichte. Wir nähern uns schon dem Eingange, niemand aber von uns weiß es, als wir plötzlich aus weiter Ferne das Himmelslicht erblicken. Wie ein Blinder, der zuerst nach jahrelanger Finsternis wieder sieht, so stand ich da; dieser Anblick war mir so etwas Neues, überaus Wunderbares, Entzückendes, ich konnte mich gar nicht satt sehen. — Wird es mir in diesem überwölbten Erdenleben mal ebenso helle!

Schon seit früher Jugend hielt ich das Reisen für eine Hauptquelle der Erfahrung und Belehrung. Ich erinnere mich noch recht gut, wie ich tagelang 1811 die Landkarten studierte, um den Weg mir aufzuzeichnen, den ich damals mit meinen Eltern aus einer kleinen Kantonstadt zur Hauptstadt des Königreichs Westfalen nehmen sollte, wie fleißig ich mir die Sehenswürdigkeiten, die unterweges vorkommen sollten, schon im voraus merkte. Eine große literarische Reise, wozu ich hinlänglich

mit Kenntnissen und Hilfsmitteln ausgerüstet wäre, gehörte zu meinen damaligen Lieblingswünschen. Ich reiste nun schon bis jetzt durch viele Gegenden Deutschlands und kann wohl sagen, wo ich mich befand, überall schwebte mir irgendein wissenschaftlicher Zweck vor, den ich auch immer und, wenn auch nur teilweise, erreichte; jetzt aber wußte ich wahrhaftig selbst nicht mehr, wozu ich reiste. Um mich recht zu freuen, war ich nicht unabhängig genug; um mich zu belehren, durfte ich nie die Gelegenheit benutzen. Schon beschloß ich, rechts hinauf in das eigentliche Holland zu wandern; aber ich fühlte mich zu sehr wie durch ein feindseliges Geschick an die Willkür zweier Menschen gebunden, die nur sich für den Mittelpunkt ansahen, um den sich alle meine Neigungen und Wünsche drehen mußten.

Am Nachmittage wanderten wir weiter. Unser Geld war merklich zusammengeschmolzen, wir übernachteten in Herve und lebten sehr mäßig; am folgenden Morgen hatten wir nicht das Herz, in Verviers einzukehren. Bald hinter Verviers hebt sich das Land, es wird wilder und unwirtlicher; aber diese letzten Abdachungen des furchtbaren Waldgebirges, der Ardennen, gewähren doch auch wieder manchen Punkt, der uns um so schöner dünkt, je düsterer die umliegenden Gegenden uns anblicken. Bei stets abwechselndem Wetter, wo bald Wolken und Wolken sich jagen, dann wieder die Sonne freundlich hervorglänzt, erreichen wir zu Mittage Spaa. Man ahndet vorher kaum, daß sich in solcher Öde auf unfruchtbarem steinichten Boden, in Gesellschaft dürrer Fichten, bräunlichten Heidekrauts und hungriger Wölfe Menschen ansiedeln konnten, ja sogar aus fernen Gegenden dahin zum Vergnügen und zur Gesundheit reisen können. Wir kehren ein und hoffen, uns an einem so berühmten Orte recht gütlich zu tun, wir haben den vortrefflichsten Appetit und auch guten Willen, mit unsrer Baarschaft nicht zu geizen. Wir kehren also ein und zwar wie immer in das beste Gasthaus. Die Rechnung übersteigt alle Begriffe, die ein vernünftiger Mensch von dem Werte eines elenden Frühstücks haben kann. Doch es hilft nichts, wir müssen zahlen und können getrost weiterwandern.

Dasselbe Spaa, was wir von der drübigen Seite so freundlich vor uns sahen, erschien uns jetzt in einer finstern, verächtlichen Gestalt. Die Sonne war verschwunden, und von Osten her zogen schwarze Gewitterwolken über uns auf; in den öden Straßen ritten bleiche Engländerinnen in ihren langen dunkelblauen Reitkleidern wie Gespenster einher, und einige einheimische Gesichter glotzten uns aus den kleinen Fenstern der letzten Häuser stier und unheimlich an und schlugen ein lautes

Hohngelächter über uns auf. Wir aber wandern traurig und ernst die Höhen hinan, wir wissen nicht, wo wir die Nacht zubringen und wie wir mit unsern paar Groschen Trier erreichen sollen. Da lacht uns die Sonne abermals freundlich an und die ganze Gegend, wir werden recht froh und guter Dinge, und fühlen uns reicher als vor der Ankunft in Spaa. Doch unsre Freude währt nicht lange. Der Himmel umwölkt sich rings, ein schweres Gewitter steht über uns; als wir eben einen zweiten Berg besteigen, läßt es sich furchtbar nieder, es blitzt und donnert unaufhörlich und gießt in Strömen herab. Wir gehen gelassen weiter, und obschon es dicht neben uns einschlägt, daß Schweder, der vor mir hergeht, einen Seitensprung macht, so kommen wir doch mit einem tüchtigen Wasserbade bis auf die Haut davon. Wie ein rettender Engel winkt uns da auf einmal Malmedy in einem lieblichen grünen Tale, Malmedy, die erste preußische Grenzstadt. Wie doch die Hoffnung belebt! Ich ward ganz warm in meinem Wasserpanzer und freute mich schon auf die Freude, die ich haben würde bei einem Kaminfeuer unter der Fürsorge freundlicher Menschen.

Der Gefälligkeit zweier preußischen Zollbeamten gelingt es, uns ein erträgliches Zimmer bei dem „Schwarzen Bären" zu verschaffen. Ein Kaminfeuer wird schnell angezündet; unsere Wirtin, eine ehrliche Stockfranzösin, ist recht bekümmert um uns, sie verschafft uns, was wir in unserer Lage nur wünschen und verlangen können: wir trinken Tee mit Rotwein und lesen den „Faust".

„Was kann die Welt mir wohl gewähren?
Entbehren sollst du! sollst entbehren!
Das ist der ewige Gesang,
Der jedem an die Ohren klingt,
Den, unser ganzes Leben lang,
Uns heiser jede Stunde singt."

Warum denn den „Faust"? Ein deutscher Student pflegt außer einem Wegweiser und einem Kommersbuche selten ein anderes Buch bei sich zu führen. Es ist auch so viel Erlebtes darin, Empfundenes und Gedachtes, daß man leicht etwas Verwandtes, Anregendes und Unterhaltendes, Belehrendes, Begeisterndes wiederfindet, daß man ferner dort den Faden der Erinnerung für Momente, die sich durch ein Tagebuch in Prosa nicht fixieren lassen, erfolgreich anlehnen kann.

Am folgenden Morgen ersteigen wir die erste Anhöhe der jetzigen Eifel. Eine wahre lüneburgische Bergheide! Wir können stundenlang gehen und finden dann erst ein Haus, meilenweit

und finden ein Dorf oder Städtchen. Überall kleine Berge, Heidekraut, Sandsteppen, dunkle Tannichte, dürftig bebautes Feld, wenig Vieh, und Menschen beinahe gar nicht. Bald diesseit Malmedy ist die Landessprache deutsch, der niederrheinischen Mundart ähnelnd, gerade wie sie in Urkundenbüchern der Eifel vorkommt. Die Volkstracht stimmt ziemlich zu der Bonner Tracht, nur die Weibermützen dehnen sich schon oberhalb zu dem platten, wulstigen Heiligenscheine aus, wie man sie auf alten Bildern und jetzt um Trier als gewöhnliche Kopftracht erblickt.

Das Wetter scheint sehr unbeständig hier zu sein; wir können kaum eine kurze Strecke wandern, wo uns nicht ein Regenwetter überfällt, und dann haben wir gewöhnlich keinen weitern Schutz als einen niedrigen Birkenbusch. Die trostlosen Aussichten und langen Wege ohne Gelegenheit und Mittel, sich erquickend auszuruhen, ermüden sehr. Wir gehen auf dunklem Pfade in die Nacht hinein, wissen gar nicht mehr, ob wir uns verirrt haben oder bald ein Ziel unserer heutigen mühsamen Tagereise sehen werden. Als wir den letzten Berg ersteigen, steht der bleiche Mond vor uns von einem farblosen Regenbogen umgeben. Eine seltene Naturerscheinung, die uns zuerst wieder gesprächig macht; denn traurig und stumm war bisher einer dem andern gefolgt. Die Lichter unten im Tale und die kaum hervordämmernden Häusergruppen, wie unsere matten Glieder an dieser Wahrnehmung erstarken! Die Idee: du bist am Ziele! hat eine alles aufregende, belebende Kraft. Ich fühle es heute wieder, wie manchmal früher; wenn ich nur noch träumend den müden Körper hinschleppte, durstig und hungrig, unkundig des Weges, und dann eine Turmspitze, ein Licht erblickte, Hundegebell oder Glockengeläute in der Dämmrung hörte, — ich lebte gleichsam wieder auf und fühlte mich rüstig, noch viele Meilen zu vollenden.

Am 6. September abends spät, von langer Wanderung bei Hunger und Durst völlig erschöpft, trafen wir in Trier ein. Meine Glieder waren vom Gehen so steif, daß ich eine Zeitlang stehen mußte, ehe mir das Sitzen möglich war. Nachdem wir etwas genossen hatten, wurden einige Bekannte aufgesucht und in Anspruch genommen. Sie versahen uns mit etwas Reisegeld, und wir setzten des anderen Tages unsere Reise fort. Wir suchten überall Richtwege auf und vermieden dadurch das wiederkehrende Einerlei der Mosel, welche unendlich viele Krümmungen macht. Es wurde wieder recht lustig gelebt und dem billigen leichten Mosel tapfer zugesetzt, als ob wir an der

Mosel nicht genug gehabt hätten, sondern nun auch noch den Mosel dazu nehmen mußten.

Zu Anfange der zweiten Woche Septembers kehrten wir heim. Ich hatte viel gesehen und gehört und manch Vergnügen gehabt; das ganze Ergebnis aber stand in gar keinem Verhältnisse zu den Anstrengungen und Kosten. Was ich mir unterwegs schon mehrmals gelobt hatte, nie wieder in Gesellschaft und noch weniger auf gemeinschaftliche Kosten zu reisen, hielt ich später, und das war der größte Gewinn, den mir am Ende doch noch diese Studentenfahrt einbrachte.

Der Wunsch nach einer Stellung an der Bibliothek war noch immer unerfüllt geblieben. Welcker wollte mich vorschlagen: ich sollte die Bücher aufsuchen und ausgeben und dafür etwas Gehalt bekommen. Das war mir schon recht, mir lag besonders daran, auf die Weise die Bibliothek freier benutzen zu können. Leider gewährte sie in ihrem damaligen Zustande sehr wenig für meine germanistischen Studien. Das Bedürfnis literarischer Hilfsmittel trat immer fühlbarer hervor, und so dachte ich denn daran, mir selbst eine Bibliothek zu gründen. Freilich waren die Aussichten dazu sehr schlecht, vor allen Dingen gehörte dazu Geld, und das eben fehlte mir.

Trotzdem machte ich bald einen glänzenden Anfang: ich fand auf dem Bonner Markte eine Liederhandschrift aus dem 16. Jahrhundert und kaufte sie um 40 Stüber. Meine Freude war sehr groß. Zwei Studentenlieder teilte ich sofort in ihrer alten Schreibart in den „Bonner Burschenliedern" mit, die übrigen Lieder verglich ich mit den bereits anderweit gedruckten und wollte dann die unbekannten oder solche, die sich hier in besseren Lesarten fanden, herausgeben. Ich suchte nun weiter bei den Trödlern und fand mehrere deutsche Handschriften, die aus dem Nonnenkloster Nonnenwerth stammten, und auch diese erwarb ich.

Seit dem 1. Oktober wohnte ich in der Stadt am Markte. Ich arbeitete viel: ich sammelte für deutsche Sprache, Mundarten, Sitten und Gebräuche, Literatur- und Kulturgeschichte und sah zu dem Zwecke ganze Reihen von älteren und neueren Zeitschriften durch. Bernhard Mönnich, mit dem ich zusammen wohnte, wunderte sich oft, wie ich mich so ins einzelne verlieren konnte. Ich gründete mir aber eben dadurch eine Sammlung, die mir mein ganzes Leben hindurch gute Früchte trug.

Sehr willkommen war mir, daß ich seit dem 13. November Bibliotheksassistent geworden: ich sollte in den öffentlichen

Stunden auf der Bibliothek sein, Bücher holen, verzeichnen u. dgl. Ich war nun außerdem noch manche Stunde dort, teils um die Bibliothek in ihrem ganzen Bestande kennen zu lernen, teils um selbst für meine Studien etwas zu finden und Entdeckungen zu machen. Ich hatte mir damals ein hohes Ziel gesteckt, das ich in meiner jugendlichen Begeisterung und im Vollgefühl meiner Kraft zu erreichen gedachte, wenn sich meine äußeren Verhältnisse nur irgend günstig gestalteten: es war die deutsche Philologie. Ich begriff darunter das Gotische, Alt-, Mittel-, Neuhochdeutsche mit allen seinen Mundarten, das Altsächsische, Niederdeutsche und Niederländische, das Friesische, Angelsächsische und Englische, und das Skandinavische; ferner die deutsche Literatur- und Kulturgeschichte, alles Volkstümliche in Sitten, Gebräuchen, Sagen und Märchen, sowie endlich Deutschlands Geschichte, Kunst, Altertümer und Recht. Ich wollte die germanischen lebenden Sprachen nicht nur verstehen, sondern auch sprechen. So wie in mehreren Mundarten, so hatte ich es auch schon im Dänischen so weit gebracht, im Holländischen war ich nahe daran. Ich las manches Holländische, trieb Grammatik eifrig und sammelte aus einer Menge neuerer Liederbücher die wenigen zerstreuten Volkslieder. Zu meiner großen Freude fand ich das alte Amsterdamer Liederbuch, von dem niemand bisher etwas wußte. Meine Sammlung erhielt dadurch ihren besten und größten Zuwachs.

So kam der 1. Januar 1820 heran. Ich glaubte den Tag nicht besser feiern zu können, als daß ich mich über meine wissenschaftlichen Wünsche und Bedürfnisse gegen einen Mann aussprach, der mir alles das, was ich wollte, längst erreicht zu haben schien — ich schrieb an Jakob Grimm in Kassel. Schon in den nächsten Tagen erfolgte eine Antwort, die aber eigentlich keine Antwort auf meinen Brief war, wie denn Grimm sein Schreiben auch beginnt: „Ich beantworte Ihre freundliche Zuschrift sogleich, vielmehr ich beantworte sie noch nicht, welches ich besserer Muße vorbehalte.“ Dennoch fand ich auch in diesen Worten eine Billigung meines Studienplanes und war sehr erfreut. Grimm bat mich um die eben erschienenen Bruchstücke des Mailänder Ulfilas von Castiglione und Angelo Mai. Ich sendete sie sofort an Grimm, dem ein großer Gefallen damit geschah; er war eben in voller Arbeit bei der neuen Auflage der Grammatik. Der von nun an mit ihm fleißiger fortgesetzte Briefwechsel wurde mir für meine Bestrebungen sehr lehrreich und für meine Arbeiten sehr förderlich.

Die Sehnsucht nach den Meinigen war jetzt sehr groß.

Meiner Mutter hatte ich schon lange versprochen, sie dies Frühjahr zu besuchen. Eines Tages verabredete ich mich mit Wilhelm Hengstenberg, bis in seine Heimat die Reise mit ihm gemeinschaftlich zu machen und dann von dort aus zu den Meinigen zu reisen. Karl Bädeker, der eben von Heidelberg auf der Reise zu seinen Eltern begriffen war, schloß sich an. In der vorletzten Woche des März begannen wir unsere Wanderung. Wir waren alle drei recht munter, Wilhelm sogar ausgelassen. Er neckte und hänselte alles, was uns begegnete, wir hatten genug zu tun, seinem jugendlichen Übermute zu steuern. Am Palmsonntag rückten wir in Elberfeld ein. Bädeker schlug den Weg nach Essen ein, und wir verfolgten die große Straße nach Schwelm. Gegen Abend erreichten wir das obere Pfarrhaus in Wetter an der Ruhr. Der geliebte Sohn wurde herzlichst empfangen, und man hieß mich, seinen treuen Begleiter, freundlichst willkommen. Wilhelm wollte sich nun in seiner neuen Würde als Student überall zeigen und nahm mich überall mit hin; wir machten fortwährend Ausflüge zu den Bekannten und Freunden seiner Familie. Eines Tages führte er mich auf ein benachbartes Gut. Die Frau vom Hause, Henriette . . empfing uns sehr freundlich; wir blieben den Nachmittag da, waren sehr heiter und gingen erst am Abend heim. Was ich bisher von ihr wußte, war mehr geeignet mich gegen als für sie einzunehmen. Sie war sehr jung an einen Mann verheiratet, mit dem sie bald eine sehr unglückliche Ehe führte. Sie wurde geschieden, behielt ihre beiden Kinder, nahm den Namen ihres Vaters wieder an und wohnte seitdem auf ihrem väterlichen Stammsitz. So freundlich und liebenswürdig sie war, so blieb doch auf ihrem Gesichte die Trauer über ein verlorenes Jugendglück und ein Anflug unbefriedigter Sehnsucht und der Schmerz der Hoffnungslosigkeit. Volle dunkelbraune Locken umspielten das fast blasse Antlitz, und in den feurigen Augen ließ sich ebensoviel Gutmütigkeit als Laune und Leidenschaft lesen. Henriette fühlte sich immer allein, war auch meist allein: ein alter Vater, ein alter Hauslehrer, eine alte Kammerjungfer, also nur Hausgenossen, bildeten den Kreis, auf den sie angewiesen war.. Ihr Schicksal hatte sie vorsichtig gemacht in der Wahl ihres Umgangs und ängstlich in ihren Äußerungen mit Fremden. Es mußte sie sehr angenehm überraschen, jemanden vor sich zu sehen, der offen und heiter sich über alles aussprach, von dem sie für sich und ihr Schicksal Teilnahme erwarten durfte. Ich fühlte, daß ich ihr nicht gleichgültig war. Ich schied in einer wunderlichen Stimmung, so daß Wilhelm mit mir scherzte: „Ich glaube,

du hast dich verliebt." Natürlich wurde der Besuch bald, sehr bald wiederholt. Wir wurden immer freundlicher aufgenommen, es wurde mir dort heimischer, so daß ich denn auch ohne Wilhelm hinging. Die Unterhaltung war dann sehr lebhaft und mannigfaltig. Ich mußte viel erzählen von meiner Kindheit, meiner Studentenzeit, meinen Wanderungen. Oft auch las ich etwas vor, am liebsten aus meinem treuen Begleiter, dem „Faust". Ich hatte ihn zu oft gelesen, als daß ich ihn jetzt schlecht lesen sollte. Ich hatte das dankbarste Publikum. So wuchs denn unsere wechselseitige Neigung und wurde bei mir etwas leidenschaftlich. In meinem Liebesrausche fragte ich mich ängstlich: Was soll daraus werden? Du bist nichts, du hast nichts, dein wissenschaftliches Leben ist erst im Beginn, mit allem deinem schönen Streben, deinen herrlichen Entwürfen könnte es leicht zu Ende gehen, wenn du durch äußere Verhältnisse gefesselt Pflichten übernimmst, die deine Zeit und Kräfte vorweg in Anspruch nehmen. — Aber alle diese Bedenken machten mich nur ruhiger, aber nicht hoffnungslos. Was ich nicht mündlich auszusprechen vermochte, wagte ich schriftlich, und ehe ich Wetter verließ, erhielt Henriette meinen ersten Brief (14. April). Den anderen Tag reiste Wilhelm nach Bonn und ich in meine Heimat.

In den letzten Tagen Aprils hatte ich Fallersleben erreicht. Ich wollte die Meinigen überraschen: um in den Garten zu gelangen, stieg ich über einen Zaun und hielt mich dann an dem Rahmen einer Laube, worauf ich sonst als Knabe oft spaziert war. Das Holz war morsch geworden, es brach, und ich fiel mit Sack und Pack in den Garten. Schlechte Vorbedeutung. Der Garten war schön hergerichtet; ich freute mich über die vielen prachtvoll blühenden Frühlingsblumen. Ich ging dann über den Hof ins Haus, und — traf niemanden von den Meinigen. Die jüngste Schwester[1]) war ausgegangen, die

[1]) So groß ihre Freude war über meine Ankunft, ebenso groß war auch ihre Betrübnis über mein Aussehn. An Bruder Daniel schrieb sie den 18. April:

„Bevor ich Dir aber mehr sage, muß ich Dir erst die frohe Nachricht mitteilen, daß unser Bruder Heinrich hier am Mittwoch nachmittag ganz unerwartet ankam. Meine Freude war unbeschreiblich, da ich so lange nichts von ihm gehört hatte. Beim nähern Anblick wurde ich aber so wehmütig gestimmt; er schien mir nicht mehr der sanft liebende Bruder zu sein, sein Körper hat ein rauhes Ansehn gewonnen. Er trägt einen furchtbar langen Bart, statt der Weste eine Art Überzug von schwarzem Sammetmanchester, dazu ist er ganz gelb gebraunt von der Sonne. Jeder Mensch erschrickt vor ihm, und so unendlich viel ich ihn auch gebeten habe, will er mir dennoch die Liebe nicht erzeigen und seinen furchtbaren Bart abnehmen lassen. Doch was rede ich Dir von seinem Äußern! Übrigens ist er noch ebenso, hat noch dieselben Ideen und Eigenheiten, die er sonst hatte. Was ich aber am meisten an ihm liebe, ist seine Charakterfestigkeit."

älteste verheiratet und die Mutter bei ihr zum Besuch. Bald heiterte sich alles auf, ich verlebte einige frohe Tage im elterlichen Hause und reiste dann zu meinem Schwager, dem Pastor zum Berge in Winsen an der Aller. Die Meinigen waren sehr freudig überrascht, am freudigsten meine Mutter. Sie küßte mich, ohne meinen Bart zu bemerken. Bald aber weinte sie: „Einen Juden habe ich doch nicht geboren!“ Ihre Tränen trockneten jedoch bald, und ich behielt meinen Bart. Von Winsen reiste ich mit meiner Mutter wieder zurück in die Heimat und blieb dort bis in die zweite Hälfte Mais. Ich beschäftigte mich viel mit der dortigen Mundart und sammelte alle kleinen Lieder und Sprüche. Anfang Junis war ich wieder auf der Wanderung. Als ich auf dem Wege nach Lemgo in die Nähe von Bösingfeld kam, fragte ich einen Hirten nach meinem Freunde Krawinkel. „Der ist in der Osterwoche begraben worden.“ Bestürzt durch diese schreckliche Nachricht entschloß ich mich, in Bösingfeld nicht einzukehren. Traurig wanderte ich weiter und erreichte gegen Abend Lemgo. Den 25. Juni traf ich in Wetter ein. Den folgenden Tag ging ich zu Henriette. Sie begegnete mir, tat sehr freundlich, ich merkte ihr aber große Verlegenheit an. Ich geriet nun erst recht in eine peinliche Lage. Wir sahen uns bald darauf. Am 27. nahm ich Abschied. Schweigend, ruhig und fast heiter reichte ich ihr die Hand und wanderte fort. Ich war sehr aufgeregt und wurde bald sehr traurig gestimmt. Das Fußreisen wurde mir auch lästig. Fast jeden Tag war ich naß geworden, fast jeden Tag hatte ich mich verirrt. Ich sehnte mich nach Körper- und Herzensruhe und wissenschaftlicher Tätigkeit. Trotzdem schlug ich nicht den nächsten Weg ein, sondern besuchte noch einen Freund in Düsseldorf. In den letzten Tagen Junis traf ich endlich in Bonn wieder ein.

Meine Beziehungen zur Bibliothek hatten sich unterdessen geändert. Ich bezog eine kleine Besoldung, diese war aber in einen Freitisch verwandelt. Wäre der Freitisch einigermaßen gut gewesen, so hätte ich mir die Änderung schon gefallen lassen können, er war aber so schlecht, daß wir eines schönen Tages, ich voran mit dem Korpusdelikti auf der Schüssel, zum Rektor Magnifikus durch die Straßen Bonns wallfahrteten und uns beschwerten. Es half nichts. Ich gab den Freitisch auf, blieb aber als Freiwilliger auf der Bibliothek.

Meine Studien über Volkslieder setzte ich den Sommer eifrig fort. Meine Freunde besorgten mir aus ihrer Heimat manches hübsche Lied; Karl Reuter verschaffte mir eine Samm-

lung aus dem Rheingau und Peter Adams eine von der Mittelmosel. In Poppelsdorf und Kessenich sammelte ich selbst. Der Kessenicher Pastor, sehr gefällig und musikkundig, setzte mir die Noten dazu. — Um die weite Verbreitung des deutschen Volksliedes darzutun und den noch immer poetischen Zusammenhang aller germanischen Völker nachzuweisen, hatte ich die Lieder von den Königskindern gesammelt. Ich besaß sie schwedisch, dänisch, holländisch und hochdeutsch in vielen Lesarten, und seit meiner letzten Reise auch niederdeutsch; um Bonn herum hatte ich vier verschiedene Melodien entdeckt.

Unterdessen erhielt ich zwei Briefe von Henriette. Der eine inliegende war am Tage des Abschieds geschrieben. Was sie mir hatte sagen wollen und in Gegenwart anderer nicht sagen konnte, erfuhr ich nun brieflich. Sie sprach sich offen und teilnehmend aus: „O daß Sie mir den schönen Glauben: Ihre Gefühle für mich nur für freundschaftliche zu halten, nehmen mußten!“ . . . . „ein schönes Leben wartet Ihrer noch — jetzt müssen Sie Ihre Empfindungen bekämpfen, um Ihrer und meiner Ruhe willen, — beide leiden wir darunter — und die Welt ist lieblos in ihrem Urteil über uns, ich habe dies schon schmerzlich erfahren, — der Gedanke, wie schuldlos unser Umgang immer war, gab mir bisher die Kraft, das Gespräch der Menschen gering zu achten. — Wenn Sie wieder ganz ruhig und glücklich sind, dann schenken Sie der Frau, in die Sie jetzt ein so hohes Vertrauen setzen, Ihre freundschaftliche Erinnerung, und sei'n Sie überzeugt, daß meine Achtung für Sie nie abnehmen wird und mich nichts so erfreuen kann, als wenn ich vernehmen werde, daß Sie glücklich sind.“

Was Henriette für sich und mich wünschte, suchte ich zu erfüllen, und so ward unsre Freundschaft uns beiden eine frohe Erinnerung und blieb es für immer.

Kaum war der Sommer verschwunden, so erwachte wieder meine Reiselust. Ich wanderte nach Koblenz und von dort die Mosel hinauf bis Trier. Hier machte ich längeren Halt. Der Bibliothekar Professor Wyttenbach war die Liebe und Güte selbst. Er machte es nicht wie so manche Bibliothekare, die unter dem Vorwande, es selbst herauszugeben, einem alle seltenen, merkwürdigen Drucke und Handschriften vorenthalten. Er teilte mir alles mit und freute sich, daß er etwas für die Stadtbibliothek gerettet oder sonst erworben hatte, das für meine Zwecke von großem Nutzen war. Ich verweilte längere Zeit und war sehr fleißig: unter anderem schrieb ich den Theophilus ab, der damals schon durch Feuchtigkeit sehr gelitten hatte und an

mehreren Stellen schwer zu lesen war. Die Abende war ich meist in Gesellschaft mit einigen Beamten von der Regierung, die mit mir gleiche politische Gesinnung und gleiche Wünsche für Deutschlands Freiheit und Einheit teilten. Erst in der Mitte Oktobers setzte ich meine Reise fort. In Mainz bereitete mir der Premierleutnant von Kittlitz, ein höchst liebenswürdiger, gemütlicher Mensch, einige angenehme Tage bei sich und seinen Freunden. Durch ihn lernte ich nämlich mehrere tüchtige Männer kennen, die wie er beseelt waren für die Idee einer freien volkstümlichen Entwickelung des deutschen Volkes. Freilich durfte man damals von solchen Dingen nur unter zuverlässigen Freunden sprechen, so weit war es bereits gekommen: in Mainz tagte die Zentral-Untersuchungs-Kommission und speiste in den „Drei Reichskronen". Kein Wunder, daß mein Erscheinen den Herren sehr bedenklich war und der Kellner gewiß die Weisung erhielt, mich baldigst zu entfernen. Jeder im deutschen Rocke und mit einem Schnurrbarte galt damals für einen höchst gefährlichen Menschen, dem man das Schlimmste zutraute.

Ich benutzte nun zur Weiterreise das Postjachtschiff. Ich fand eine hübsche Gesellschaft. Nach einiger Zeit unterhielt ich mich mit einem Manne, der mir vielseitige Kenntnisse zu besitzen schien. Ich kam auf Volkslieder zu sprechen. Da ergab sich denn, daß er eine an ihn gerichtete Anfrage nicht beantwortet hatte — er entschuldigte sich, es war Achim von Arnim. Natürlich wurde jetzt meine Teilnahme für ihn lebendiger und so auch meine Unterhaltung. Ich wunderte mich aber doch über seine große Ruhe, die mich an einem so entschiedenen Romantiker gar sehr befremdete.

Am 10. November kehrte ich nach Bonn zurück. Zu den alten Schätzen, die ich dem Glück und guten Freunden verdankte, brachte ich von der Reise noch neue: alte Bücher, Handschriften, Urkunden und Volkslieder und sogar ein in Holz geschnitztes schönes Kruzifix. Ich entwickelte jetzt eine lebendige Tätigkeit: ich dichtete, las, sammelte, studierte, machte Abschriften, schrieb Briefe und stöberte in der Bibliothek umher. Die Studentenwelt war mir sehr fern gerückt. Ich hatte nur mit einigen näher befreundeten etwas Verkehr. Es war auch notwendig für meine Studien und meine Person. Die Verdächtigungen erstreckten sich auf das Geringste in unseren mündlichen und schriftlichen Äußerungen. Niemand mehr war sicher. Hatte doch selbst der Universitätsbevollmächtigte v. Rehfues sich schon im Sommer geäußert: „Ich kann es gar nicht begreifen — ich werde gerade auf diejenigen fortwährend aufmerksam gemacht, welche die tüch-

tigsten und gesittetsten auf der ganzen Universität sind.“ Drei meiner näheren Bekannten waren bereits in eine Untersuchung gezogen, die später sehr traurige Folgen hatte[1]).

Unsere Statuten waren schon im letzten Winter von Hand zu Hand gewandert, niemand glaubte sie bei sich in sicherem Verwahrsam. Endlich gerieten sie auch an mich. Ich versteckte sie in einem Kamin, wo sie vielleicht noch heute geborgen sein mögen. Den letzten Anschlag im Sommer, worin zu einer allgemeinen Burschenversammlung eingeladen war, hatte der dicke Pedell mit dem Worte abgerissen: „Renommage!“ Die Versammlung kam nicht zustande. Unsere sogenannte Allgemeinheit hatte sich selbst aufgelöst, ehe die Behörden dagegen einschritten.

Es wäre sehr interessant, wenn einmal das Bonner Matrikelbuch der beiden ersten Jahre des Bestehens der Universität gedruckt würde! Schwerlich hat irgendeine deutsche Universität zu einer und derselben Zeit so viele Zöglinge gehabt, die nachher einen so bedeutenden Anteil an allen Bestrebungen, Richtungen und Leistungen im Gebiete der Literatur und Wissenschaften sowie in der Politik genommen haben. Damals schienen dieselben Menschen alle ein Herz und eine Seele zu sein; es war mir, als ob sie alle nur ein hohes, herrliches Ziel verfolgen könnten, als ob sie einst ihre schönsten Kräfte dem Vaterlande und seiner freiheitlichen Entwickelung, seinem Wohl, seinem Ruhm und seiner Ehre widmen müßten. — Kaum waren die einen ins Staatsleben eingetreten, kaum hatten die anderen einen selbständigen Beruf erlangt, so waren sie sich entfremdet oder gar feindselig gegeneinander. Viele schlugen in das Gegenteil um von dem, was sie früher zu sein oder werden zu wollen schienen: sie wurden Aristokraten, Feudale, Absolutisten, Reaktionäre, Ultramontane, Konvertiten, Pietisten, Mönche und Gott weiß was alles noch.

Durch meine vielen Reisen hatte sich die Zahl meiner literarischen Freunde sehr vermehrt und in dem Maße auch mein Briefwechsel. Auch in Köln hatte ich freundschaftliche Beziehungen angeknüpft. Ich hatte den Regierungsrat Freiherrn Werner von Haxthausen besucht und war mehrere Tage bei ihm. Er wohnte im Hause seiner Schwester, dem einzigen Kölns, das noch an die Stadtmauer lehnte, ganz in der Nähe des Bayenturms. Es war sehr geräumig, nur wenige Zimmer waren bewohnt; in den meisten lagen oder standen alte Bücher, Hand-

[1]) Siehe die zusammengestellten Akten im 3. Hefte der „Geschichte der geheimen Verbindungen der neuesten Zeit“ (Leipzig, Barth, 1831).

schriften, Urkunden, Gemälde, Glasmalereien, Holzschnitte, Altertümer und Kunstsachen aller Art. Hier führte Haxthausen mit seinem Freunde, dem Staatsprokurator Leist, und einem alten Bedienten, namens Petermann, ein echtes Junggesellenleben. Außer des Mittags sahen wir uns oft gar nicht. Zu Langerweile war übrigens für mich gar keine Gelegenheit. Ich arbeitete fleißig und hatte auch meine Gänge. So war ich öfter bei Eberhard von Groote, der damals eben mit der Ausgabe des „Tristans" von Gottfried von Straßburg beschäftigt war. Groote besaß selbst schöne Handschriften und hatte manche sich geliehen. Er war so freundlich, mir mehrere auf einige Tage anzuvertrauen. So unterhielt ich mit ihm durch das Holen und Zurückbringen einen lebhaften Verkehr. Die Ausflüge nach Köln wiederholte ich öfter; sie taten mir wohl und waren mir förderlich in meinen Studien.

Auf eine stürmische Silvesternacht folgte recht bald für mich ein milder, sonniger Tag. Am 8. Januar entdeckte ich in der Bonner Universitätsbibliothek auf dem Innern der Holzdecken, welche den schlechten Papierhandschriften der Summa Theologiae des Thomas de Aquino als Einband dienten, schön geschriebene Pergamentblätter aus Otfrids Evangelienbuche. Meine Freude war grenzenlos: ich lief sofort mit einem Bande zu Welcker, zeigte ihm meinen Fund und bat um Erlaubnis, die Blätter abzulösen. Er meinte, Herr Professor Kastner, der Chemiker, müsse das am besten verstehen, und der war denn dazu auch bereit. Die Ablösung wurde leider nicht so ausgeführt, wie sie mir ohne alle chemische Kenntnisse gelungen wäre. Die Folge davon war, daß manche Buchstaben auf dem Deckel zurückgeblieben waren. Ich faßte nun den Entschluß, das Ganze herauszugeben. Nachdem ich eine genaue saubere Abschrift angefertigt, die Abweichungen des Schilterschen Textes hinzugefügt und die Vorrede vollendet hatte, sah ich mich nach einem Verleger um.

Während ich so mich sprachlich und literarhistorisch beschäftigte, sammelte und ordnete ich zugleich meine Gedichte in der Absicht, sie recht bald herauszugeben. Anfang Februars unterhandelte ich mit Johann Peter Bachem, der erst seit 1818 sich als Buchhändler in Köln niedergelassen. Wir waren bis auf das Honorar ganz einig, und endlich auch über dies: ich sollte 4 Friedrichsdor nach Beendigung des Druckes und noch 4 haben, wenn 200 Exemplare verkauft wären. Mit den Lettern war ich aber gar nicht zufrieden, und wenn mich nicht die Aussicht auf etwas Reisegeld gereizt hätte, so wäre wohl das

Ganze unterblieben. Die Druckereien in Bonn und Köln waren damals sehr erbärmlich; wenn auch etwas auf dem besten Papiere gedruckt war, so sah es immer unsauber aus; auch der Schnitt der Lettern war geschmacklos. Sehr ergötzlich schien es mir deshalb, wenn Bachem sich brieflich äußerte: „Ich weiß, daß Erzeugnissen des Genius ein gewisser Glanz nicht mangeln darf." — Noch vor Ende März war meine kleine Gedichtsammlung erschienen unter dem Titel: „Lieder und Romanzen. Herausgegeben von H. Hoffmann von Fallersleben." (Köln, 1821. 108 SS.) Ich mußte „herausgegeben" sagen, weil mehrere Übersetzungen holländischer Volkslieder darin waren und auch einige Gedichte meiner Freunde Henneberg und Krawinkel.

Die Zueignung war eigentümlich: „Dir", auf der Rückseite die Worte des von Singenberg, Truchsessen von St. Gallen:

Sol ich niht ersingen wan der liute haz,
Sô gezimt der guoten wol an sælden und an êren
Daz sie mir ersezze daz.

Mit dem „Dir" hatte ich es aber nicht gemacht wie Griepenkerl mit seinem „Ihm"; der versah damit eins seiner Dramen und sendete es dann verschiedenen Fürsten. Mein „Dir" war wirklich nur an Eine gerichtet und diese Eine nahm es freundlichst auf. Deshalb durfte ich nicht weiter besorgt sein, wohl aber wegen des großen Publikums, zumal ich selbst bald einsah, daß vieles besser sein müßte. Ich war in meinem poetischen Schaffen noch lange nicht fertig, viel zu unfrei, ich kämpfte noch zu sehr mit der Form, und im Streben nach Volkstümlichkeit vernachlässigte ich jene, und so erreichte ich denn nur selten ein in Form und Stoff vollendetes Ganze. Es war sehr voreilig von dem Halleschen Rezensenten (ALZ. 1821. Nr. 277), bei mir von einer „angebildeten Manier" zu sprechen; ich hatte mehr eine Manie gute Gedichte zu machen, als die Manier, Fehler und Albernheiten der Romantiker nachzuahmen. Nach einem halben Jahre hätte ich gern mein Büchlein zurückgenommen und für mich behalten.

In und mit Bonn war ich endlich fertig und verließ es am 11. April. Ich reiste abermals die Mosel hinauf und blieb in Koblenz, und hie und da, wo fröhliche, gastfreie Leute mich aufnahmen. Mein Hauptziel war zunächst Trier. Wyttenbach hatte sich bisher so überaus freundlich gegen mich bewiesen, daß ich von seiner Güte eine Benutzung der Bibliothek hoffen durfte, wie ich sie nur wünschen konnte. Und ich täuschte mich nicht. Alle deutschen Handschriften sah ich ein; was mir irgend für

meine Zwecke wert schien, verzeichnete ich und machte Auszüge. Bei diesen Beschäftigungen und im heitersten Verkehre mit alten Freunden und Bekannten waren vierzehn Tage schnell vergangen. In jeder Hinsicht befriedigt setzte ich meine Reise fort, es mochte gegen die Mitte des Mais sein. In Köln fand ich wieder die alte freundliche Aufnahme bei Haxthausen und Leist. Ich lebte nach alter Art bei ihnen und mit ihnen drei Wochen, immer guter Dinge: ich arbeitete viel, schrieb Briefe und dichtete. Bei meinen Wanderungen durch die Stadt sah ich mir manche Altertümer und Kunstsachen näher an und war öfter im Dome. Unangenehm war und blieb es jedoch für mich, daß ich mich in der großen, wühligen, hie und da wüsten Stadt nie zurechtfinden konnte. Es war für mich zu vieles vorhanden, an das ich mich nie gewöhnen konnte: die krummen, engen Gassen, die alle Augenblicke ihre Namen wechseln, der Schmutz und Kohlenstaub, die vielen häßlichen Gesichter, die einem damals begegneten, sowie die vielen zerlumpten, schmierigen Bettler, das ewige Glockengebimmel und das Geknarre der schwer beladenen plumpen zweirädrigen Wagen. Ich war mitunter recht froh, wenn ich auf meinem Zimmer sitzen oder im Garten, der freilich sehr verwildert war, spazierengehen konnte. Drei Wochen waren bereits vergangen. Ich hatte immer noch auf etwas Geld von den Meinigen gewartet, es kam nichts. Da lieh ich mir ein paar Friedrichsdor von Leist und erhielt dazu noch 4, das Honorar von Bachem, so daß ich nun etwa 6 hatte. Damit wollte ich nach Holland und Gott weiß wohin noch reisen! Den 7. Juni verließ ich Köln und ging über Krefeld, Xanten und Cleve nach Nimwegen. Als ich mich der holländischen Grenze näherte, fürchtete ich Paßunannehmlichkeiten. Ich traf gerade eine leere Hessenkarre und bat den Fuhrmann mich aufzunehmen. Er hatte nichts dawider. Ich legte mich auf den Bauch der Länge nach ins Stroh und fuhr gemütlich und unbehelligt über die Grenze. Als ich die Anhöhe erreicht, die Holland von Deutschland scheidet, wurde ich durch eine prachtvolle Aussicht überrascht: die Waal schlängelte sich wie ein breiter Silberstreifen durch das Land, und Nimwegen, von ihr umspült, das nächste Ziel meiner Reise, lag mit seiner Kathedrale hell von der Sonne beleuchtet vor mir.

Ich war nun in Holland und mußte mich bequemen, holländisch zu sprechen. Ich hatte manches gelesen und manche Wörter und Wendungen mir gemerkt, aber die eigentliche Umgangssprache war mir völlig fremd. Da half nun weiter nichts als fröhlich und wohlgemut sich dreinfinden und holländisch sprechen.

In Utrecht besuchte ich den Professor der niederländischen Literatur und Beredsamkeit, Herrn Simons. Der Mann war ganz erstaunt, als er hörte, daß ich auf einer literarischen Reise begriffen sei: „Mein Herr, es ist nicht Gebrauch in unserem Lande, eine literarische Reise zu machen." Utrecht hatte mir wenig Ausbeute gewährt. Meine ganze Hoffnung war und blieb Leiden. Am 22. Juni traf ich dort ein. Zu meiner Freude war eben Professor van Swinderen aus Groningen auch in Leiden. Er war im Sommer in Bonn gewesen, und ich hatte ihm manche Gefälligkeit erwiesen, so daß er mich nun seinen hiesigen Freunden recht warm empfahl. Am 25. war ich bei dem jüngeren Tydeman zu Mittag eingeladen. Ich traf dort van Swinderen und einige Leidener Professoren. Es war eine heitere Unterhaltung. Man bewies sich zugleich sehr teilnehmend gegen mich und äußerte mehrfach den Wunsch, ich möchte nun recht lange bei ihnen verweilen. Ich wurde sehr ernst und sprach mein Bedauern aus, daß ich diesen Wunsch wohl schwerlich erfüllen könnte, und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß mich meine geringe Baarschaft zu einem eiligen Rückzuge nötigen würde. Das Mittagsessen war vorüber. Wir schickten uns an, uns zu empfehlen. Da wendete sich Tydeman an mich: „Es ist hier auch noch ein Landsmann von Ihnen; der wünscht Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Ist es Ihnen recht, so gehen wir jetzt zu ihm." — Wir gingen. Die Tischgenossen begleiteten uns. Mein Landsmann, Herr Dr. Salomon freute sich sehr und erkundigte sich teilnehmend nach allem: „Wie gefällt es Ihnen bei uns?" — „Ganz gut. Es tut mir nur leid, daß ich eben jetzt, nachdem ich weiß, was Leiden für bedeutende literarische Schätze für mich hat, es verlassen muß." — „Und warum denn?" — „Mein Reisegeld reicht nur noch zur Rückreise —" — „Nun, wenn es weiter nichts ist! Kommen Sie zu mir! bleiben Sie so lange, als es Ihnen gefällt!" Ich war dermaßen überrascht, daß ich kaum etwas darauf zu erwidern wagte. Die Freunde des Doktors redeten mir zu, und ich nahm das überaus freundliche Anerbieten an. So hatte sich alles plötzlich zum Guten gewendet. Den anderen Morgen bezahlte ich im Gasthofe meine Rechnung, ließ meine Sachen in meine neue Wohnung bringen und trat selbst ein. Bald saß ich bei mildem Sonnenscheine unter einem Baume im kleinen Garten und verglich die prachtvolle Leidener Handschrift vom Williram mit der alten Ausgabe des Paulus Merula. Ich lebte mich bald ziemlich ein und gewöhnte mich an die übertriebene Reinlichkeit im Hause, an dies ewige Putzen, Schrubben, Waschen, Bürsten, Ausklopfen, Fegen und

Fittichen, sowie an die pünktlich innegehaltene Hausordnung. Wohl hätte ich für einen heimischen Hausgenossen gelten können, wenn meine Tracht und mein Aussehen nicht zu sehr an die Fremde erinnert hätten: ich war nicht fatsoenlijk, nicht holländisch anständig genug gekleidet. Um mich dem etwas zu nähern, mußte ich den Bart ganz abschneiden und meine Locken abstutzen und trug eine holländische schwarze Sammetmütze und eine eng anliegende blaue Hose. Ich erreichte dadurch zunächst, daß mir die Jungen auf den Straßen nicht nachriefen: kijk eens, de mof!

Ich arbeitete sehr fleißig. Die Benutzung der benachbarten Bibliothek der Maatschappij stand mir jeden Augenblick frei; man hatte mir den Schlüssel anvertraut. Nach und nach holte ich mir alle Handschriften und alten Drucke und verzeichnete sie. Das Gedicht von Floris und Blancefloer schrieb ich ab und manches andere. Zunächst arbeitete ich meine Übersicht der alten niederländischen Dichtungen um, die dann van Kampen ins Holländische übersetzte und im Konst- en Letterbode 1821 und 22 drucken ließ. So viel und so gerne ich arbeitete, so entzog ich mich doch nicht dem geselligen Verkehre. Ich kam oft ins Wohnzimmer, wenn Frau Salomon Besuch hatte, meist von jungen Mädchen. Unter diesen war Elisabeth Kemper, die von dem Augenblicke an, als ich sie zuerst sah, mein ganzes Herz gewann. Niemand durfte sich darüber wundern, ich am allerwenigsten. Diese Schönheit voll Jugend und Anmut, dieser jungfräuliche Adel des Gemüts, dieser helle, feingebildete Geist! Es tat mir wohl, wenn ich in ihrer Nähe war, und ich ward wehmütig gestimmt, wenn ich sie mehrere Tage nicht sehen konnte. Sie war eine große Freundin der deutschen Literatur, sie sprach und schrieb das Deutsche. Sooft sie bei uns war, gab es Gelegenheit, etwas zu besprechen und vorzulesen. So kamen wir auf Hebels alemannische Gedichte, die weder Frau Salomon noch Betty bekannt waren. Ich erklärte sie ihnen, und beide hatten große Freude daran. Das Alemannische wurde nun die Sprache meines Herzens, ich glaubte keine schönere zu finden, worin ich Betty besang. Sie hieß von nun Meieli:

Sagmer näumer, öbbe näumer,
Tönt ei Namen au so süeß,
Tönt ei Namen au so liebli,
Wenni di mi Meili grüeß?

Land und Leute kennen zu lernen, hatte ich Lust und Zeit, nur fehlte es mir an etwas Wichtigem, an Geld. Der erste Ausflug war mit der Familie Salomon nach Katwijk. Der Weg

bot wenig Anziehendes dar, der Wagen rollte auf der schönen Klinkerstraße leicht dahin, und der Himmel war heiter und wir wie er. Noch ehe wir die kahlen Dünen erreicht hatten, sahen wir die See. Dieser erste Anblick war ein sehr überraschender, gewaltiger und blieb ein unvergeßlicher. Wie oft habe ich nachgefühlt, was ich damals dichtete:

Ich sahe die blaue unendliche See,
Wie ward's mir im Herzen so wohlig, so weh!

Mehrmals wanderte ich nach Haarlem und nach dem Haag. Eines Tages wohnte ich unterwegs mit Bekannten einer Kirmes bei. Das ist kein Volksfest wie in Deutschland, nichts erinnert auch mehr an die alten niederländischen Kirchweihen, wie sie uns Teniers so meisterhaft dargestellt hat. Buden mit Genever und Honigkuchen, Waffelkuchenwagen, ein Raum zum Tanzen, dazwischen junge Burschen und Mädchen und Kinder, die sich herumtummeln, mitunter jubeln und singen und tanzen — das ist alles. Wir stellten uns vor eine Bude und spielten: ich gewann einen großen Honigkuchenmann. Dann wollten wir dem Tanzen zusehen. War das ein Tanzen! In einem langen Saale auf ebener Erde, vollgepropft von Menschen, standen auf einer Bühne vier Musikanten und spielten wie die ärgsten Bierfiedler. Alle Augenblicke kam ein Tanzpaar heran, hüpfte einige Male empor, drehte sich einige Male wieder herum und wurde dann von einem anderen abgelöst. Die Mädchen gingen alle in Schlappantoffeln, die Absätze waren mit buntem Leder eingefaßt. Da soll einer tanzen! Zuweilen sangen sie auch dazu. Eine Melodie blieb mir unvergeßlich. Aber welch ein Text! Es war der Anfang eines van Alphenschen Kinderliedes:

Ach mijn zusjen is gestorven,
Maar eerst dertien maantjes oud,
'k Zag haar in haar doodkist leggen,
Ach, wat was mijn zusjen koud —

und dahinter in wilder Lust

Lapperdi lapperdi lorischi lorischi!
Lapperdi lapperdi lorischa!

Ich habe später darauf ein Storchlied gedichtet: „Habt ihr ihn noch nicht vernommen?" das jetzt ein Lieblingslied der Kinder geworden ist.

Willem Bilderdijk, damals schon als erster Dichter Hollands anerkannt und gefeiert und als Gelehrter und Sprach-

forscher in hohem Ansehn, lebte sehr zurückgezogen. Er hatte in Leiden fast gar keinen Verkehr. Ich besuchte ihn oft und konnte ihn besuchen, wann ich wollte. Er hat mich jederzeit freundlich aufgenommen und selbst bei körperlichen Leiden, bei sichtlicher Gemütsverstimmung mir zu erkennen gegeben, daß ich auch dann ihm willkommen war. Ich brachte ihm immer etwas Neues: Bücher, Handschriften, Abschriften und Auszüge aller Art, denn es gab selten einen Tag, an dem ich nicht etwas für die Zwecke meines Dortseins fand. Wir sprachen über allerlei Gegenstände der Literatur und Kunst, am liebsten über mittelniederländische Sprache und Dichtung. In diesem Fache war er nicht minder heimisch als in vielen anderen; er hatte viel Stoff gesammelt, viele Studien gemacht. Meine Mitteilungen erfreuten ihn und regten ihn an, sich von neuem eifriger mit der alten niederländischen Sprache und Dichtung zu beschäftigen. Er unterstützte mich mit Rat und Tat, erfüllte bereitwilligst meine Wünsche und förderte meine Zwecke, wie und wo er konnte. Wie sehr ich mich freute über diesen angenehmen und erfolgreichen Verkehr, so kann ich doch nicht leugnen, daß ich mich sehr wunderte, und daß seine Landsleute sich noch mehr wunderten. Er war mir geschildert als launig und mürrisch, menschenfeindlich, als ein wütender Feind Deutschlands und alles deutschen Seins und Tuns, als ein fanatischer Gegner aller freien Regungen in der Politik und Religion, als ein starrer, nie einer besseren Überzeugung zugänglicher Festhalter der wunderlichsten Ansichten auf dem Gebiete der Geschichte, Sprache, Literatur und Kunst, endlich als ein unversöhnlicher Feind aller derjenigen die anders dachten, anderes wollten, anderes taten. Mir gegenüber schien er ein ganz anderer. Ich habe nie ein böses Wort über Deutschland aus seinem Munde gehört, bin nie Zeuge eines Ausbruchs verhaltenen Ingrimms gewesen, hatte nie zu leiden von den leidenschaftlichen Äußerungen seiner reizbaren, oft trüben körperlichen und geistigen Stimmung. Ich habe erlebt, was damals niemand erwartete, daß er mich zu besuchen in das Haus des Mannes kam, den er haßte und der mich innig liebte, denn dieser Mann hatte mich auf mein ehrliches Gesicht hin in sein Haus aufgenommen und wie sein Kind beherbergt und bewirtet.

Ich suchte hie und da auf das Eigentümliche und Vortreffliche der Volkspoesie aufmerksam zu machen, umsonst, niemand gewann eine andere, eine bessere Ansicht: die einen hielten die oktroyierten Lieder der einflußreichen Gesellschaft „Tot nut van't algemeen“ für Volkslieder, die anderen verwechselten nach wie vor Volkslieder und gemeine Gassenhauer, woran freilich Hol-

land überreich ist, miteinander. Wenn ich ihnen dann deutsche Volkslieder vorsang und ich sah sie davon ganz entzückt, dann glaubte ich sie bekehrt, aber es war nicht so. Eines Tages wurde ich in einer großen Gesellschaft junger hübscher Mädchen ersucht, etwas zu singen. Ich sang deutsche Lieder und alles war erfreut. Sowie ich aber das schöne altniederländische Lied: „Het waren twee coningheskinder“ anstimmte, brach alles in ein lautes Gelächter aus. Ich sang nicht weiter, sagte aber auf holländisch, so gut ich eben konnte: „Ich nehme von den schönen Fräulein keine Rücksicht für mich in Anspruch, habe aber geglaubt, daß sie ihr eigenes Vaterland und seine schönere poetische Vergangenheit mehr ehren würden.“ Für das Mal sang ich nicht mehr.

Wie aber ein Liebender oft seine Geliebte nur noch schöner und trefflicher findet, je mehr ihr Wert von anderen angefochten und erniedrigt wird, so erging es mir. Mit größerer Liebe beschäftigte ich mich seitdem mit dem niederländischen Volksliede, ich durchstöberte Bibliotheken und Buchläden und machte manchen hübschen Fund. Ich lebte mich so recht ein in die Sprache und den Geist des alten Volksliedes, daß die Lust wie von selbst kam, ähnliche Lieder zu dichten. Und so geschah es: mein erstes Lied war ein Scheidelied, nicht ohne Bezug auf eine liebe Freundin, die ich nun bald verlassen und nie wiedersehen sollte. Ich brachte das Lied zu Bilderdijk und fragte ihn, ob es wohl noch dem 15. Jahrhunderte angehöre. Er meinte, es könnte wohl noch älter sein! Ich ging ganz befriedigt heim. Bald darauf entstand ein zweites. Die Veranlassung dazu gab mir eine altfranzösische Romanze, die ich flüchtig kennen gelernt hatte.

In diesen angenehmen Beziehungen und unter fortwährenden Arbeiten war der Sommer vergangen und der Herbst herangekommen. Ich konnte befriedigt zurückschauen: ich hatte nun auch das Verzeichnis der Handschriften und alten Drucke der Maatschappij der nederlandsche Letterkunde vollendet und war durch ein Honorar von 60 fl. freudig überrascht worden; ich hatte durch Geschenke eine köstliche Sammlung von Handschriften und Büchern erworben und dadurch zur Fortsetzung meiner Studien umfangreichen, nachhaltigen Stoff erlangt, ich konnte zufrieden sein.

Und doch war mir so eigen zumute, wenn ich allein auf meinem Zimmer saß und an die Zukunft dachte. Ich wollte und mußte fort, und doch war mir der Abschied so schwer. Drei Wochen lang hatte ich schon Abschiedsbesuche gemacht: ich hatte

so viel und so vielen zu danken für alle die Liebe und Freundlichkeit, die man mir, dem Fremden, erwiesen hatte.

Am schwersten ward mir der Abschied von Meieli. Sie gab mir die Hand und ein Blättchen mit einer Zeichnung: ein Mädchen kommt aus Wolken hervor und streut Blumen. Ja, sie streute mir Blumen in mein Leben, die noch heute blühen, und mit Recht konnte ich sagen:

O, könntet ihr hören und sehen sie
Und den Zauber, der sie umschwebet,
So wüßtet auch ihr, warum Meieli
In meinen Liedern lebet!

Endlich, am 6. Oktober, an einem heiteren Herbstmorgen, verließ ich Leiden. Meielis Brüder waren die letzten, die von mir Abschied nahmen. Sie wollten gerne dem Deutschen ein deutsches Lebewohl mitgeben und sagten: „Lieben Sie wohl!" Das erheiterte mich einen Augenblick, ich war und blieb bis Amsterdam sehr wehmütig gestimmt.

Nachdem ich in Amsterdam mich noch einige Tage aufgehalten hatte, eilte ich in meine Heimat und kam in den letzten Tagen des Novembers in Fallersleben an. Die Freude des Wiedersehens war groß. Acht Monate war ich auf Reisen gewesen und wußte viel zu erzählen. Meine Mutter hatte sich sehr geängstigt wegen meines langen Ausbleibens und war auch immer noch sehr besorgt für meine Zukunft gewesen. Sie schien sich jetzt mehr zu beruhigen; an meinen Aufenthalt in Berlin, wohin ich nun ging, knüpfte sie die besten Hoffnungen. Um vor Einbruch des Winters noch dort zu sein, beschleunigte ich meine Reise. Mein Bruder erwartete mich schon seit dem Sommer; er hatte alles für mich in Bereitschaft setzen lassen.

Am 3. Dezember kam ich des Abends in Berlin an. Als der Postwagen die Leipziger Straße entlang fuhr, sah ich immer zum Fenster hinaus. Bis zur Königsstraße fand ich nichts, was nur irgendeinen Eindruck auf mich gemacht hätte. Die Beleuchtung war nicht sonderlich, nur die langen Straßen erinnerten an das Großstädtische. Ich ließ mich sogleich zu meinem Bruder bringen, Rosenstraße Nr. 4 auf dem Werder, hinter des Königs Palais. Die Freude des Wiedersehens war groß und des Erzählens kein Ende. Wir machten dann einen Spaziergang. Wir kamen gleich in die Gegend, wo das Großartigste in Berlin sich vereint findet, vom Anfange Unter den Linden bis zum Lustgarten. Es war ein überraschend prachtvoller Anblick, als eben der Mond durch die Wolken drang und wir in der Nähe der

Hauptwache rechts und links die bedeutendsten Bauwerke Berlins übersehen konnten. Die nächsten Tage unternahm ich einige Wanderungen durch Berlin, um die Plätze und Straßen kennen zu lernen und mich bald in der großen Stadt leichter zurechtzufinden.

Schon in Koblenz hatte ich viel gehört von einem Herrn von Meusebach, der dort Präsident der provisorischen Verwaltung der Rheinlande gewesen war und dann als Geheimer Rat an den Rheinischen Kassations- und Revisionshof in Berlin versetzt sei. Der besitze eine große Bibliothek, reich an altdeutschen Werken, sei ein großer Kenner und immer noch ein eifriger Sammler. Ich erfuhr bald seine Wohnung; eines Morgens ging ich zwischen 9—10 hin und ließ mich anmelden, wurde aber abgewiesen. Ich wiederholte noch zweimal meinen Besuch um dieselbe Zeit, wurde aber immer abgewiesen; es hieß: „Der Herr Geheime Rat schläft noch.“ Ich ließ mich nicht abschrecken: ich ging zum vierten Male hin, aber erst um 11 Uhr. Diesmal hatte ich sagen lassen, der Herr von Arnim habe mich ja schon angemeldet. Nach einiger Zeit kehrte der Bediente zurück: ich möchte eintreten. Herr von Meusebach war in eifrigem Gespräche begriffen mit Frau von Savigny, begrüßte mich, ließ mich stehen und setzte sein Gespräch fort. Frau von Savigny war so gesprächig, daß sich gar kein Ende absehen ließ. Endlich nach einer guten Viertelstunde war der Born ihrer Beredsamkeit versiegt, und sie empfahl sich. M. wendete sich nun an mich. Ich sprach einfach aus, was ich von ihm wünschte, nämlich seine Bücher zu sehen. Das gefiel ihm. Ehe er mir aber etwas zeigte, öffnete er die Tür zur Bibliothek und holte links aus der Ecke zwei gestopfte Pfeifen und bot mir die eine an. Als wir so recht damit im Zuge waren, schloß er eine Tapetentür auf; in diesem unbemerkten Wandschrank wurden die Lieblingsbücher und kostbarsten und seltensten aufbewahrt. Zuerst zeigte er mir das Luthersche Gesangbuch von 1545: „Was sagen Sie dazu?“ Ich freute mich, staunte, bewunderte. Es folgte nun eine ganze Reihe derartiger Bücher, die ich alle noch nie gesehen hatte. Die Bücherschau dauerte bereits über anderthalb Stunden, da trat Friedrich, der Bediente, ein: „Herr Geheime Rat, es ist angerichtet.“ Das störte uns nicht, wir fuhren in unserm angenehmen Geschäfte fort. Friedrich kam wieder: „Herr Geheime Rat, das Essen steht schon längst auf dem Tische.“ — „Gut. Nun kommen Sie mit!“ — Ich hatte früher nie Sauerkraut essen können, heute schmeckte es mir vortrefflich, sowie der leichte Moselwein — einen anderen führte der Geheime Rat nicht.

Frau von M. lachte, daß ich es heute so schön getroffen hätte. Die Unterhaltung war sehr heiter. Ich erzählte allerlei hübsche Geschichten so unbefangen, als ob ich in einem Kreise alter lieber Freunde mich befände.

Nach Tische begaben wir uns wieder an unsern Wandschrank. Als der Kaffee kam, holte ich mir selbst eine frischgestopfte Pfeife — Friedrich mußte immer an die dreißig wohlgereinigt und gestopft im Gange erhalten. M. ergötzte sich sehr, daß ich schon so gut Bescheid wußte. Wir begannen von neuem die Bücherschau. Es wurde Licht angezündet, wir setzten uns. Jetzt kamen die Liederbücher und die Fischartiana an die Reihe. Meine Freude steigerte sich. Der Tee wurde gebracht. Frau von M. kam mit ihren Kindern. Das störte uns weiter nicht. Wir unterhielten uns und besahen Bücher; Tee und Essen war Nebensache. Die Kinder gingen wieder fort, Frau von M. folgte bald nach, wir waren wieder allein. Eine frische Pfeife wurde angebrannt. Es war bereits spät. Mein Bruder wußte nicht, wohin ich gegangen war — ich wollte jetzt nach Haus. Ich mußte bleiben. Es wurde zwölf, es wurde eins. Immer noch kein Ende. Da kam M. auf mein Liederbuch zu sprechen und meinte, es wäre hübsch, wenn er es mal sehen könnte. Das Sehen verstand ich recht gut und beschloß bei mir, es ihm zu Weihnachten zu verehren. Endlich um $^1/_2$2 schieden wir und waren nach funfzehntehalb Stunden erster Bekanntschaft beide recht frisch und vergnügt. Ich mußte versprechen, meinen Besuch bald zu wiederholen, und es fiel mir denn auch nicht im geringsten schwer, recht bald Wort zu halten.

Je angenehmer mir der Aufenthalt in Berlin von Tag zu Tag geworden war, um so drückender ward das Gefühl, daß sich keine Aussicht zu einem bestimmten Lebensberufe mir eröffnete. Privatdozent an der Berliner Universität zu werden, hatte ich keine Mittel, und es wäre auch wohl sehr langwierig geworden, bis ich es zum Professor, und am Ende noch ohne Gehalt, gebracht hätte. Eine Stelle an einer Bibliothek schien mir noch am wünschenswertesten. Ich hätte dann zugleich Hilfsmittel für meine Studien gewonnen und bei meinen Berufsarbeiten auch Zeit übrig behalten zu eigenen Arbeiten. M. kannte meine Neigungen bereits und meinte, ich müßte mich um eine Stelle bei der königlichen Bibliothek bewerben und zunächst eine Eingabe an den Minister machen. Einige Tage nachher besuchte ich ihn wieder. Sein erstes Wort war: „Wie steht's mit Ihrer Eingabe?“ — „Daran habe ich noch nicht weiter gedacht.“ — „Nun,“ fuhr er fort, „ich habe Ihnen eine ge-

macht" und damit überreichte er mir einen höchst scherzhaft gehaltenen Entwurf einer Eingabe an den Minister Altenstein. Ich las und mußte herzlich lachen. Daß ich die Sache so lustig nahm, freute ihn sehr, und er meinte, wenn mir diese Eingabe nicht gefiele, so wolle er mir eine andere machen, die ich einreichen könnte. Er hielt Wort. Nach einigen Tagen überreichte er mir eine von ihm verfaßte und eigenhändig geschriebene. Diese fand meinen und meines Bruders vollkommenen Beifall; ich schrieb sie ab und reichte sie beim Minister ein. Schon am 22. Januar schickte der Minister dieselbe an den Oberbibliothekar Wilken „mit dem Auftrage, sich gutachtlich darüber zu äußern, ob und in welcher Qualität derselbe (der Privatgelehrte H.) seinen Wünschen gemäß bei der hiesigen Bibliothek angestellt werden kann; auch über seine wissenschaftliche Bildung durch Unterredung mit ihm und Einsicht seiner schriftstellerischen Arbeiten sich Kenntnis zu verschaffen und darüber zu berichten." Ich machte demgemäß Herrn Oberbibliothekar Wilken meine Aufwartung. Er empfing mich nicht eben freundlich. Ich ward etwas verlegen, antwortete aber bald unbefangen auf alle Fragen und übergab ihm einen Teil meiner Arbeiten zu gelegentlicher An- und Durchsicht. Etwas ärgerlich und ohne alle Hoffnung auf Wohlwollen verließ ich Wilken. Zu meinem nicht geringen Erstaunen erfuhr ich später, daß er sehr günstig über mich berichtet hatte. Ich mußte lange auf Antwort warten und lebte deshalb der Hoffnung, daß eine günstige erfolgen würde. Nicht also. Zu meinem Geburtstage (2. April) wurde ich mit einer kurzen abweisenden Antwort überrascht. Es stand mir aber doch noch eine Freude für diesen Tag bevor. Ich war zu Meusebachs eingeladen und fand dort eine reiche Geburtstagsbescherung, darunter auch die ehemalige Eschenburgsche Handschrift mit niederdeutschen Gedichten aus dem 15. Jahrhundert. Ich war nun fröhlich mit den Fröhlichen und dachte nicht weiter der fehlgeschlagenen Hoffnung auf eine baldige Anstellung.

Das Meusebachsche Haus gewährte mir damals, was ich sonst nur in verschiedenen Häusern, ja oft nicht einmal in einer und derselben Stadt finden konnte: eine belehrende und anregende wissenschaftliche Unterhaltung, eine ausgezeichnete Bibliothek, traulichen Familienverkehr und die Gelegenheit, viele bedeutende Männer und Frauen kennen zu lernen. Sie standen mit M. teils in freundschaftlichen, teils in amtlichen Beziehungen oder suchten seine Bekanntschaft. Es fanden sich dort dann und wann ein: Graf Gneisenau, damals Gouverneur von Berlin, Generalmajor Karl von Clausewitz, die Majore G. v. Below und v. Tümpling,

Hegel, v. Savigny, v. Sethe, Geheime Rat Eichhorn, Professor Rösel, Achim und Bettina v. Arnim, Graf Schlabrendorf, Georg Anton v. Hardenberg (als Dichter unter dem Namen Rostorf bekannt), der schwedische Generalkonsul Dehn, der Hamburger Ministerresident Lappenberg, Professor Zeune, Johannes Schulze. M. hörte damals schon schwer, und es war ihm lästig, sich lange mit Leuten zu unterhalten, denen er Rücksicht schuldig war oder mit denen er nichts zu sprechen fand von Belang. Wenn sie dann länger zu bleiben die Absicht zeigten, so wußte er keinen besseren Ableiter als das Spiel, zumal er selbst gerne spielte. So pflegte er immer mit Hegel und Dehn sich zum Lomber zu setzen, später auch mit meinem Bruder, der bald Meuselbachs liebster Spielkamerad wurde. Unterdessen war Frau v. M. in ihres Mannes Zimmer, wo das Klavier stand. Sie spielte mir dann die schönen Kreutzerschen Kompositionen der Uhlandschen Lieder, oder wohl meine eigenen Melodien, die ich mir hatte aufzeichnen lassen.

Ich verlasse jetzt das Meusebachsche Haus, um zu erzählen, was ich zu Hause trieb, und mit wem ich sonst bekannt wurde. Den ganzen Frühling und Sommer arbeitete ich recht fleißig: ich studierte Grimms Grammatik in neuer Auflage, deren Aushängebogen mir der Verfasser gütigst zugesendet hatte, ich machte Abschriften alter Handschriften, Auszüge für Sprache und Literaturgeschichte und benutzte viel die königliche Bibliothek. Nebenbei dichtete ich und sang mir zu manchem Liede eine Weise, die ich mir dann aufzeichnen ließ von irgendeinem Musiker. Niemand war bereiter dazu als Kretzschmer.

Andreas Kretzschmer lebte als pensionierter Geheimer Kriegsrat in Berlin und beschäftigte sich mit Musik und Volkspoesie. Er war kein Musiker von tiefen theoretischen Kenntnissen und praktischer Ausbildung, hatte aber einen feinen Sinn für schöne volkstümliche Melodien und Glück in eigenen Kompositionen. Leider liebte er das Geistige in zu weiter Ausdehnung und zerrüttete dadurch sich und sein Hauswesen. Er hatte hübsche Sachen gesammelt, Liederbücher, alte Drucke und Handschriften, die er nach und nach verkaufen mußte.

Wenn ich in seiner Familie war, da merkte ich nichts von seiner Neigung zum Trunke. Er war gemütlich, gefällig, talentvoll, das ist wahr, aber er wurde leichtsinnig und unzuverlässig wie im Leben so auch leider in seinen „Deutschen Volksliedern", wovon er noch einige Hefte selbst herausgab.

Schon funfzehen Jahre vor dieser Sammlung — die Ankündigung erschien 1837 —, beabsichtigten wir mit Chamisso eine ähnliche.

Da ich den Aufzeichnungen Kretzschmers nicht so recht trauete, so sah ich mich noch nach anderen Musikern um. Eines Tages besuchte ich Ludwig Berger. Ich begrüßte ihn als den trefflichen Komponisten von: „In einem kühlen Grunde“ und „Als der Sandwirt von Passeier“. Wir sprachen viel über Komposition, und wie wohl Gedichte, die sich dazu eigneten, beschaffen sein müßten. Dann erzählte ich ihm, daß ich meine Lieder selbst komponierte, obschon ich keine Note verstände. Ich sang ihm einige vor und bat ihn dann, sie mir aufzusetzen. Er war sehr bereitwillig. Ich mußte nun satzweise singen und wiederholen, das wurde mir schwer, und es kam mitunter etwas anderes zum Vorschein als beim ersten oder zweiten Male. Er ließ sich dadurch nicht stören. Ich mußte immer wieder singen. Zuweilen fragte er: „Ist das wirklich so? das geht nicht gut.“ — „Nun,“ meinte ich, „dann bringen Sie es in eine gesetzliche Form!“ — Später trafen wir bei Chamisso zusammen. Wir sprachen viel über Volksmelodien. „Ja,“ meinte Chamisso, „ich würde viel darum geben, wenn eine recht volkstümliche Melodie zu meinem: ‚Der Zopf der hängt ihm hinten‘, gemacht würde!“ — „Machen wir selbst eine!“ sagte ich, und fing gleich an zu singen, Chamisso und Berger stimmten ein; wir sangen so lange, bis das Ding rund wurde. Berger setzte dann die Dreimännermelodie auf. Ich habe das Blatt noch, wozu jeder von uns schließlich einen Kerl mit einem Zopf zeichnete.

Auch Franz Stöpel verdankte ich mehrere Aufzeichnungen meiner Melodien.

Mein Verkehr mit Meusebach blieb während des Sommers ein naher, und ich weilte viel in seinem Hause. Leider hatte sein Gehör die letzte Zeit sehr gelitten, die Unterhaltung mit ihm war dadurch sehr erschwert. Ich konnte weniger darüber klagen; ich sprach langsam und deutlich, auch hatte er sich an den Ton meiner Stimme gewöhnt. Besonders angreifend war für ihn jede Sitzung des Revisionshofes. Kam dann M. zu Hause, so war er sehr gereizt und konnte über die größte Kleinigkeit außer sich geraten. Wenn er heftig geworden, ließ er sich schwer besänftigen. Gewöhnlich erfolgte bei Tische ein Donnerwetter. Ich war deshalb an allen Sitzungstagen (Mittwoch) zum Mittagsessen eingeladen und nannte mich selbst den Blitzableiter. Sowie ein Gewitter losbrach, verhielt sich alles ruhig. Wenn dann M. genug geblitzt und gedonnert hatte und ich bemerkte nur ein Stückchen blauen Himmel, dann gelang es mir gewöhnlich mit einem Worte, das gar keine Beziehung auf den Gegenstand seines Zornes hatte, den Frieden wiederherzustellen. Er war dann

wieder sanft wie ein Kind, der allerliebenswürdigste Mann von der Welt, und wußte auch bei mir, wenn auch ich mein Teil Schelte bekommen hatte, alles wieder gutzumachen. Wir rauchten dann die Friedenspfeife. So teilte ich ihm von Zeit zu Zeit manches mit, was ich hie und da in Berlin auftrieb. Auch auf andere Weise suchte ich seine Sammlungen zu bereichern. So stellte ich ein Liederbüchlein zusammen und ließ es drucken unter dem Titel: „Die Schöneberger Nachtigall. Das ist: lauter schöne neue Lieder für die lieben Landleute alt und jung, die lustigen Handwerksburschen, für die braven Soldaten und die Herren Studenten gleichermaßen.“ (Berlin, zu haben in der Zürngiblschen Buchdruckerei, Haakschen Markt Nr. 2.) M. erhielt ein Prachtexemplar und freute sich über das Büchlein sowie über die Art, wie ich bedacht war, seine Sammlung zu vermehren.

Die Beziehungen zum Meusebachschen Hause füllten so sehr meine freie Zeit aus, daß ich zum Verkehre mit anderen Leuten kein rechtes Bedürfnis fühlte. Ich machte gegen Beginn des Winters nur noch wenig Bekanntschaften und vernachlässigte sogar die bereits gemachten. Zwei liebe Universitätsfreunde waren gerade um die Zeit in Berlin: der Chemiker Dr. Runge und der Mineralog Dr. Friedrich Hoffmann, beide Privatdozenten, die miteinander in freundschaftlichem und wissenschaftlichem Verkehre standen. Als dritter gesellte sich zu ihnen Poggendorf, der sich meist mit Physik beschäftigte. Hoffmann lud uns öfter zu sich ein. Da gab es für uns denn immer gemütliche Abende. Obschon ich mich unter lauter Naturforschern befand, zu denen sich auch noch Chamisso, der Botaniker v. Schlechtendal und der sehr junge Astronom Jakob Wilhelm Heinrich Lehmann gesellten, so war doch die Unterhaltung durchaus nicht einseitig. Sehr ergötzten wir uns, wenn Chamisso, den ich hier erst kennen lernte, von seiner Reise um die Welt erzählte. Er wußte durch sein Hand- und Gebärdenspiel und seine mitunter unbeholfene Sprache die unbedeutendste Geschichte interessant zu machen. Später war ich auch in Chamissos Hause und verlebte dort einige schöne Abende. Frau v. Ch. war eine hübsche, anmutige Frau und im Bewußtsein ihres Glückes blickte sie so recht liebeselig in die Welt hinein. Sie konnte sehr naiv sein — sie selbst, die Zeugin der überschwenglichen Liebe ihres Mannes, meinte, als ich einige Liebeslieder las: „Wie kann man aber auch so verliebt sein!“ Dagegen meinte ihr Mann, dem das Volkstümliche über alles ging, und der fast immer vergebens danach strebte: „Der singt, wie der Vogel singt.“ — Eines Abends war auch Joseph von Eichendorff zugegen. Die Unterhaltung war

eine sehr belebte, wir brachen erst um Mitternacht auf. Ich ging nachher noch mit Eichendorff eine Zeitlang spazieren in den langen, stillen Straßen Berlins, wir unterhielten uns viel über Poesie und Philisterei.

Das Weihnachtsfest kam heran. Ich war bei Meusebachs eingeladen. In heiterster Stimmung traten wir in das Bescherungszimmer. Der Tannenbaum mit seinen vielen bunten brennenden Lichtern, goldenen und silbernen Äpfeln und Nüssen, beglänzte die Geschenke, die wir uns wechselseitig bescherten. Es war manches Sinnreiche darunter: so hatte Frau v. M. ein Buch vom Konditor bereiten lassen, das sehr täuschend aussah, es hatte die zierliche Aufschrift einer der Fischartschen Schriften, die M. noch fehlten. Am Silvesterabend hielten wir eine Nachfeier. Wir waren wieder sehr heiter. Die Familie zog sich zurück, ehe das neue Jahr anhub. Ich blieb mit M. allein, und wir ließen es herankommen. Zu sehr vorgerückter Stunde trat der Herr Geheime Rat Johannes Schulze ein. Er kam aus einer Gesellschaft, wo man eben nicht trockenen Mundes gesessen hatte. Kaum hat er auf dem Sofa Platz genommen, so erscheint Frau v. M. Schulze entschuldigt sich in einem fort, daß er es gewagt habe, so spät einzukehren. „Sehen Sie, Herr Geheimer Rat,“ beginnt darauf M., „was mir meine Frau zu Weihnachten beschert hat“ — und überreicht das nachgemachte Buch. Schulze nimmt es: „Allerliebst! allerliebst!“ — will es öffnen und — zerbricht es: „Bitte tausendmal um Entschuldigung! Nein, daß mir auch so was passieren muß, solch Kunstwerk zu zerbrechen!“ Er ist gar nicht wieder zu beruhigen und bittet immer tausendmal um Entschuldigung. Unter solchen Umständen scheint es denn doch dem Herrn Geheimen Rat am geratensten, sich zu empfehlen. Wie ich das merke, wende ich mich an ihn: „Erlauben Sie, Herr Geheimer Rat, daß ich Sie begleiten darf?“ — „Mit dem größten Vergnügen!“

Ich fasse ihn unter und wir gehen Arm in Arm zum Dönhoffsplatz. Die frische Luft wirkt beruhigend, und ich benutze die gute Gelegenheit, mich gegen den Herrn vortragenden Rat im hohen Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten auszusprechen. So erfahre ich, daß demnächst an der Breslauer Bibliothek eine Kustodenstelle frei wird. Allerdings verspricht sich der Herr Geheime Rat von einer etwaigen Bewerbung meinerseits kaum einen Erfolg. Unterdessen hatten wir sein Haus erreicht: „Herr Geheimer Rat, ich wünsche Ihnen nochmals ein fröhliches Neujahr und bitte um Ihr ferneres gütiges Wohlwollen.“ — „Was an mir liegt,

werde alles tun — kommt alles auf den Minister an. Ich danke Ihnen. Leben Sie wohl! leben Sie wohl!"

Noch in der Nacht erzählte ich meinem Bruder mein Abenteuer. Er meinte, ich müsse sofort ein Bittgesuch um die Kustodenstelle in Breslau an den Minister einreichen. Am andern Morgen machte mir mein Bruder die Eingabe, ich schrieb sie ab und trug sie ins Ministerium.

1823.

Ich hegte die beste Hoffnung und wartete sehnsuchtsvoll. Nach vierzehen Tagen hielt ich es doch für geraten, ein neues Gesuch an den Minister zu richten. Ich lebte nun in banger Erwartung. Wenn ich mitunter traurig gestimmt war, daß auch diesmal wieder eine abschlägige Antwort erfolgen könnte, so ging ich zu Meusebachs und fand dort immer die freundlichste Teilnahme und vergaß in dem traulichen Familienkreise alles, was mich heimlich quälte.

Karolina war noch ein Kind, aber es war ein Bedürfnis meines Herzens, sie als meine künftige Geliebte zu betrachten. Ich liebte und sang von Liebe und durfte doch niemandem sagen, wen ich mit Rosegilge und Arlikona meinte. Daß sie einst eine Quelle meiner unerfüllten Sehnsucht, eines nachhaltigen Schmerzens werden würde, hatte ich schon im vorigen Sommer geahndet. Aus dem Juni 22 stammt das einst vielgesungene Lied nach der schönen Weise von Curschmann: „Du siehst mich an und kennst mich nicht".

Und ich sollte bald von ihr scheiden und von allem scheiden, was mir lieb und teuer war in Berlin. Am 4. März wurde ich vom Minister v. Altenstein „bei der Zentralbibliothek in Breslau als Kustos vorläufig und zur Probe auf ein Jahr gegen eine Remuneration von 300 Rt." angestellt und erhielt 35 Rt. Reisegeld. Ich war herzlich froh, der liebevollen Fürsorge meines Bruders enthoben und selbständig geworden zu sein. Wenn auch das „vorläufig und zur Probe auf ein Jahr" meine Zukunft noch in Zweifel stellte, auch ich keine angenehmen Dienstverhältnisse mir versprechen durfte, indem ich der Willkür des Kurators und des Bibliothekars völlig preisgegeben war, so fühlte ich mich doch stark genug, allen Intrigen gewachsen zu sein.

Schlesien kannte ich noch gar nicht. Was ich davon wußte, hatte ich aus Büchern erfahren und aus den Erzählungen meiner Freunde. Es war mir eigentlich von Deutschland zu fern und nun von Holland, mit dem ich noch immer in lebhaftem freund-

schaftlichen Verkehre stand, erst recht fern. Meine Mutter weinte, als ich nach Bonn ging; wie sie hörte, ich müsse nach Breslau, weinte sie nicht mehr, das lag ihr außer der Welt.

Hatte ich mich im Briefwechsel bisher sehr mäßigen müssen, so stand mir jetzt in Sicht, daß das nun noch mehr der Fall werden würde. Das Porto wurde nach Entfernungen berechnet, und Breslau war eben von allen Orten fern, wohin ich künftig schreiben mußte oder möchte. Also der briefliche Verkehr war mir erschwert und der persönliche vorläufig unmöglich. Durch die weitere Entfernung war das Reisen kostspieliger geworden. Die Fahrposten waren schlecht und langsam, die eben eingerichteten Schnellposten unsereinem zu teuer, obschon sie viel Bequemlichkeit und schnelle Beförderung boten. Der Gedanke an die Ferne und die Fremde machte mir den Abschied erst recht schwer; es war mir, als ob ich ein unsicheres angenehmes Leben gegen ein sicheres unangenehmes vertauscht hätte.

Zweiter Band.

(Breslau, Frühling 1823 bis Ende 1836.)

Den 21. März, also mit Frühlingsanfang reiste ich ab. Nach zwei Tagen und drei Nächten kamen wir in Breslau an. Ich war sehr ermattet, an allen Gliedern wie gelähmt.

Breslau hatte etwas Fremdes für mich, es machte auf mich gar nicht den Eindruck einer deutschen Stadt. In den zwar geraden, aber schmalen Straßen, zwischen hohen, finsteren Häusern bewegte sich langsam eine wühlige Volksmenge, darunter Kerle in schmierigen Schafpelzen, in alten Schlafröcken, Bettler in zerlumpten Kleidern, nur hin und wieder Mädchen in sauberem, nettem Anzuge. Die öffentlichen Plätze sind viel zu klein, als daß sie sonderlichen Eindruck machen könnten; der schönste ist von unansehnlichen Häusern umgeben. Der Raum um den Ring war an der Ost- und Südseite mit grundfesten Bauden besetzt und so verunstaltet. Die Kirchen, zwar keine Kunstwerke, aber doch von bedeutendem Umfange, traten nicht recht zum Vorschein, sie waren meist durch schlechte Anbaue entstellt. Von den großen öffentlichen Gebäuden gewährte mir nur die Universität, von der Oderbrücke gesehen, einen großartigen Anblick.

Mein erster Besuch galt dem Professor der Rechte, Dr. Förster, zweitem Kustos der königlichen und Universitätsbibliothek. Ich sollte vorläufig sein Stellvertreter und später sein Nachfolger werden. Wir sprachen erst über gleichgültige Dinge und kamen dann auf die Bibliothek zu sprechen. „Wie man mir in Berlin sagte, soll sie ja noch sehr in Unordnung sein —“, so etwas äußerte ich ganz harmlos, gar nicht als meine Ansicht. Diese Worte, die freilich wahr, aber gar nicht böse gemeint waren, galten für eine Kriegserklärung. Förster sagte sie brühwarm seinem vertrautesten Freunde Unterholzner sofort wieder, und dieser, empört darüber, kam sofort um seinen Abschied ein. Der Krieg gegen mich war begonnen und dauerte von diesem

Augenblicke an bei der Bibliothek fort, nur durch längere und kürzere Waffenstillstände unterbrochen.

Ich besuchte dann den Bibliothekar Professor Unterholzner. An ihn war ich durch das Ministerialreskript verwiesen worden. Er empfing mich recht freundlich. Nach kurzer Unterhaltung beschied er mich zum anderen Tage auf die Bibliothek. Ich war sehr überrascht, ein so stattliches Gebäude zu finden, das zwar früher zu einem anderen Zwecke gebaut[1]), zu einer Bibliothek wie geschaffen war: viele, nicht zu große, nicht zu hohe Zimmer, mit breiten Wandflächen, mit den gehörigen Durchgängen, und nach allen Seiten hin hell. Im zweiten und dritten Stocke lange Korridore, an beiden Seiten mit Büchergestellen. Unterholzner kam und führte mich durch die einzelnen Säle und machte mich flüchtig mit der Aufstellung bekannt. Dann zeigte er mir die verschiedenen Kataloge im Arbeitszimmer, sprach kurz über ihre Einrichtung und wies mir in einem abgelegenen Zimmer eine Arbeit zu: das Ordnen und Verzeichnen der Ordensgeschichte (Historia Sodalitiorum), und — überließ mich meinem Schicksale. Seit Gründung der Bibliothek im Jahre 1811 waren sehr viele Beamte, Gehilfen und Freiwillige dabei tätig gewesen, anfangs sogar zwei Oberbibliothekare, und doch war noch kein alles umfassender alphabetischer Katalog vorhanden. Der jetzige bestand aus vier besonderen, und jeder derselben war nach anderen Grundsätzen angelegt. Real- oder, wie wir sie nannten, Standkataloge waren nicht von allen Fächern vorhanden und die vorhandenen zum Teil sehr schlecht. Bei der Leidenschaft Unterholzners, alles neu und besser zu ordnen, stand auch mir eine Fülle von Arbeiten in Sicht.

Mein geselliger und wissenschaftlicher Verkehr war bisher gering. Von der Hagen und Büsching, mit denen ich früher schon in Briefwechsel stand, hatte ich persönlich kennen gelernt. Beiden gebührt das Verdienst, in der traurigsten Zeit Deutschlands auf das Altdeutsche aufmerksam gemacht zu haben. Büsching war ein langweiliger, philisterhafter Gesellschafter und trockener Professor, der durchaus nicht litt an Überfluß geistiger Fähigkeiten und Kenntnisse. Seine Angst, daß ich ihm einmal Mitbewerb (Konkurrenz) machen könnte, ließ ihn immer unmitteilender und kälter gegen mich werden, und wie ich das merkte, suchte ich seinen Umgang nicht weiter. Von der Hagen dagegen konnte, so ledern er auch in seinen Schriften war, doch im Verkehre recht lebendig, mitunter sogar geistreich sein. Ich

[1]) Stiftsgebäude der Augustinerchorherren, aufgehoben 1810.

war gerne bei ihm. Er gab damals Gottfrieds von Straßburg Werke heraus in zweitem Druck, der erste war zu seinem doppelten Vorteil abgebrannt.

Von Henriette hatte ich seit Jahr und Tag nichts erfahren. Ich wollte und konnte ihr nicht schreiben. Was sollte ich mir Hoffnungen erwecken, die nie in Erfüllung gehen sollten? Sie wußte nicht, was aus mir geworden war. Sie hatte mich nicht vergessen und suchte ihr Andenken zu erneuen durch sehr liebe wertvolle Geschenke, die bei meinem Bruder in Berlin abgegeben waren. Ich erhielt sie erst Anfang Julis, ihr Brief war vom 8. Mai: „Nehmen Sie beigelegte Kleinigkeiten als Erinnerungen von der Freundin aus dem stillen Tale an; unendliche Freude habe ich bei den kleinen Handarbeiten empfunden, sie liegen schon so lange Zeit da, mir fehlte bisher der Mut, sie Ihnen zu schicken. Lassen Sie mich hoffen, daß Sie meine kleinen Sachen nicht verschmähn. Ihre Lieder machten mir so unendlich viele Freude, daß es mich schmerzt, Ihnen nichts Bessers geben zu können — so mag denn der Reichere die Gaben der Ärmeren, die nichts anders zu schaffen weiß, gütig annehmen — — Ich scheide mit wehmütigem Herzen und wende dabei noch einmal einen Blick zur Vergangenheit.“ — Ich war sehr überrascht und wehmütig gestimmt; auch mein Blick wendete sich zur Vergangenheit, und doch fühlte ich mich frei von aller Schuld, daß dieser Vergangenheit keine ihr entsprechende Zukunft folgte.

Ich hatte in meinen bisherigen freien Stunden im April und Mai den ersten Teil meiner Horae belgicae vollendet. Ich machte nun eine saubere Abschrift und fügte eine Zueignung an die Universität zu Leiden hinzu und schickte mein Werk an dieselbe ein. Daraufhin hatte schon den 14. Juni die Universität zu Leiden mich zum Doktor ernannt; ich erhielt das Diplom, auf Pergament geschrieben und mit dem großen Universitätssiegel versehen, erst den 25. Juli. Diese glänzende Ehrenbezeigung freute mich und alle meine Freunde gar sehr. — Anfang Septembers bekam ich ein rheumatisches Fieber, erst heftige Hals-, dann Brustschmerzen. Vierzehen Tage lag ich im Bette, ich litt viel, die Nächte waren mir ganz schrecklich. Es war kein Wunder: der lange Aufenthalt auf der Bibliothek, Tag für Tag sieben bis acht Stunden, war mir nachteilig geworden; dies ewige Einatmen der feuchtkalten Luft und Einschlucken des hundertjährigen moderigen Bücherstaubes hätte auch einer kräftigeren Natur als der meinigen schaden müssen. Ich war so matt geworden, so erschöpft, daß ich bei meinem ersten Spazier-

gange unterwegs zusammensank und, langsam geführt, nach Hause geleitet werden mußte.

Als ich mich einigermaßen wieder wohl fühlte, setzte ich meine Bibliotheksarbeiten mit Lust wieder fort, aber ich hatte eine wunderbare Sehnsucht in die Welt hinaus. Ich bat um Urlaub zu einer Reise, und er wurde mir unter den jetzigen Umständen leicht gewährt. Ich reiste nach Berlin. Der Aufenthalt daselbst tat mir sehr wohl: ich wurde im Meusebachschen Hause und im Verkehre mit alten Freunden und Bekannten wieder recht heiter und frisch. Dem Minister machte ich meine Aufwartung, sowie auch einigen Geheimen Räten.

Nach meiner Rückkehr zu Anfange Novembers gab es wieder in der Bibliothek Arbeit vollauf. An Dichten war wenig zu denken; ich mußte trachten, trachten, daß ich durch wissenschaftliche Schriften die bereits eingenommene amtliche Stellung behauptete und eine bessere zu erhalten würdig erachtet würde.

Auch im neuen Jahre war der Briefwechsel mit Meusebach in lebhaftem Gange. Mein geselliger Verkehr beschränkte sich nur auf wenige Familien. Den Oberlandesgerichtsrat Karl von Winterfeld hatte ich schon im vorigen Jahre kennen gelernt. Er beschäftigte sich mit der Musik der Italiener und Deutschen im 16. und 17. Jahrhundert. Den Anfängen unsers evangelischen Kirchengesanges spürte er eifrig nach. Da er nicht gerne die Bibliothek besuchte, so besorgte ich ihm, was ich für seine Forschungen finden konnte. Dadurch blieben wir in fortwährender Beziehung, und nach und nach gestaltete sich ein recht freundschaftliches Verhältnis.

Da ich nun einmal in Schlesien war und aller Wahrscheinlichkeit noch länger bleiben mußte, so wollte ich es auch genauer kennen lernen. Ich beschäftigte mich zunächst mit der schlesischen Mundart. Alles in den schlesischen Provinzialblättern darauf Bezügliche las ich und schrieb es aus, soweit es mir zu einem schlesischen Idiotikon zu gehören schien. Bald darauf ging ich über zu der schlesischen Kultur- und Literaturgeschichte. Besonderen Reiz für mich hatten die schlesischen Dichter. Ich suchte mir eine vollständigere Kenntnis von ihnen zu verschaffen, als die bisherigen Geschichten der deutschen Literatur gewährten. Mein Hauptaugenmerk richtete sich auf die Vor-Opitzianer und jene Zeitgenossen Opitzens, die bisher wenig oder gar nicht bekannt wurden.

Über Jahr und Tag war ich bereits Kustos „vorläufig und zur Probe auf ein Jahr". Eine Entscheidung des Ministeriums war abhängig gemacht von Unterholzners Berichte, und dieser

hatte erklärt „niemals über mich zu berichten". Zweimal war er vom Kuratorium dazu aufgefordert, und jedesmal hatte er ablehnend geantwortet, und das drittemal legte er das Mahnungsschreiben ad acta. Der Bericht war also dem künftigen Oberbibliothekar überlassen und mein Schicksal in dessen Hände gegeben.

Wachler war 1815 einem Rufe nach Breslau gefolgt als Professor der Geschichte an der Universität und Konsistorial- und Schulrat bei der Breslauer Regierung. Im Mai 1824 trat er sein neues Amt an. Unterholzner war lange zweifelhaft gewesen, ob er bleiben sollte. Wachler hätte ihn gerne beseitigt gesehen und gab mir zu verstehn, daß wir gegen ihn zusammenhalten müßten. Ich ging auf nichts ein. Ich hatte Unterholzner zu lieb und ehrte zu sehr seine bibliothekarische Tüchtigkeit und Tätigkeit, als daß ich mich zu irgend etwas gegen ihn hätte verleiten lassen können. Die Folge davon war: Wachler und Unterholzner, die sich einander fürchteten und endlich verständigten, wirkten bald mit- und nebeneinander gegen mich.

Kaum hatte Wachler sein neues Amt angetreten, so stellte sich schon heraus, daß er sich in unsere Anordnungen nicht finden konnte, und daß sein Schematismus der Wissenschaften sich auf eine große Bibliothek, die der Neuzeit angehörte, nicht mehr anwenden ließe. Daß es bibliothekarische Gesichtspunkte geben könne, welche zweckmäßiger in ihrer Anwendung wären als die bisherigen wissenschaftlichen, wollte Wachlern nicht einleuchten. Wenn dann manches zur Sprache kam zwischen ihm und mir, so tat dann Unterholzner, als ob er keinen Teil daran gehabt hätte, und ich mußte der Sündenbock sein. Trotzdem war mein Verhältnis zu Wachler ein ganz leidliches: er machte ein günstiges Gutachten über meine bisherige Tätigkeit, die er doch nur wenig kannte, und ich wurde vom Minister von Altenstein unterm 8. August 1824 definitiv zum Kustos mit 300 Rt. Gehalt angestellt.

Meine freie Zeit benutzte ich den Sommer über meist mit dem Studium der althochdeutschen Glossen und des Williram.

Von dem Gedichte auf den heiligen Georg veranstaltete ich eine neue Ausgabe und widmete sie Georg Friedrich Benecke, Bernhard Joseph Docen und Jakob Grimm.

Mit Frühlingsanfang des Jahres 1825 reiste ich zu meinem Bruder nach Berlin. Ich blieb vier Wochen dort. Ich war oft allein, oft auch mit meinem Bruder zu Meusebach eingeladen. Der alte traulich freundschaftliche und wissenschaftliche Verkehr wurde fortgesetzt. Eines Tages war auch Wilhelm Müller

eingeladen. Er wurde mir und den übrigen Gästen als Geh. Rat Spanknabe vorgestellt. Unter diesem Namen wurde oft im Meusebachschen Hause ein Fremder vorgeführt, und den übrigen blieb es überlassen, das Rechte herauszufinden. Diesmal wurden nun aber auch die Bekannten dem Fremden unter falschen Namen, Ämtern und Würden vorgestellt. M. hatte seinen Spaß daran, wenn die Entwickelung möglichst lange ausblieb und allerlei verfängliche Fragen getan und Gespräche geführt wurden. Ein gefährlicher Scherz, der immer gut ablief. So fragte mich M., was ich von Wilhelm Müllers Gedichten hielte? Die Antwort fiel natürlich so günstig aus, daß sich der Herr Geh. Rat Spanknabe nur freuen konnte. Noch bei Tische löste sich alles in Wohlgefallen auf, und wir tranken auf das Wohl unsers schelmischen Wirtes[1]). Den 21. April kehrte ich nach Breslau zurück.

Trotzdem, daß ich so sehr durch die Bibliotheksgeschäfte und wissenschaftliche Arbeiten in Anspruch genommen wurde, so suchte ich doch Zeit zu gewinnen zum Dichten. Es war ein Bedürfnis für mich, die liebste Erholung, eine wahre Herzerquickung. Ich dichtete oft und gern, wie wenig ich auch von außen Anregung und Aufmunterung fand. Auf meinen einsamen Spaziergängen und selbst in der stillen Öde der Bibliothek sang ich mir ein Lied, das ich dann lange mit mir herumtrug, bis es mir fertig schien und ich es aufschrieb. Am Sonntagmorgen, wenn mich nichts an die Bibliothek mahnte und die Kirchenglocken rings um mich läuteten, übersah ich dann mein Heft, und die Freude daran rief neue Lieder hervor.

In den Pfingstferien besuchte ich mit dem Maler Bräuer seine Eltern in Öls. Es war schönes Wetter, wir lustwandelten viel umher. Während er im Walde seine Studien machte, Baumgruppen und Bäume zeichnete, lag ich im Grase und dichtete. Es entstanden damals die „Eintagschönchen". Später geriet ich in das Leben der Landsknechte und schwärmte für Georg von Frundsberg.

Mein Gehalt verbesserte sich unterdessen. Im Mai wurde Förster von seinem Kustodenamte erlöst, und ich erhielt die von ihm innegehabte Wohnung. Mit Genehmigung des Ministeriums vermietete ich sie ihm um 160 Rt. Leider erfreute ich mich dieses schönen Zuschusses nicht lange: den 27. November des folgenden Jahres (1826) starb Förster, die Wohnung wurde geteilt, die eine Hälfte, die größere, wurde zur Aufbewahrung

1) Siehe Wilh. Müllers Brief und meine Erläuterungen dazu in meinen Findlingen S. 211—214.

der Handschriften eingerichtet, die andere blieb mir. Ich erhielt 60 Rthl. Entschädigung und die Erlaubnis, meine Wohnung zu vermieten.

Das neue Jahr (1826) begann ich mit der frohen Hoffnung, daß ich meine Arbeiten im Althochdeutschen bald vollenden würde und herausgeben könnte. Den 7. Februar 1826 schrieb ich die Vorrede zu meiner Glossensammlung, die bald darauf unter dem Titel erschien: „Althochdeutsche Glossen, gesammelt und herausgegeben von A. H. Hoffmann. Erste Sammlung, nebst einer literarischen Übersicht althochdeutscher und altsächsischer Glossen.“ (Breslau. Graß, Barth u. C. 1826. 4°). Jakob Grimm hatte mir dazu einige früher von ihm selbst gesammelte Glossen freundlichst überlassen, Lachmann verdankte ich einige hübsche Beiträge zu meiner Übersicht. Lachmanns bisherige Gefälligkeit hatte mich ermutigt: ich wendete mich vertrauensvoll an ihn mit der Bitte, mir mein eben vollendetes Wörterbuch zum Willeram durchzusehen. Schon den 27. April sendete er mir meine Arbeit zurück mit einem freundlichen Briefe; er hatte meine Bitte erfüllt.

Den Sommer wollte ich eine literarische Reise machen nach Wien und in die österreichischen Klöster. Ich hatte bereits Nachrichten über letztere gesammelt und meinen Reiseplan entworfen. Wachler dachte anders: Urlaub wollte er mir schon erteilen, aber nur zu einer Reise in die Heimat. Was sollte ich machen? Lieber also nach Haus als gar nicht reisen.

In der Mitte Juni traf ich in Fallersleben ein. Die Meinigen waren mir entgegengegangen und schienen etwas verwundert über mich zu sein. Meine Schwester Minna schrieb an meinen Bruder: „Sein großer Mantel, sein langes Haar gaben ihm ein phantastisches Ansehn; er war sehr von der Reise angegriffen, und ich kann wohl sagen, daß ich etwas erschrak; denn er kam mir recht mager vor. Als er aber einige Tage hier war, erholte er sich sehr und ist jetzt so wohl, wie nur ein Mensch sein kann, obgleich er sich zuweilen eine Krankheit einbildet.“

So gerne ich bei den Meinigen war, so reuete mich doch die lange Zeit und das viele Geld, das mir die Reise kostete; denn das Reisen war damals sehr kostspielig. Ich hätte lieber Bibliotheken durchstöbert und für meine altdeutschen Studien neuen Stoff gewonnen. Nun ging ich hier fast den ganzen Tag im Garten spazieren und spielte mit den Kindern. Das war freilich recht hübsch. Wenn ich mich beklagte, daß ich so viel versäumte, so glaubten die Meinigen, es gefiele mir bei ihnen nicht.

Ich wußte recht gut, was mir entging. Graff hätte längst seine Reise zum Behuf seines „Sprachschatzes“ angetreten, Österreich aber noch nicht abgestreift. Jetzt wäre es noch Zeit gewesen, dort zu ernten, später bliebe mir nur die Nachlese. Und die Folge bestätigte das. Um nicht ganz untätig zu sein, hatte ich eine Ausgabe meiner alemannischen Lieder veranstaltet. Ich ließ sie in 140 Exemplaren auf meine Kosten in Celle drucken.

Den 1. August war ich wieder in Breslau und gleich darauf in dem alten Arbeitsgleise. Das Bedürfnis nach einem gemütlichen geselligen Verkehre hatte ich bis jetzt weniger gefühlt: ich sah auf der Bibliothek Leute genug und fand selten Zeit und Lust, Besuche zu machen. Nach und nach stellte sich jedoch dies Bedürfnis ein. Die Breslauer geschlossenen Gesellschaften, die ich kennen gelernt hatte, sagten mir durchaus nicht zu. Freimaurer zu werden, fiel mir im Traume nicht ein: ich hatte schon genug daran, daß es mein Bruder war.

Ich trug lange den Plan mit mir herum, einen Verein zu gründen, der mir und Gleichgesinnten genügen könnte. Ich machte einigen Freunden und Bekannten Mitteilung davon, und so gründete ich am 2. September 26 die „Zwecklose Gesellschaft“. Wir wollten keinen Zweck nach außen verfolgen, nur nach innen, uns selbst Zweck sein. Wir waren junge Gelehrte und Künstler oder Kunstfreunde, die ein gemeinsames Bedürfnis zusammenführte und -hielt. Wir fühlten uns von einem reinen und begeisterten Streben beseelt, den Menschen, sein Wissen und Können verstehen zu lernen und zu würdigen, sich so zu erheitern und anzuregen und weiterzufördern in allem Wahren, Guten und Schönen. Hat auch selten eine Gesellschaft sich und anderen, zumeist aber sich so viel Freude und Verdruß gemacht wie diese, so hat ihr doch jeder einzelne viel zu verdanken. Ich wenigstens habe das immer dankbar anerkannt: ich konnte dort mich über alles frei aussprechen, meine Ansichten entwickeln, durch Widerspruch von anderer Seite läutern, erweitern und befestigen. Auch konnte ich meine Kenntnisse vermehren, denn unsere Gespräche und Mitteilungen beschränkten sich nicht auf einzelne Fächer der Wissenschaft und gewisse Leistungen und Richtungen der Kunst.

Mitglieder der Zwecklosen Gesellschaft waren bei ihrer Gründung: Maler Carl Bräuer, Bildhauer Mächtig, Fabrikant Carl Milde, Leutnant Nicky, Privatdozent Dr. Friedlieb Ferdinand Runge, Musiker Immanuel Sauermann und Maler Carl Schwindt. Später trat dazu im Januar 1827 Karl Geisheim, Schulkollege beim Elisabeth-Gymnasium, 1828 Maler Carl

Herrmann und im Herbst desselben Jahrs Wilhelm Wackernagel, und im Herbst 1829 Maler Albert Höcker.

Um dieselbe Zeit entstand ein Singverein unter dem Namen: „Die kleine Breslauer Liedertafel", ursprünglich nur vier Mitglieder, die ein Gesangquartett bildeten.

Durch diesen Singverein und die Zwecklose Gesellschaft fand ich willkommenen Anlaß und Anregung zum Dichten. Der Vorrat meiner Gedichte hatte sich sehr vermehrt. Bald bewährte sich auch an mir das bekannte Goethesche

Dichter lieben nicht zu schweigen,
Wollen sich der Menge zeigen.

Ich durchmusterte meinen Vorrat, wählte aus, schrieb ab, ordnete, und ein Bändchen war fertig. Ich übergab es der Buchhandlung Grüson & Comp. Schon den 14. Oktober 26 war das Büchlein fertig und erschien unter dem Titel: „Gedichte von Hoffmann von Fallersleben" (Breslau. 1827. 12°.) Einige Wochen vorher war in demselben Verlage die zweite Auflage meiner „Alemannischen Lieder" herausgekommen. Ich hatte wenig Freude an dieser Sammlung meiner Gedichte. Die Ausstattung war nicht sonderlich, das Format nicht gefällig, und die Verlagshandlung stand gar nicht in dem Ansehn, daß sich die Buchhändler sonderlich für sie interessierten. Der Absatz war und blieb gering, und nach einigen Jahren war ich froh, daß ich durch Übereinkunft des Druckers (Graß, Barth u. C.) mit dem Verleger den Rest der Auflage erhielt und vernichten konnte. Der schlechte Erfolg hatte mich nicht im mindesten mutlos gemacht, ebensowenig als die Kritik, die manches daran auszusetzen fand: ich dichtete fröhlich und wohlgemut weiter fort. Noch zu Weihnachten ließ ich ein kleines Opus von Stapel; „Maikäferiade, oder: Lieben, Lust und Leben der Maikäfer vor Einführung des Philistertums. Zum ersten Male bekannt gemacht aus der einzig vorhandenen Handschrift durch Dr. A. H. Hoffmann, Kustos der Königlichen und Universitätsbibliothek zu Breslau". (Breslau, gedruckt bei Graß, Barth und Comp., aber weder da, noch sonstwo zu haben. 8°). So schwirrte ich als singender Maikäfer in das kalte neue Jahr hinein, als ob es ein Frühling wäre.

Meine Bibliothekstellung hatte sich unterdessen nicht besser gestaltet, der Willkür des Oberbibliothekars war keine Schranke gesetzt worden. Ich freute mich unendlich, daß ich einmal aus der Bibliothek herauskam: der Minister hatte mir unterm 27. April bereits Urlaub zur Reise ins Ausland bewilligt und sogar eine Unterstützung von 100 Rth. gewährt. Den 26. Juni reiste ich

ab, zunächst nach Wien. Mein Reisegefährte war der Tonkünstler Heinrich Panofka.

Am 30. Morgens 7 Uhr kamen wir in Wien an. Nachmittags begebe ich mich auf die Hofbibliothek. Kopitar empfängt mich sehr freundlich; wir gehen Arm in Arm auf und ab und reden über unsere Freuden und Leiden, wie sie nur Bibliothekbeamte haben und nachfühlen können. Er zeigt sich heiter, offen, teilnehmend, ich fühle mich heimisch in der Fremde und von der Hoffnung beseelt, daß ich Wien nicht unbefriedigt verlassen werde. Er führt mich zu Graff, der eben noch auf der Bibliothek arbeitet. Ein unerfreuliches Zusammentreffen, das mir aber am Ende doch lieb war, weil ich vor einem fruchtlosen Schwelgen in süßen Hoffnungen bewahrt wurde. Graff erzählt mir, daß er schon 14 Wochen in Wien sei und die Bibliothek benutzt habe; er werde zunächst den Otfrid herausgeben. „Den Otfrid?“ frage ich. — „Ja,“ erwidert er, „das ist notwendig für meinen Sprachschatz.“ — Ich schweige.

Den folgenden Morgen, Sonntag 1. Juli, gehe ich wieder zu ihm. Wir sprechen wieder über Otfrid, ich erzähle ihm, daß ich mich schon seit Jahren damit beschäftige und jetzt zunächst in Wien sei, um die Vergleichung der Wiener Handschrift vorzunehmen, dazu habe mir das Ministerium auch Urlaub und Unterstützung gewährt. Das rührt ihn alles nicht, er bleibt bei seinem gestrigen Ausspruch: „Für meinen Sprachschatz ist meine Ausgabe des Otfrid notwendig.“ Den Hauptzweck meiner Reise sehe ich also gescheitert.

Den 2. Juli begann ich meine Arbeiten auf der Hofbibliothek und war von diesem Tage an bis zu meiner Abreise jeden Tag dort, solange die öffentlichen Stunden währten, vormittags von 9—12, nachmittags von 3—6 Uhr.

Mit Panofka stand ich fortwährend im Verkehr. Wir besuchten uns gegenseitig. Er trug mir, wenn ich bei ihm war, seine Kompositionen meiner Lieder vor, von denen auch später einige erschienen. Gewöhnlich verbrachten wir die Sonntage mit Spaziergängen und Ausflügen. An Langerweile litten wir auch nicht einen Augenblick, dafür sorgten schon die guten Wiener in ihrem genußwütigen, oft gar possierlichen Wesen und Treiben. Wir gerieten oft in ein so lautes, fast unanständiges Lachen, das man uns anderswo schwerlich als reinen Herzenserguß hätte hingehen lassen. Schon mehrmals hatte ich gegen Panofka den Wunsch geäußert, wie gern ich Franz Schubert kennen lernen möchte. „Gut,“ sagt P., „dann wollen wir nach Dornbach hinaus, dort ist Schubert den Sommer über sehr viel,

und es ist auch besser, wenn wir ihm dort begegnen." — Wir fahren nach Dornbach — vergeblich. Vierzehen Tage später ist gerade Mariä Himmelfahrt und die Bibliothek geschlossen. Um 2 Uhr fahre ich mit Panofka im Stellwagen nach Nußdorf. Wir fahnden auf Schubert, vergebens. Es ist viel Zuzug, und wir ergötzen uns sehr an dem bunten Menschengewühle. Plötzlich ruft Panofka aus: „Da ist er!" und eilt fort zu Schubert, der eben von mehreren Fräulein umgeben sich einen Platz sucht. Panofka bringt ihn zu mir. Freudig überrascht begrüße ich ihn, erwähne flüchtig, wieviel Mühe wir uns gegeben hätten, ihn zu finden, wie sehr ich mich freute, ihn persönlich kennen zu lernen ꝛc. Schubert steht verlegen vor mir, weiß nicht recht, was er antworten soll, und nach wenigen Worten empfiehlt er sich und — läßt sich nicht wieder blicken. „Nein," sage ich erstaunt zu Panofka, „das ist denn doch ein bißchen zu stark! Nun wäre mir wahrlich lieber gewesen, ich hätte ihn nie gesehen, ich hätte dann bei dem Schöpfer so seelenvoller Melodien nie an einen gewöhnlichen, gleichgültigen oder gar unartigen Menschen denken können. So aber, abgesehen von seinem heutigen Benehmen, unterscheidet sich der Mann ja gar nicht von jedem anderen Wiener, er spricht Wienerisch, hat wie jeder Wiener feine Wäsche, einen sauberen Rock, einen blanken Hut und in seinem Gesichte, seinem ganzen Wesen nichts, was meinem Schubert ähnlich sieht."

Der August ging zu Ende und mit ihm mein Urlaub. Die Vergleichung des „Otfrid" hatte ich vollendet, die Monseer Glossen abgeschrieben und manche althochdeutschen und mittelhochdeutschen Gebete, Predigten und Gedichte. Meine Ausbeute war größer, als ich nach dem Zusammentreffen mit Graff erwartet hatte. Den 28. August verließ ich Wien.

Die Nacht blieb ich in Krems und fuhr den andern Morgen hinauf nach der berühmten Benediktinerabtei Göttweih. Ich wurde auf die freundlichste Weise empfangen und erhielt das schönste Gastzimmer mit der Aussicht auf die Donau angewiesen. Mein erster Gang war in die prachtvolle Bibliothek. Ich sah mir jede Handschrift an und legte mir mehrere heraus zu weiterer Benutzung. Am Nachmittag arbeitete ich bereits in meinem Zimmer.

Ich wurde mit allen Professoren bekannt und unterhielt mich viel mit ihnen. Ich war erstaunt über die hohe wissenschaftliche Bildung. Diese Männer, die, auf sich und ihr Kloster beschränkt, in der Einsamkeit lebten, waren genau von allem Tun und Treiben in der Wissenschaft und Politik unterrichtet und sprachen sich freimütig über alles aus. Hier erst lernte

ich die österreichischen Klöster kennen, ihre Stellung zum Staate und zur Kirche, ihre wissenschaftlichen Bestrebungen und Leistungen und ihre finanziellen Verhältnisse. Der Abt, ein höchst liebenswürdiger Mann, hatte die philosophischen Systeme aller Zeiten gründlich studiert, er war eben bei Hegel angelangt und ließ sich, weil schon damals seine Augen sehr schwach waren, alle Schriften desselben vorlesen. Das Klosterleben in Göttweih war mir etwas Neues, Überraschendes, Erquickliches.

Ich begab mich von da nach der Zisterzienserabtei Zwettl. Auch hier wurde ich sehr freundlich empfangen und aufgenommen. Obschon ich nicht solche wissenschaftliche Bildung traf wie in Göttweih, so vermißte ich doch nicht den Sinn für wissenschaftliche Bestrebungen, und man erwies sich äußerst gefällig. Ich fand gar manches und war fünf Tage sehr beschäftigt mit Abschreiben und Aufzeichnen. Ich reiste nun von dort durch Böhmen und kam den 14. September in Breslau an.

Mit meiner literarischen Ausbeute war ich sehr zufrieden, und auch noch in anderer Hinsicht konnte ich es sein: ich hatte wieder ein gut Stück Deutschlands kennen gelernt und die Deutsch-Österreicher liebgewonnen. Leider blieb es mir ein trauriger und entsetzlicher Gedanke, daß ein so herrliches Volk nun schon seit Jahrhunderten unter politischem und religiösem Drucke leben mußte. So gutmütig und gemütlich mir die Leute erschienen, so ließ sich doch bald wahrnehmen, daß jeder einzelne mehr oder weniger durch die Polizeiwirtschaft und das Spionierwesen verdummt und entsittlicht war, und daß auch in den besten ein großer Hang zum Sinnlichen vorherrschte. Eben weil nur in sinnlichen Genüssen Freiheit gestattet wurde, darum ergab sich ihnen Vornehm und Gering, und die Künste und Gewerbe kannten kein anderes Ziel, als dem Volke diese Genüsse zu verschaffen, zu erleichtern und zu erhöhen. Das Volk kannte keine geistigen Genüsse und sollte auch keine kennen lernen. Die Regierung suchte es durch Zensur und Bücherverbote, schlechtes Schulwesen davor zu bewahren. Daß es noch irgendeinen gescheiten Mann in Österreich gab, war zu verwundern. Wenn ich die schönen Gegenden, dies wirklich gesegnete Land betrachtete, wurde ich wehmütig gestimmt und doch auch wieder empört über die habsburgische Hauspolitik, daß ich in demselben Augenblicke, wenn ich versetzt worden wäre in die wüsteste Gegend der Mark Brandenburg, einen schwarzweiß angestrichenen Wegweiser hätte umarmen können wie einen Boten des Himmels. Bei aller Lustigkeit des Volks im Prater, am Annerltage in der Brigittenau, in den vielen Vergnügungsörtern um Wien herum kam

einem immer das Gefühl, als ob das nur die Lustigkeit des Blödsinns oder der Verzweiflung war, und damals war noch Wien etwas das alte Wien.

Schon wenige Tage nach meiner Rückkehr brach der Krieg zwischen mir und Wachler, dem Oberbibliothekar, aus. Ich gab über die Zahl meiner Amtsstunden eine Erklärung ab. Wachler nahm darüber ein Protokoll auf. Dies Protokoll wurde vom Oberbibliothekar an das Ministerium eingeschickt. Den 30. November jedoch beschwerte ich mich deshalb beim Ministerium. Da auch meine Wohnungsangelegenheit immer noch nicht in Ordnung war, so wendete ich mich zugleich in einem zweiten Schreiben ebendahin, bat um Erledigung und sprach mich zu freimütig über den Herrn Kurator aus:

„Kaum war ich nach Breslau zurückgekehrt, so erfuhr ich, was ich eigentlich schon seit beinahe fünf Jahren weiß, daß nämlich der Herr GR. Neumann sich geflissentlich bemüht, alles Wohlwollen eines Hohen Ministerii gegen mich zu bedingen, ja geradezu zu verschmälern, daß der Herr GR. Neumann sich allerlei erlaubt, um meine nicht eben glänzende Lage mir zu verbittern und die jedem selbsttätigen Manne notwendige Ruhe zu zerstören, und darauf hinzuarbeiten scheint, daß ich meinen Abschied je eher je lieber nehme.“ Und gegen den Schluß: „Ich habe nur noch den untertänigen innigen Wunsch hinzuzufügen, daß mich ein Hohes Ministerium hinfort gegen jede Willkürlichkeit, zumal aber die des Herrn GR. Neumann sicher stellen wolle, damit ich meine Ruhe und meinen Frieden zu edleren Gegenständen verwenden kann als solchen Beschwerden, die mir in der Seele zuwider sind und wovon sich nie in dem Archive eines Hohen Ministerii eine Zeile vorfände, wenn ich nicht gleichsam dazu gezwungen wäre.“ Der Amtsstunden wurden immer mehr: Ich hatte mich zu wöchentlich 22 bereit erklärt, das waren des Jahres mit Ausschluß der Sonn- und Festtage schon 1100. Wachler schien täglich 5 zu beantragen, also wöchentlich 30, das wären jährlich 1500 gewesen. Jetzt kam nun Neumann mit 6, wöchentlich 36, jährlich also 1800, und wenn er seine frühere Bestimmung festgehalten hätte mit den 7 täglichen Stunden, so hätte ich jährlich 2100 Stunden auf die Bibliothek verwenden müssen.

So sehr mich diese Bibliothekshändel verstimmten, so fand ich doch Trost, Beruhigung und Erheiterung in meiner wissenschaftlichen und poetischen Beschäftigung, und nebenbei hatte ich immer Gelegenheit, mich gegen meine Freunde gehörig auszusprechen. Der „Williram“ war unterdessen erschienen: „Willi-

rams Übersetzung und Auslegung des Hohenliedes in doppelten Texten aus der Breslauer und Leidener Handschrift herausgegeben und mit einem vollständigen Wörterbuche versehen von Dr. H. Hoffmann. Hiebei ein Faksimile der Breslauer Handschrift." (Breslau. 1827. Graß, Barth und Comp. 8°). Was Lachmann gewünscht hatte, was andere jetzt vielleicht noch vermissen: die lateinische poetische Paraphrase, die wichtigsten Lesarten anderer Handschriften u. dgl., wollte ich später liefern. Ich kam nicht dazu. Damals konnte und mochte ich es nicht. Mit Recht schloß ich den 18. Oktober 27 meine Vorrede: „Doch kann dies alles erst dann geschehen, wenn meine äußere Ruhe nicht so befehdet mehr ist, wie eben jetzt und leider! wohl noch längere Zeit."

Die Zwecklose Gesellschaft bestand nun schon seit Jahr und Tag und hatte ebensoviel Aufmerksamkeit und Beifall als Neid und Haß sich erworben. Ende des Jahres erschien das erste Heft unserer „Sozietätsschriften I."

Eine unüberlegte Äußerung des Professor Büsching in den „Schlesischen Provinzialblättern" gab Veranlassung, daß wir in den Zeitungen gegen ihn zu Felde zogen für den beleidigten Künstlerverein. Daß ich in einem öffentlichen Breslauer Blatte einen öffentlichen ordentlichen Professor angegriffen hatte, einen Mann, der Gesellschaften mitmachte und gab, mit Geheimen und Kommerzräten seine Partie spielte und unter den Philistern für einen großen Gelehrten, tüchtigen Kunst- und Altertumskenner galt — das wurde mir nicht verziehen und mußte gerächt werden. Da man mir nicht anders beikommen konnte als in meinem Bibliotheksverhältnisse — denn das war und blieb meine Achillesferse —, so ergab sich dazu bald die schönste Gelegenheit.

Ende Januars sendete mir das Ministerium meine Eingabe zurück und erteilte mir einen tüchtigen Verweis: „Die Fassung Ihrer Vorstellung ist ebenso anmaßend wie subordinationswidrig, so daß solche nur ein mißfälliges Befremden hat erwecken können und das Ministerium Sie warnen muß, bei Vermeidung empfindlicherer Maßregeln für die Folge in Ihren amtlichen Vorstellungen die Rücksichten nicht zu vergessen, welche Sie den Ihnen vorgesetzten Behörden und Personen unter allen Umständen schuldig sind. . . . Ein solcher anmaßender und subordinationswidriger Ton ist nicht nur straffällig, sondern überhaupt der Würde gebildeter Männer nicht angemessen." Ich hätte viel darauf entgegnen können, namentlich über das, „was der Würde gebildeter Männer nicht angemessen". Ich wurde von den Herren wie ein Hausknecht behandelt, von Wachler

mündlich, von Neumann schriftlich. Doch was hätte mir ein fernerer Widerstand genützt? Ich durfte als der Untergebene den Obern gegenüber nie Recht bekommen: das war damals der feststehende Regierungsgrundsatz. Dennoch beruhigte ich mich noch nicht, ich schrieb an den GR. Johannes Schulze, der doch wahrscheinlich jenes Schreiben verfaßt hatte, und suchte so auf traulichem Wege zu erreichen, was mir auf amtlichem mißlungen war.

Unter diesen ärgerlichen Bibliothekhändeln war ich fortwährend wissenschaftlich beschäftigt, ja, ich machte sogar umfassende Vorarbeiten zu einer schlesischen Zeitschrift. Schon im Oktober 1824 hatte ich ein ähnliches Unternehmen mit Dr. Pinzger ins Leben rufen wollen. Ende des Jahres 27 nahm ich den alten Plan wieder auf, einigte mich mit Graß, Barth und Comp. und erließ schon den 17. Dezember eine Ankündigung meiner „Monatschrift von und für Schlesien“. Meine Vorarbeiten waren noch nicht so weit gediehen, daß ich ohne Unterbrechung meine Zeitschrift hätte fortsetzen können, die ersten 3 oder 4 Hefte sollten wenigstens gesichert sein. Auf meine Mitarbeiter konnte ich mich wenig verlassen. Im Januar 27 hatte ich bereits ein Schema zu einem „Gelehrten Schlesien“ drucken lassen. Von den vielen hundert versendeten Blättern kamen nur wenige, und auch diese oft ungenügend ausgefüllt zurück. Da nun auch diese Mitteilungen, die ich für die Monatschrift verwenden wollte, so spärlich ausfielen, so fand ich es geratener, die Monatschrift auf das Jahr 1829 zu vertagen.

Den 10. Juni sendete ich dem Minister von Altenstein meine Gedichte, die beim Stiftungsfeste des Künstlervereins verteilt und gesungen wurden. Er schrieb darüber dem Oberpostdirektor Schwürz: „Herzlichst danke ich Ihnen, mein Wertester, für die freundlichen Zeilen vom 10ten d. M., mit welchen Sie die Übersendung des Schreibens von Herrn Dr. Hoffmann begleitet und mir einige seiner Arbeiten mitgeteilt haben. Ich freue mich der frischen Lebenskraft in dessen Gedichten und seines Wirkens für Kunst. Ich hoffe ihn für Breslau zu erhalten. Er wird sich immer mehr in sein Verhältnis finden, und ich werde endlich doch auch seine allerdings nicht glänzende Lage etwas verbessern können. Nur ist zu wünschen, daß er sich in einer bedeutenden Arbeit so auszeichnet, daß seine Verdienste auch ganz allgemein anerkannt werden.“

Also sich auszeichnen! Das war auch das ewige Lied des GR. Schulze: „Er muß sich auszeichnen, muß sich auszeichnen!“ Wie ist das möglich, wenn einem täglich die schönste Zeit und

die beste Kraft vorweggenommen und obendrein noch alle Lust zum Arbeiten vergällt wird? Von so etwas hatte das Hohe Ministerium keine Ahndung, es überließ mich sogar noch der Willkür zweier Leute, die weiter keinen Zweck hatten, als täglich zu zeigen, daß sie meine Vorgesetzten wären und mit mir machen könnten, was sie wollten. Schon im vorigen Herbste hatte der Druck der Fundgruben begonnen. Er schritt langsam voran; der Satz war schwierig, die Korrektur machte mir viel zu schaffen, die Vollendung der einzelnen Abschnitte erforderte die größte Sorgfalt und viel Zeit. Mit dem „Sich auszeichnen" ging es also so schnell nicht. Tröstlich war es allerdings für mich, daß ich mich des Wohlwollens des Ministers versichert halten durfte.

Um diese Zeit begannen meine Bibliothekhändel von neuem. Die Amtsstundenfrage war noch immer nicht erledigt. Wachler hatte sich deshalb auf eine des großen Literarhistorikers recht würdige Weise an den Minister gewendet und für Mittwoch und Samstag je 6 Stunden, für die übrigen Tage je 4 beantragt. Hohes Ministerium entschied natürlich bei allem Wohlwollen für mich doch wider mich. Den 1. August ward die von Wachler beantragte Stundenzahl mir kundgetan, und ich schrieb nur darunter: „Gelesen".

Das Jahr 1828, das bisher so reich an Ereignissen für mich gewesen war, brachte mir schließlich noch ein sehr erfreuliches. Im Oktober kam Wilhelm Wackernagel nach Breslau: 22 Jahr alt, jugendlich frisch und kräftig, voll Ehrgeiz und Unternehmungsgeist, sprachgewandt, poetisch produktiv, kenntnisreich, gründlich und fleißig in seinen Studien. Ich hatte ihn bereits im Sommer des vorigen Jahres kennen gelernt. Seit unserer ersten Bekanntschaft lebte er in Berlin und zwar in sehr drückenden Verhältnissen: er schrieb alte Handschriften ab für die königliche Bibliothek und Gelehrte, erteilte Unterricht und konnte wenig zu eigenen Arbeiten gelangen. Nebenbei hatte er kein Glück, und Uhlands schöne Romanze vom Unstern konnte er ganz gut auf sich anwenden. Ich hätte gerne geholfen und wußte nicht wie. Schon früher hatte ich Wackernagel dringend gebeten, sich in Breslau für deutsche Sprache und Literatur zu habilitieren. Es schien aber, als ob er ganz mutlos geworden wäre. Runge war unterdessen in Berlin gewesen und hatte Wackernagels Lage kennen gelernt und sich von seiner Neigung überzeugt, auf meinen Vorschlag einzugehen, also sich in Breslau zu habilitieren. Wir besprachen die Sache und einigten uns über den Kostenpunkt: ich versprach eine Unterstützung, das übrige wollte Runge tragen. So lud ich denn Wackernagel ein.

Er nahm das Anerbieten an und kam im Oktober herüber. Schon zu Anfang Novembers war er Protokollant der Zwecklosen Gesellschaft und beteiligte sich an dem zweiten Jahrgange unserer Sozietätsschriften, die wir eben vom Stapel ließen. Zu Neujahr ward er Mitglied des Künstlervereins.

Mein Briefwechsel war seit meiner Wiener Reise sehr in Stocken geraten. Auch Meusebach hatte fast ein ganzes Jahr warten müssen und sich gegen meinen Bruder sehr beklagt. Trotzdem schrieb er mir gegen Weihnachten sehr humoristisch.

Ich war damals in einer sehr aufgeregten trübseligen Stimmung, wie aus dem Briefe an meinen Bruder vom 5. Dezember erhellt: „Warum ich bis heute mit meiner Antwort gewartet habe, ist mir ebenso unerklärlich, als wenn ich mich zuweilen frage: warum ich überhaupt noch lebe? Wenig fesselt mich noch hier auf der Welt und dies Wenige ist ein so zweifelhaftes Besitztum, daß ich sein selten recht froh werde. . . . Um was Neues zu beginnen, bin ich zu alt geworden, und wenn ich bedenke, daß ich Ostern schon 6 Jahr' hier lebe, so kann ich mir sehr leicht denken, daß ich in diesem Zustande noch 20 Jahr' hier lebe, ohne daß ein Hahn nach mir kräht. Was ist Docen geworden? Er ward Kustos der Königlichen Hof- und Zentralbibliothek zu München und sein Lebelang weiter nichts. Gestern lese ich seinen Tod. Glaub' mir sicher, daß gewisse Menschen mit den entschiedensten Talenten für ein bestimmtes Fach und mit dem besten Streben nie zu etwas kommen, sie mögen es anfangen, wie sie wollen. Ich habe genug getan, um bekannt zu werden und rühmlich bekannt zu werden — hilft alles nichts! . . . Ich will noch einen Versuch machen, ob man mich als Bibliothekar in Berlin haben will? Du sollst erleben, es schlägt fehl, und alles, was ich daran anknüpfe, ebenfalls. Es ist einmal vorbei mit mir. Weiß ich erst, daß man mich zu weiter nichts brauchen will und kann als zu einem hiesigen Handlanger, dann darf ich nie auf K.'s Hand rechnen . . . . . O diese unaussprechliche Sehnsucht, diese Angst! Ich schlafe oft mehrere Nächte hintereinander nicht, und da ich nun des Tags auf der Bibliothek, dann für meine Monatschrift und Fundgruben arbeiten muß so kannst Du denken, daß ich oft ein wahres Traumleben führe, in einem Zustande zwischen Schlafen und Wachen mich umhertreibe." —

Mit dem Jahre 1829 begann meine eigentliche schlesische literarische Tätigkeit und nahm mich ein ganzes Jahr sehr in Anspruch. Zu den nächsten Heften meiner „Monatschrift von und für Schlesien" hatte ich zwar Stoff genug, mußte jedoch,

um eine Mannigfaltigkeit des Inhalts zu erzielen, viele Leute in Breslau und in der Provinz um Beiträge bitten. Des Briefschreibens und Laufens war kein Ende. Versprechungen erfolgten genug, wenige wurden erfüllt. Es liefen Beiträge schon ein, des Brauchbaren jedoch wenig, ich mußte also immer selbst Rat schaffen.

Bei allen Faschingsscherzen in unserer Gesellschaft war mir doch wehmütig zumute. Ich litt seit Jahren an einer Sehnsucht, die ich niemandem offenbaren konnte, sie war nach und nach zu einer wahren Qual geworden. Ich fragte mich: darfst du jetzt, darfst du überhaupt um ihre Hand anhalten? ist sie noch frei? wird sie dir je werden? — Um ein Ende dieser qualvollen Lage herbeizuführen, entschloß ich mich endlich, mich frei gegen Arlikonas Vater auszusprechen. Ich wußte es nicht anders als durch ein Stück Lebensgeschichte: „Aus meinem Leben. Für meinen künftigen Herrn Schlichtegroll[1]).“ Dieser kurzen Geschichte meiner langen heimlichen Liebe hatte ich ein „Buch der Chronica“ hinzugefügt, für jedes Jahr ein Lied, worin ich mein Sehnen, mein Hoffen, mein Leid einst aussprach. Zwei Tage vor meinem Geburtstage erfuhr ich, daß Arlikona bereits einem anderen Herz und Hand bestimmt hatte. Ein schöner Traum war ausgeträumt, die Poesie meiner Liebe, sie hatte mir nichts gelassen als meinen Schmerz und eine Handvoll Lieder.

Es war ein drückendes Gefühl für mich, daß ich mich gegen niemanden aussprechen konnte; ich war das allen Beteiligten schuldig. Und doch war es mir, als ob ich mich aussprechen müßte. Ich schrieb demnach vom 12.—17. Juli ein kleines Drama, worin ich als Fremder und unglücklicher Liebender auftrete unter den Zwecklosen, deren jedem Witze, Sprüche, Lieder zugeteilt sind, wie sie eben seiner Eigentümlichkeit entsprechen. Es war ein Gemisch von Ernst, Humor, Sticheleien und Anzüglichkeiten. Als ich es eines Abends vorgelesen hatte, war mir wirklich, als ob ich mein Herz erleichtert hätte, und weiter wollte ich ja nichts. So hatte ich freilich gedichtet, es war aber mehr ein unfreiwilliges Geschäft. Denksprüche, Xenien, wilde und zahme entstanden wohl, aber selten ein Lied. Zu Liedern fand ich nie die rechte Stimmung in mir. Meine Unruhe, meine Unzufriedenheit mit mir und der Welt ließen mich selten zu einem heiteren Schaffen gelangen. Von den Gedichten dieser Zeit ist überdem wenig übriggeblieben, ich habe später die meisten vernichtet.

---

[1]) 2. bis 4. Februar 1829.

In meinen amtlichen Verhältnissen hatte sich nichts geändert. Der Minister war mir sehr wohlwollend gesinnt, er dachte ernstlich an eine Verbesserung meiner Lage, es ergab sich nur keine Gelegenheit dazu. Jetzt im Beginne des Sommers trat solche ein. Büsching war am 6. Mai gestorben und dadurch ein bedeutender Gehalt verfügbar geworden. Wenn auch ältere Zulageversprechungen davon erfüllt würden, so mußte doch noch immer etwas übrigbleiben. Der Minister wußte mir nicht anders zu helfen, als wenn er mich zum Professor machte und so auf den Universitätsetat brächte. Diese Absicht hatte er, wollte jedoch durch die philosophische Fakultät dazu veranlaßt werden und forderte deshalb dieselbe zur Begutachtung über mich auf, in der Hoffnung, daß selbige seinen Wünschen entgegenkommen würde. Nicht also! Die Fakultät erwiderte, hauptsächlich wohl auf Wachlers Antrieb, am 25. Juli: „Den hiesigen Bibliothekskustos Dr. Hoffmann hält die hiesige philosophische Fakultät zu dieser Lehrstelle gar nicht geeignet und zwar notorisch mit vollem Recht; denn er hat weder den hierzu nötigen tief eindringenden philosophischen Geist, noch die ernste Studienassiduität, noch Vorlesungsgabe." Obschon die philosophische Fakultät von allen diesen drei Eigenschaften nichts wußte und auch nichts wissen konnte, so erreichte sie doch ihren Zweck: es blieb alles beim alten.

Den Sommer über arbeitete ich in den freien vier Nachmittagen sehr fleißig mit Wackernagel an einem „Glossar für das 12.—14. Jahrhundert". Wir lasen dazu viele Gedichte, Predigten, Rechtsbücher, Glossen u. dgl. Es erschien am Schlusse des 1. Teils der „Fundgruben" S. 347—400.

Meine eigentliche schlesische Schriftstellerei gab ich für immer auf. Der Aufwand an Zeit und Mühe war in keinem Verhältnisse zu dem Erfolge. Eines schönen Tages übergab ich einen ganzen Waschkorb voll Papiere, lauter Vorarbeiten zu einem „Gelehrten Schlesien", dem fleißigen Amanuensis unserer Bibliothek Karl Gabriel Nowack, der dann später mit Benutzung dieses Stoffes sein „Schlesisches Schriftstellerlexikon" 1.—6. Heft (Breslau 1836—1843) herausgab.

Das Jahr 1830 begann. Mehr als je fühlte ich die Notwendigkeit, etwas für mich zu tun, wodurch ich eine bessere, sorgenfreie Stellung erreichte. Ich hatte jetzt niemanden, gegen den ich mein Herz ausschütten konnte, als Karl Milde; niemandem schenkte ich ein so unbedingtes Vertrauen als ihm; niemand aber verdiente es mehr als er; er war jederzeit bereit gewesen, mir mit Rat und Tat beizustehen.

Ich teilte Milden meinen Plan mit. Die Fundgruben[1]) waren vollendet. Ich hatte sie dem Minister gewidmet, und dieser die Widmung angenommen. Ich wollte sie ihm selbst überreichen und bei der Gelegenheit zugleich meine Entlassung, im Fall er meine Lage nicht zu verbessern vermöchte. Da ich keinen Urlaub zur Reise von Wachler erwarten durfte, wollte ich ohne Urlaub abreisen. Milde stimmte ein. Ich hielt die Sache natürlich sehr geheim. Ich war mit meinen Vorarbeiten schnell fertig: alle Bibliotheksbücher lieferte ich ab, meldete Wachler und Neumann, daß ich in Familienangelegenheiten auf einige Zeit verreisen müßte, schickte ersterem die Bibliothekschlüssel und reiste am 19. Februar mit der Schnellpost nach Berlin.

Da ich nun gerade über meinen Aufenthalt in Berlin vom 21. Februar bis 2. März ein Tagebuch habe, so will ich einiges daraus mitteilen.

Montag den 22. Februar. Meine Fundgruben werden von einem Freunde meines Bruders dem Minister überreicht.

Dienstag den 23. Februar. Morgens um 9 Uhr besuche ich Herrn GR. Schulze. Er empfängt mich sehr freundlich, und wir besprechen meine Angelegenheit ausführlich. Er wurde ganz zutraulich und lud mich ein wiederzukommen.

Aschermittwoch den 24. Februar. Um 7 Uhr abends zum Minister. Der Portier empfängt mich mit dem schlechten Troste: „Exzellenz spricht." Ich muß lange warten. Endlich öffnet sich die Tür, der Minister entläßt seinen Geh. Rat und empfängt mich recht freundlich. Ich muß mich zu ihm aufs Sofa setzen.

M. Nun, wie geht es Ihnen in Breslau?

Ich. Leider muß ich Ew. Exzellenz erwidern: nicht sonderlich.

M. Wie kommt denn das?

Ich. Sieben Jahre bin ich Kustos mit einem geringen Gehalte und, was noch schlimmer ist, ohne alle Aussicht auf Verbesserung.

M. Können Sie nicht auskommen?

Ich. Leider nicht. — Ich möchte Breslau ganz verlassen.

M. Aber wollen Sie nicht Vorlesungen halten? Ich kann leider nicht die Bibliothekstellen unabhängig machen von den Universitäten, daran ist schon manches gescheitert. . . .

Ich. Exzellenz, leider erfahre ich zu spät, daß in der Bibliothekslaufbahn kein Weiterkommen ist.

---

1) Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Litteratur herausgegeben von Dr. Heinrich Hoffmann. 1. Theil. Breslau 1830, bei Graß, Barth u. C. 8°. VIII. 400 SS.

M. Warum haben Sie früher nichts getan? Hagen ging fort, Büsching starb — Sie haben sich zu wenig geriert.

Ich. Ich habe zu viel Feindschaft bei der Universität — wie hätte ich den Entschluß fassen können, ins akademische Leben einzutreten?

— — — —

M. Nun, wie wär's, wenn Sie Vorlesungen hielten? Büschings Stelle ist noch nicht wieder besetzt.

Ich. Ew. Exzellenz erlauben mir zu bemerken, daß die Stelle allerdings noch nicht besetzt ist, daß aber kein Gehalt mehr vorhanden.

M. Gehalt findet sich schon — ich will Sie zum Professor machen.

Ich. So erfreulich mir das sein muß, so kann ich doch den Wunsch nicht unterdrücken, daß ich eben lieber überall als gerade in Breslau Professor würde. . . .

M. Es ist für den Augenblick. Doch will ich tun, was ich kann. Machen Sie mir eine Eingabe. Ich hoffe, es wird gehen, nicht wie am Ende alles geht, sondern — es wird gut gehen. Leben Sie wohl!

Ich ging tief gerührt von dem Wohlwollen des Ministers und dankerfüllt, aber ohne mich eigentlich zu freuen. Der Gedanke an Breslau ließ kein freudiges Gefühl in mir aufkommen, ich ahndete nur noch schlimmere Kämpfe, die ich bestehen würde, und fürchtete, darunter alle Lebenslust, allen Humor und alle Poesie vollends einzubüßen. In dieser Stimmung erreichte ich das Meusebachsche Haus. Ich muß M. erzählen, was ich eben erlebt. Als ich die Worte des Ministers: „Ich will Sie zum Professor machen" ausspreche, unterbricht mich M., freudig erstaunt und scherzend: „Nein, Sie sind doch ein Glückskind! Laufen aus Breslau fort und — zur Belohnung macht Sie der Minister zum Professor!"

Samstag den 27. Februar. Ich reiche meine Eingabe an den Minister ein. Um 6 Uhr beim GR. Schulze; ich teile ihm mit, daß ich den Minister gebeten, mir die Büschingsche Stelle zu verleihen.

Sch. Ja, großer Gott, da ist nichts zu machen, nichts, gar nichts. Sie haben nichts getan, daß wir Ihnen eine solche Stelle geben können. . . . Wenn ich nur wüßte, wie ich helfen sollte! Aber wir können nicht, wir können wahrhaftig nicht: es ist kein Pfennig Geld da.

Im Laufe des Gespräches fährt er fort: Ja, wenn wir nur

Ehre mit Ihnen einlegen. — Es ist sehr gewagt, Sie als Professor anzustellen. Es wird viel Geschrei geben.

Ich. Herr GR., haben Sie schon Schande mit mir eingelegt? Ich fordere jeden, selbst meine ärgsten Feinde, den Passow usw. auf, ob sie irgend etwas gegen meine bisherige amtliche Tätigkeit aufbringen können, was mir oder dem Ministerium zur Schande gereichte; ob ich nicht fleißig und gut gearbeitet habe, nicht jedem und allezeit gefällig und hilfreich gewesen bin.

Sch. Ja, das paßt hier nicht auf die Professur. Sie haben noch nicht gezeigt, daß Sie Professor sein können.

Ich. Ich habe schon Vorlesungen genug gehalten — ob da 5 oder 100, ob Studenten oder andere Leute sitzen, ist am Ende einerlei. Ich werde lesen und werde so lesen, wie einem Manne geziemt, der seines Berufs sich bewußt ist und auf Ehre hält.

Sch. Was wollen Sie denn lesen?

Ich. Allgemeine Literaturgeschichte, Kulturgeschichte, deutsche Literaturgeschichte.

Sch. Wieviel wollen Sie denn haben?

Ich. Einige hundert Taler.

Sch. Die müßten aus der allgemeinen Kasse angewiesen werden, bis dort in Breslau Fonds frei würden und Sie dann auf den Etat kämen. Aber Sie müssen Literaturgeschichte lesen, Sie müssen sich besonders dafür bestimmen, ich werde es in Ihr Patent schreiben. Wir müssen aber Ehre mit Ihnen einlegen. Sie müssen sich auszeichnen; dann können sie in Breslau schreien, wie sie wollen!

Ich. Ich werde das Meine tun.

Sch. Aber das ist das Schlimme: es sieht immer aus wie eine persönliche Begünstigung.

Ich. Herr GR., wenn Sie irgend glauben, daß ich persönlich begünstigt werde, so wünsche ich recht sehr, daß Sie durchaus nichts für mich tun. Daß ich unglücklich war, daraus darf man mir keinen Vorwurf machen.

Sch. Ich werde ja tun, was ich kann, seien Sie davon überzeugt!

Ich. Ich wünsche, daß es bald entschieden wird. Wollten Sie es mich wohl wissen lassen, damit ich, wenn's nichts mit meiner heutigen Eingabe wäre, dann meinen Abschied noch zeitig einreichen könnte?

Sch. Das ist nur Scherz. Ich werde tun, was ich kann.

Ich verneigte mich und ging.

So hart ward ich noch nie von einem Manne behandelt, der doch längst eine bessere Meinung von mir haben mußte.

Seiner Heftigkeit zu Anfange begegnete ich mit der größten Ruhe, und erst dann, als er sich auf Erörterungen einließ und allmählich ruhiger und milde ward, trat ich mit aller Kraft meines gekränkten Ehrgefühls gegen ihn auf, ich schenkte ihm gar nichts und bin vielleicht nie stolzer gewesen als eben damals, aber auch vielleicht nie mit größerem Rechte. Die ganze Verhandlung währte eine Stunde; ich hatte gesagt, was ich sagen wollte.

Sonntag den 28. Februar. Ich beschäftige mich mit den Vorlesungen, die ich nun nächstens halten werde. So angenehm mir die Aussicht auf einen neuen schönen Wirkungskreis ist, so kann ich doch ein gewisses trauriges Gefühl nicht unterdrücken.

Um 2 Uhr zu Meusebach. Nach Tische habe ich eine sehr lange Unterredung mit Lachmann. Ich erzähle ihm meine letzten Erlebnisse in Breslau und den Zweck meines Hierseins. Er zeigt sich so überaus teilnehmend und liebevoll, daß ich ihm heute um vieles näher stehe als sonst. Er redet mir zu, den „Otfrid" doch herauszzugeben, er sei bereit die Korrektur hier zu übernehmen.

Dienstag den 2. März. Um 6 Uhr besuche ich Hofrat Koch. Ich beklage mich über Schulzes Benehmen gegen mich. Koch entschuldigt den Geheimen Rat, er sei seit einiger Zeit sehr überreizt, er müsse zu viel arbeiten und würde gewiß erliegen, wenn das so fortginge. Übrigens meine er es gut und würde gewiß für mich tun, was er könne.

Soweit mein Tagebuch.

Am 6. März kam ich in Breslau an; zwei Tage darauf stattete mir der Minister seinen Dank ab für die ihm gewidmeten „Fundgruben": „Indem ich das Verdienst, welches Sie sich durch die mit Sachkenntnis und lobenswerter Sorgfalt veranstaltete Herausgabe der interessanten und wichtigen, in diesem Bande enthaltenen Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur erworben haben, nach seinem ganzen Werte anerkenne, gebe ich Ihnen zugleich die Versicherung, daß ich bemüht sein werde, Ihre äußere Lage nunmehr zu verbessern und Ihnen dadurch meine vorzügliche, Ihnen gewidmete Hochachtung zu betätigen."

In diesem Schreiben des Ministers fand ich Beruhigung und Trost, mehr aber noch in den Gesichtern meiner künftigen Herren Kollegen: es lag darin, daß mir gegen ihren Wunsch und Willen etwas Gutes begegnen würde. Schon am 30. März erfuhr ich durch meinen Bruder, daß ich zum außerordentlichen Professor ernannt sei. Erst am 13. April erhielt ich meine Bestallung als außerordentlicher Professor für das Fach der deut-

schen Sprache und Literatur mit einem jährlichen Gehalte von 200 Talern; sie war am 18. März ausgefertigt. Ich war sehr bewegt — ich schlug die Bibel auf und las mit großer Andacht die Worte des Psalmisten (109 und 103):

„Stehe mir bei, Herr mein Gott! hilf mir nach deiner Gnade!
Daß sie innewerden, daß dies sei deine Hand, daß du, Herr, solches tust.
Fluchen sie, so segne du! Setzen sie sich wider mich, so müssen sie zuschanden werden, aber dein Knecht müsse sich freuen.
Meine Widersacher müssen mit Schmach angezogen werden und mit ihrer Schande bekleidet werden, wie mit einem Rock.
Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen!
Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat!"

Nach langer Zeit konnte ich mich wieder einmal so recht von Herzen freuen. Ich hatte mich bisher nie glänzender an meinen Feinden und Neidern gerächt. Ich war nun dasselbe was sie und konnte sorgenfreier und hoffnungsreicher der Zukunft entgegengehen. Ich besuchte in den nächsten Tagen meine Herren Kollegen. Sie waren alle sehr freundlich und versicherten mich ihrer kollegialischen Freundschaft. Ich ließ mich durch alles das nicht irremachen und blieb in meiner bisherigen Zurückgezogenheit. Ich hatte lange genug neben ihnen leben müssen, als daß ich noch Lust gehabt hätte, mit ihnen zu leben. Wie ärgerlich die Herren über meine Ernennung waren, erfuhr ich denn doch sehr bald. Der einzige Professor, mit dem ich bisher fast freundschaftlich verkehrte, Stenzel, sprach sich, nachdem ich ihm meine Ernennung mitgeteilt hatte, auf eine Weise aus, die mich nach dem, was die anderen darüber dachten, gar nicht weiter verlangen ließ.

Ich dachte jetzt sehr ernstlich an meine Vorlesungen. Die Zeit war kurz, ich mußte mich für dies halbe Jahr auf ein Publikum und ein Privatissimum beschränken, zumal mich noch die neue Ausgabe des „Otfrid", mit der ich mich schon seit dem März beschäftigte, und meine Habilitation sehr in Anspruch nahm. Für letztere schrieb ich eine Abhandlung über die mittelniederländischen Dichtwerke.

Zu meiner ersten Vorlesung hatte ich einen Gegenstand gewählt, der bis dahin noch nie besonders behandelt war: Geschichte des deutschen Kirchenliedes vor Luther. Ich hatte schon lange dafür gesammelt, die Ausarbeitung machte mir viel Freude, noch mehr daß ich nun in einem öffentlichen Vortrage die Er-

gebnisse meines Forschens auch anderen mitteilen konnte. Ich begann den 7. Juni vor 9 Zuhörern, die dann auch treu aushielten bis zuletzt. Zu meinem Privatissimum zu Hause: deutsche Handschriftenkunde, hatten sich mehr gemeldet, als ich unterbringen konnte; ich hatte nur für 6 Platz. Mit dem Erfolge meiner neuen akademischen Tätigkeit konnte ich zufrieden sein.

Am 20. Juni feierte ich mit den Geburtstag der Frau v. W. Ich überreichte ihr „Kalitten[1]) zu den Blumenkränzen des 20. Juni 1830" und Uhlands Gedichte mit folgender Zuschrift:

„Am Reichtum dieser fremden Blütenwelt
Kannst Du vergessen meine Dürftigkeit,
Denn in den Frühling meines Lebens fällt
Nur eine lange herbe Winterzeit."

In den Kalitten sind 5 spanische Romanzen mitgeteilt. Diese galten meiner unerwiderten Liebe zu Botheina, wie ich sie damals nannte und später nennen werde. Die Zueignung rechtfertigt, warum diese Romanzen bei dieser Gelegenheit gedruckt wurden:

„Ist das Glück auch mir entschwunden,
Blieb der Schmerz auch mir allein,
Darf ich drum der frohen Stunden
Letzten Nachhall Dir nicht weihn?
Hast Du es doch mit empfunden,
Eben darum ist es Dein."

Wäre es doch bei den Kalitten geblieben! ich hätte mir und anderen viel Leid und Kummer erspart und so manche schöne Erinnerung ungetrübt für mein ganzes Leben behalten können.

Botheina war seit Anfang Julis wieder in Breslau bei ihren Anverwandten. Sie war krank gewesen und noch immer sehr schwach und leidend. Ich sah sie dann und wann. Wir sprachen fast nie mit einander, und das wenige, was ich von ihr hörte, war derart, daß ich nicht die mindeste Hoffnung hegen konnte, daß sie meine Liebe je erwidern würde. Ich fühlte mich sehr unglücklich und litt viel. Ich begreife heute noch nicht, wie ich trotzdem so beharrlich lieben konnte. Ihren Verwandten war mein Zustand bekannt; sie suchten zu trösten, ohne jedoch die geringste Hoffnung mir zu machen. Ich wußte mein peinigendes Gefühl nur durch Dichten und Aufzeichnen meiner Seelenzustände zu beschwichtigen. Ich war geistig und körperlich sehr aufgeregt und ungewöhnlich reizbar. Es kamen nun

[1]) Kalitte, brandenburgisch der Schmetterling.

noch die Julitage hinzu. Ich nahm den lebhaftesten Anteil an der Entwickelung der Dinge in Paris. Ich war oft bei Milde. Jede Neuigkeit aus Paris wurde verschlungen. Als die französische Bewegung die Nachbarländer ergriff, verfolgte ich mit gespanntester Aufmerksamkeit jede Regung zur Herbeiführung besserer Zustände, namentlich in Deutschland. In dieser äußern und inneren Unruhe vollendete ich den Druck meiner Habilitationsschrift, die später als Pars I. der Horae belgicae im Buchhandel erschien.

So ging das Jahr zu Ende. Ich hätte zufrieden, sehr zufrieden sein können: ich hatte vieles erreicht, was mir vor Jahr und Tag unerreichbar schien. Und doch fühlte ich mich unglücklich. Meine Liebe zu Botheina war durch alle Hoffnungslosigkeit nur noch stärker geworden. Mein einziger Trost war, daß ich mich in Liedern aussprechen konnte. Zu Weihnachten ließ ich sieben Lieder drucken: Die letzten Blumen, eins für jeden Wochentag, voran eine Einleitung.

Am 2. April wurde in befreundetem Kreise mein Geburtstag gefeiert und mit einer Überraschung beendet, mit — meiner Verlobung. Nach vielen mündlichen und schriftlichen Verhandlungen, nach vielen Überlegungen und Erwägungen war von seiten der Familie die Einwilligung erfolgt, Botheinas Herz hatte sich in Liebe mir zugewendet, sie war meine Braut, und ich fühlte mich unaussprechlich glücklich. Wie mir damals zumute war, habe ich am besten ausgesprochen in den sechs letzten meiner spanischen Romanzen (Nr. 11—16), die eben damals entstanden. Ich lebte herrlich und in Freuden nur meiner Braut, nur ihr und ihrer Familie. Im Herbste nahm ich mit Botheina an einem Ausfluge teil, den die Familie ins Gebirge machte. Als wir zurückkehrten, war kurz vorher (29. September) in Breslau die Cholera ausgebrochen. Es kam nun eine traurige Zeit. Die Cholera, diese nie gekannte Krankheit, mit ihren plötzlichen heimtückischen Anfällen, zwar kurzen, aber schrecklichen Schmerzen, denen meist immer der Tod folgt, verbreitete Angst und Schrecken. Die ersten gräßlichen Vorsichtsmaßregeln, das Fortschaffen der Cholerakranken im Korbe, die nächtliche Bestattung, alles das vermehrte das Unheil. Ich lebte wie gewöhnlich, hatte keine Furcht und suchte mich und andere zu erheitern. Und das war gewiß das beste Gegenmittel.

Meine heitere Stimmung wurde leider bald getrübt: Botheina erkrankte und genas nicht recht wieder; den ganzen Winter kränkelte sie. Ich litt mit und fühlte mich endlich sehr leidend und ward traurig.

Das Schicksal Polens betrübte mich sehr und in dem Losreißen Belgiens von Holland konnte ich wenigstens für die Belgier niederländischer Abkunft kein Heil sehen. An den großen Ereignissen des Tages nahm ich lebhaften Anteil.

Das neue Jahr 1832 begann. Ich hoffte, daß ich nun bald Hochzeit halten und mir ein eigenes Hauswesen gründen könnte. Eine bange Ahndung sagte mir, daß sich diese Hoffnung nicht erfüllen würde. Ich sah mit Besorgnis in die Zukunft.

Den 26. März schloß ich meine Vorlesungen und gedachte nun wieder einmal recht frei und froh zu sein. Wenige Tage nachher erfolgte ein Ereignis, das, so freudig es für die Familie meiner Braut war, doch für mich nicht sein sollte. Die Familie wollte schon in nächster Zeit Breslau für immer verlassen.

Wie mir damals zumute war, erhellt aus einem Briefe an meinen Bruder. Den 30. März schrieb ich ihm:

„Ich habe diesen Winter viel arbeiten müssen, besonders hat mir meine Literaturgeschichte viel zu schaffen gemacht. Jetzt hoffte ich recht froh und munter des Frühlings zu genießen; ich wollte studieren, was mir Freude machte; ich wollte wieder dichten, wozu mir seit einem halben Jahre gar keine Zeit blieb; ich wollte Briefe schreiben usw.

Nun ist mir alles getrübt. Ich habe Kraft und Mut genug, allein überall in der Welt zu stehen; aber der ewige Wechsel in meinen Lebensverhältnissen läßt mich zu keiner Ruhe und keinem Frieden gelangen und muß endlich doch allen Mut, alle Kraft brechen."

Was ich der Familie gegenüber tun konnte, um meinerseits jedes Hindernis meiner Heirat zu beseitigen, tat ich: ich reiste nach Berlin, machte eine Eingabe an den Minister, bat um das Ordinariat und um Zulage, überreichte ihm meine Geschichte des Kirchenliedes und teilte ihm mündlich meine Gründe ausführlich mit. Nach dreiwöchentlicher Abwesenheit kehrte ich den 12. Mai nach Breslau zurück. Im Juni verließ meine Braut mit ihrer Familie Breslau und ging zunächst in ein Bad. Ich begleitete sie dorthin. Nach zehen Tagen kehrte ich in derselben Ungewißheit über meine Hochzeit zurück, wie ich abgereist war. Jetzt getrennt auch von denen, mit welchen ich seit Jahr und Tag gleichsam zusammengelebt hatte, entfremdet allen früheren Freunden und Bekannten, erfolglos in meinen Bemühungen, endlich mir ein eigenes Familienleben und Hauswesen zu gründen, fühlte ich mich alleiner wie jemals. Schon den 20. Juni schrieb ich meinem Bruder: „Dieser Zustand hat für mich etwas Zerstörendes, er vernichtet mich völlig."

All mein Flehen und Bitten umsonst. Noch am 28. August schrieb ich meiner Braut: „Um die schönste Zeit meines Lebens betrogen, soll ich nun auch den letzten Rest noch — nicht einer belebenden, begeisternden Idee — dem Eigensinne anderer opfern. Was soll ich davon denken? Weiß ich einmal, daß man meine Hochzeit absichtlich von einem Jahr ins andere hinausschiebt, dann weiß ich auch, daß ich wenig oder gar nichts dabei gelte, daß ich gar nichts bin."

Auch darauf erfolgte so gut wie keine Antwort. Nach langem qualvollen Überlegen und Erwägen schrieb ich meinem Bruder 30. September: „. . . . Ich sehe zu klar, wie meine ganze Heiratsangelegenheit sich in nichts auflöst. Das unschlüssige Wesen der Familie und ihre Rechtfertigung der Verzögerung meiner Hochzeit haben mich hinlänglich überzeugt, daß ihre Ansprüche an mich so hoch sind, daß ich sie nie erfüllen kann. . . . . . . Die Familie mag nun sehen, daß ich mehr bin als ihre törichten Rücksichten und ihre quälenden Bedenklichkeiten, und daß ich mich zu einem Verhältnisse, wozu man nur Opfer von mir verlangt, da es doch nur durch wechselseitige Opfer gegründet wird, nicht verstehen kann."

Er übernahm dann die weiteren mündlichen und schriftlichen Verhandlungen mit der Familie meiner Braut und gegen Ende Novembers war mein Verhältnis gelöst. Was ich in meinem letzten Briefe an ein Mitglied der Familie schrieb (2. Dezember 32), kann ich zum Glück noch heute sagen: „— ich habe ehrlich und grade gehandelt und kann meinem Gewissen keinen, auch nur den leisesten Vorwurf machen."

Aus einem langen qualvollen Zustande war ich erlöst und der Dichtung und Wissenschaft und dem geselligen Leben wiedergewonnen. Meine Vorlesungen gingen Hand in Hand mit meiner Schriftstellerei. Ich las diesen Winter den Reineke Vos und, um meinen Zuhörern einen guten billigen Text zu verschaffen, besorgte ich eine Ausgabe. Die einzelnen Bogen wurden, frisch wie sie aus der Druckerei kamen, von meinen Zuhörern gekauft. Schon den 1. Oktober war die Pars II. der Horae belgicae ausgedruckt. Sie erschien auch unter dem Titel: Holländische Volkslieder. Gesammelt und erläutert. (Breslau. Graß, Barth und C. 1833.) Von meinem Aufsatze über Günther in den „Provinzialblättern" wurden mir besondere Abdrücke besorgt: „Johann Christian Günther. Ein literar-historischer Versuch." (Breslau. W. G. Korn. 1832. 8°.) Mehrere Gedichte von mir erschienen in dem „Archiv der literarischen Abteilung des Breslauer Künstlervereins" (Breslau. 1832) S. 30—50 und daselbst

auch S. 51—64 „Dr. Martin Luthers Verdienste um die deutsche Sprache".

Mit dem Jahre 1833 stellte sich mein früherer geselliger Verkehr wieder her und erweiterte sich auf eine für mich sehr angenehme Weise.

Jeden Sonntagabend pflegte ich von jetzt an bei Professor Christian Heinrich Müller zu sein, woselbst sich einige seiner Verwandten und meiner Kollegen einfanden. Die Frau Professorin war eine würdige Nichte ihres großen Oheims Gotthold Ephraim Lessing und ihr Mann ein tüchtiger Physiker, lebendig und strebsam, der sich auch um die vaterländische Gesellschaft große Verdienste erworben hatte.

Manchen Abend war ich auch bei Friedrich Lewald, wo ich immer Gesellschaft traf. Frau Lewald wußte durch ihr angenehmes Wesen, ihre feine Aufmerksamkeit als Hausfrau, ihren frischen Sinn für Literatur und Poesie uns den Abend nur lieb und wert zu machen. Ihr Mann, durch große Reisen und den Verkehr mit vielerlei, oft bedeutenden Männern an Lebenserfahrungen und Kenntnissen bereichert, unterhielt uns sehr anziehend, und da er sich viel mit Politik und erfolgreich mit Volkswirtschaft befaßt hatte, war seine Unterhaltung zugleich sehr belehrend und anregend; er konnte dann mitunter sehr humoristisch und witzig sein. Von weiblicher Gesellschaft war nur noch eine Nichte Lewalds zugegen, von der ich damals nicht ahnden konnte, daß sie Fanny Lewald werden würde. Sie war ein junges Mädchen, sehr zart und zierlich, und beteiligte sich, wenn ich mich recht erinnere, wenig bei unseren Gesprächen.

Auch zu G. Ph. Aderholz kam ich oft. Er war mein Landsmann und verstand plattdeutsch, und so stand ich ihm schon näher als vielen anderen. Ich ging täglich nach Tische zu ihm in seinen Laden am Ringe und trank meinen Kaffee dort. Ich sah mir alle neuen Bücher an und lernte durch ihn das ganze Wesen des deutschen Buchhandels kennen. Er nahm den innigsten Anteil an allen meinen Erlebnissen, meinen Freuden und Leiden, und es tat mir wohl, wenn ich mich aussprechen konnte. Bei allen seinen vielen Geschäften hatte er immer Zeit für mich. Ein- oder zweimal in der Woche besuchte ich ihn des Abends in seiner Familie. Bei Mildes war ich von jetzt an jeden Sonntagmittag Stammgast. Oft blieb ich dann noch den Abend da. Auch in der Woche pflegte ich den jungen Milde zu besuchen.

Mit meinen Kollegen stand ich nur auf Grußkomment: ich war freundlich gegen sie und ihnen gefällig, wo und wie ich

konnte. Nur mit einem einzigen verkehrte ich nach wie vor, mit Stenzel, doch könnte ich nicht sagen, daß der Umgang mit ihm für mich sehr erquicklich gewesen wäre. Er hatte sich nach und nach mit allen seinen Kollegen mehr oder weniger überworfen, ich war der einzig übriggebliebene, der bisher mit ihm gut auskam. Doch sollte es auch nicht lange mehr dauern: er machte mir den Vorwurf, daß ich den Frommen zuliebe die Geschichte des Kirchenliedes geschrieben habe! u. dgl. Als ich seine mancherlei Vorwürfe als unbegründet und lächerlich zurückwies, wollte ich mich nicht ferneren Unannehmlichkeiten aussetzen und fand es geraten, mich von ihm zurückzuziehen.

Zu seinen größten Feinden gehörte Passow, der auch mein größter Feind war, obschon ich ihm meines Wissens nie den mindesten Anlaß dazu gegeben hatte. Doch nahm er noch kurz vor seinem Tode (11. März 1833) eine freundliche Stellung gegen mich an. Auch mein Verhältnis mit Wachler, seinem Schwiegervater, besserte sich in jener Zeit.

Meine Heiratsangelegenheit wurde noch immer ausgebeutet, um mir möglichst zu schaden. Daß Umtriebe von gewisser Seite in Berlin gegen mich stattfanden, hatte mein Bruder erst später erfahren, er schrieb mir darüber (am 24. Juni): „Vor einigen Tagen ging ich mit . . . . . von der Brandenburgischen Gesellschaft nach dessen Garten und rauchte noch eine Pfeife — er wurde vertraulich und eröffnete mir, daß Deine Heiratsangelegenheit bis zum König durch . . . . . gekommen ist. Wahrscheinlich hat Se. Majestät von dem Minister nähere Auskunft verlangt, und dies wird denn wohl die Veranlassung gewesen sein, daß Schulze[1]) Dir dieserhalb geschrieben hat. Der Minister hat indessen die Sache dadurch einigermaßen applaniert, daß er das Kirchenlied ihm übersandt hat, worauf denn der Allerhöchste Dank erfolgt ist. Unter anderen Umständen wäre gewiß ein mehreres erfolgt, doch mußt Du Dich vorläufig damit begnügen. Daß der Minister jetzt Deinetwegen sehr vorsichtig sein muß, siehest Du ein — er selbst hat Dein Verfahren völlig genehmiget und ist, wie mich . . . . . unumwunden versichert, Dir persönlich gewogen; doch sind ihm auch bei Anstellungen, die vom Hofe abhängen, als Ernennung zum Ordinarius, die Hände gebunden. Habe nur Mut und arbeite unverdrossen darauf los, es wird sich mit der Zeit alles finden.“

Am 6. Mai besuchte mich Ludwig Henneberg, Geheimer

[1]) 15. März. „Noch eine Herzensfrage: wie steht es mit Ihrer beabsichtigten Heirat? Man hat hierüber nachteilige Gerüchte verbreitet, denen ich gerne widersprechen möchte.“ Es erfolgte darauf meinerseits eine gehörige Antwort.

Kanzleisekretär zu Braunschweig, mein alter Jugendfreund. Ich war sehr freudig überrascht. Wir erzählten uns viel von unseren Freuden und Leiden seit der Zeit, als wir uns zuletzt sahen. Wir kamen dann auf meine Gedichte zu sprechen. Ich hatte schon lange den Wunsch gehegt, eine vollständige Sammlung zu veranstalten, und an Brockhaus gedacht. Da nun Henneberg der Schwager der beiden Brockhaus war, so fragte ich ihn, ob er geneigt sei, für mich zu verhandeln. Er versprach es. Auf seiner Rückreise in die Heimat würde er auch nach Leipzig kommen und meinen Wunsch erfüllen.

Den 10. Juni ward ich Mitdirektor der Kunst- und Altertümersammlung der Universität. Mir sollte, wie Herr GR. Neumann schrieb, „die spezielle Aufsicht über die altertümlichen Gegenstände des Mittelalters und der nicht klassischen Zeit und Völker, ingleichen über die Gemälde- und Kupferstichsammlung übertragen werden". Die Aufsicht über alles übrige fiel meinem Kollegen Ritschl zu, der erst seit Ostern als außerordentlicher Professor der Philologie an unsere Universität versetzt war. Ich glaubte in dieser neuen Stellung etwas Ersprießliches für Kunst tun zu können, fand mich aber bald getäuscht. Die Sammlung umfaßte zu vielerlei, und mit der dafür bestimmten Summe (170 Rℓ.) zu jährlicher Vermehrung ließ sich nicht viel machen, zumal dieselbe vorzugsweise der Sammlung klassischer Altertümer zugute kommen sollte. Die Sammlung der in den alten Gräbern gefundenen Sachen war bedeutend, von Büsching angelegt und hübsch geordnet und aufgestellt. Was war aber damit für Geschichte und Kunst anzufangen? Lauter Töpfe, Aschenkrüge, Spindelsteine, Kinderklappern, Spangen, Korallen u. dgl. von Völkern und aus Zeiten, von denen uns keine Kunde vorhanden ist. Die Kupferstichsammlung war kaum des Erwähnens wert. Erst später kamen einige wertvolle Blätter dazu aus dem Vermächtnisse des Hofrats Bach.

An Zerstreuungen mancher Art hatte es mir den Winter nicht gefehlt: ich besuchte das Theater, die wilden Tiere, die Börsenbälle, die Weinstuben und fuhr öfter spazieren. Ich war nach und nach teilnehmender, heiterer und gesünder geworden. Es bot sich manche Gelegenheit zu angenehmem geselligen Verkehre dar. Sehr erfreut war ich, daß ich noch zu Anfang des Sommers Bekanntschaft machte mit der Familie von Nimptsch in Jäschkowitz, einem Gute in der Nähe Breslaus. Ich ging oft seitdem hinaus, gewöhnlich des Samstags, und kehrte Montag morgens erst wieder zurück. Frau Leokadia von Nimptsch,

hübsch und liebenswürdig, für Kunst und Literatur voll lebhafter Teilnahme, in ihren Ansichten über Staat und Kirche freisinnig, für Humor und Witz empfänglich, dabei immer lebendig und heiter, hatte etwas Anziehendes und Fesselndes für jeden solcher Gäste, die mehr als gewöhnliche Unterhaltung suchten. Kein Wunder, daß auch ich mich zu ihr hingezogen fühlte und nach unserer ersten Begegnung meinem Bruder schrieb: „Frau v. N. ist das interessanteste, liebenswürdigste Weib, was ich je auf Erden kennen gelernt habe — und das sagt doch wohl etwas?"

Unterdessen hatte Henneberg seine Schwäger in Leipzig für den Verlag meiner Gedichte bewogen. Ich stellte keine Bedingungen, sondern äußerte nur Wünsche. Ich wollte auch hier Dichter sein. Meine Wünsche waren, daß meine Gedichte 1. sehr schön gedruckt und 2. noch in diesem Jahre erschienen. Das war eine große Unbesonnenheit, einem Buchhändler gegenüber ein Dichter sein zu wollen. Ich mußte dafür mein ganzes Leben büßen. Die ehrenwerten Schwäger meines Freundes waren so unpoetisch, mir nie ein Honorar zu geben, und betrachteten meine Gedichte als ihr für alle Zeiten wohlerworbenes Eigentum.

Zu meinen Beichtvätern in der Poesie gehörte damals Dr. Regis, der Übersetzer des Rabelais. Ich hatte ihm ein Exemplar der ersten Ausgabe meiner Gedichte gegeben und ihn gebeten, es genau durchzusehen. Er unterzog sich freundlichst der Arbeit und machte fast zu jedem Gedichte seine Bemerkungen. Ich suchte zu verbessern und verwarf, was er verworfen, wenn ich sein Urteil gerechtfertigt fand. Über manches besprachen wir uns dann noch später. Seine Teilnahme war mir lieb und wert.

Die Sammlung meiner Gedichte war endlich druckfertig und wanderte am 24. August an Brockhaus. Ich war recht froh. Es kam wieder einmal für mich eine Zeit erfreulicher Ereignisse: kurz vorher hatte ich 100 Taler Zulage bekommen, war also von nun an ein außerordentlicher Professor mit einer außerordentlichen Einnahme von — 300 Talern.

Am Michaelistage hatte ich den zweiten Teil der Horae belgicae vollendet, fleißig das Glossarium zum Reineke gefördert, einige Aufsätze zur deutschen Literaturgeschichte drucken lassen und manches für den „Auffessischen Anzeiger" in Nürnberg geschickt.

Im Oktober kam ein neuer Professor zu uns, Adolf Friedrich Stenzler, Professor des Sanskrit. Alle Welt schrie: Sanskrit

in Breslau! in Breslau, wo man nur Brotwissenschaft studiert, wo die Studenten so arm sind, daß sie nicht einmal ein Publikum belegen, weil sie 2½ Silbergroschen dann an die Krankenkasse entrichten müssen, wo zwei Studenten, wie man sich erzählt, nur ein Paar Stiefel haben. Ich lernte Stenzler kennen, und obschon sein zurückhaltendes, fast kaltes Wesen nicht eben einem traulichen Verhältnisse förderlich war, so kam ich doch mit ihm auf freundschaftlichen Fuß. Ich riet ihm, für sein besseres Fortkommen sich noch ein Nebenamt zu verschaffen, und um ihn an die Bibliothek zu bringen, schlug ich ihm vor, mich zu vertreten, wenn ich einmal eine längere Reise unternähme.

Mit dem neuen Jahre erschienen meine „Gedichte". (1. 2. Bdch. Leipzig. F. A. Brockhaus 1834. gr. 12°.) und bald darauf: „Reineke Vos. Nach der Lübecker Ausgabe vom Jahre 1498. Mit Einleitung, Glossar und Anmerkungen von H. v. F." (Breslau. Graß, Barth u. C. 1834. 8°). Erst den 10. Dezember v. J. war das Glossar fertig geworden, ich hatte daran acht Monate gearbeitet.

Den 21. Januar kam ich beim Minister um Urlaub ein zu einer wissenschaftlichen Reise auf drei Monate (April, Mai, Juni). Hauptzweck dieser Reise sollte sein die Benutzung der Bibliotheken in Prag, Wien, München und Stuttgart und in den österreichischen Klöstern. Von seiten Wachlers und Neumanns fürchtete ich kein Hindernis: Professor Stenzler hatte sich erboten, meine Kustodiatsgeschäfte zu versehen. Meinem Gesuche hatte ich sieben meiner größeren und kleineren Druckschriften beigefügt.

Schon am 10. März erfolgte der Urlaub mit einer Reiseunterstützung von 100 Rthlr. Den 19. März reiste ich ab. In Görlitz verweilte ich einige Tage bei meinem Freunde, dem Diakonus Leopold Haupt.

Am 24. März ging ich über die böhmische Grenze, übernachtete in Reichenberg und war den folgenden Tag in Prag. Das Bedeutendste was ich fand und abschrieb, war eine Reihe unbekannter althochdeutscher Glossen zum Prudentius. Ich verschaffte mir dann den Eintritt in die fürstlich Fürstenbergsche Bibliothek. Karl Egon Ebert, der bekannte Dichter, war Bibliothekar. Ich fand ihn als Dichter zu kühl und ruhig und als Bibliothekar etwas gleichgültig. Es dauerte lange, bis er warm wurde. Ich begann das Fach der Handschriften durchzusehen und ich ward sofort reichlich belohnt. Ich fand auf zwei zusammenhangenden Pergamentblättern ein Bruchstück einer poetischen Erdbeschreibung des 11. Jahrhunderts. Ich veran-

staltete sofort eine Ausgabe, die ich mit Einleitung und Anmerkungen versah: „Merigarto. Bruchstück eines bisher unbekannten deutschen Gedichtes aus dem XI. Jahrhundert, herausgegeben von H. v. F. Mit einem Facsimile.“ (Prag. H. I. Enders’sche Buchh. 1834. 8°.) Auf Eberts Wunsch widmete ich meine kleine Schrift Seiner Durchlaucht dem Hochgebornen Herrn Herrn Karl Egon, regierenden Fürsten zu Fürstenberg. Wie hätte ich ahnden können, daß ich jemals mit dem Fürstenbergschen Fürstenhause in Beziehung kommen würde! Im Jahre 1845 wurde der Fürst Schwiegervater Sr. Durchl. des Herzogs von Ratibor, dessen Bibliothekar zu Corvey ich seit 1860 bin. Die Wichtigkeit meines Fundes leuchtet jedem ein, der nur etwas von unserer Literaturgeschichte weiß. Wir wußten nämlich bisher von keinem einzigen Gedichte aus dieser Zeit. Diese Wichtigkeit erhöht noch der Inhalt: das Gedicht gibt nämlich eine kurze Beschreibung Islands, dessen Einwohner erst im Jahre 1000 Christen geworden waren. Am 1. April besuchte ich zum ersten Male die fürstlich Lobkowitzische Bibliothek und wiederholte dann meine Besuche sehr oft. Ich fand hier eine hübsche Anzahl altdeutscher Handschriften, einige stammten aus dem Schlosse Blankenheim in der Eifel, andere aus dem schwäbischen Kloster Weißenau. Ich war mit meiner Ausbeute sehr zufrieden. So verlebte ich, wie ich damals schrieb, „glühend vor Suchbegierde und unbefriedigt im Finden, immer ohne Rast, aus einer Bibliothek in die andere wandernd“, über drei Wochen in Prag. So gut ich meine Zeit angewendet hatte, so hätte es doch noch besser geschehen können: die Bibliotheken waren aber zu weit entfernt vom „Schwarzen Rosse“, wo ich wohnte, die Bibliothekgesetze in betreff des Ausleihens zu strenge und das Wetter zu schlecht. Die Abende verlebte ich, wenn ich nicht eben zu Hause arbeitete, in Gesellschaft mit den Prager Slawisten: Wenzeslaus Hanka, Franz Palacky, Wenzel Swoboda, Paul Joseph Schafarik, denen sich der Tonkünstler Wenzel Joseph Tomatschek anschloß. Obwohl ich diesen Erztschechen gegenüber für einen Erzdeutschen galt, so war doch der Verkehr mit ihnen für mich ein überaus angenehmer, belehrender und für meine Zwecke förderlicher.

Erst den 19. April setzte ich meine Reise fort. Ich fuhr die Nacht durch. Halb schlaftrunken und ermattet näherte ich mich der Donaugegend. Ich wurde munter und froh gestimmt, als sich das Gebirge vor mir immer schöner entfaltete. Gegen 12 Uhr traf ich in Linz ein. Nachdem der Bibliothekar der sogenannten Bibliotheca publica versichert hatte, daß keine Hand-

schriften dort wären, fuhr ich sofort nach St. Florian, dem einzigen Augustinerchorherrnstifte Oberösterreichs. Es liegt in einer reizenden Gegend, in der Nähe der Donau und Enns, mitten in fruchtbaren Ebenen, von waldbewachsenen Bergen umgeben. Der Frühling stellte sich mit aller Macht ein, nur aus der Ferne glänzte der Schnee herüber von den steirischen Alpen. Sorglos, im heitersten geselligen Verkehre, mitten unter den herrlichsten literarischen Hilfsmitteln, blieb ich hier bis den letzten April. Am 1. Mai reiste ich ins Kremstal nach Kremsmünster, einem uralten Benediktinerkloster vom J. 777, berühmt durch sein Gymnasium, seine Bibliothek, Sternwarte und naturhistorischen Sammlungen. Ich habe nur die Bibliothek gesehen und darin eigentlich nur die Handschriften, bei deren Durchsicht mir der gelehrte Pater Ulrich Hartenschneider hilfreiche Hand leistete. Ich fand ein Schauspiel von der heiligen Dorothea aus dem 14. Jahrhundert, welches ich vollständig abschrieb, sowie auch zwei böhmische Gedichte, womit ich Hanka eine große Freude bereitete. Die übrigen Handschriften verzeichnete ich nur, bei meiner Rückkehr aus Kärnten gedachte ich sie näher zu untersuchen. Darum reiste ich denn schon am 3. Mai ab und kam am 4. von Stadt Steier nach Seitenstetten.

Es ist ein paradiesisches Land, und besonders die ganze Strecke von der Donau bis hierher an die steierischen Berge. Alle Felder im schönsten Grün, an allen Wegen, in allen Gärten blühende Obstbäume, einige als ob sie mit einem großen weißen Laken überhängt wären. Ich fand auch hier die freundlichste Aufnahme und reichliche Beschäftigung; ich blieb acht Tage und war so glücklich, noch einiges für meinen Zweck zu finden.

Nach diesem ländlichen Aufenthalte, wo ich mich so wohl und heimisch gefühlt hatte, wendete ich mich nun wieder der Donau zu und verweilte acht Tage in der stattlichen, palastartigen Benediktinerabtei Melk. Es war hier nicht dieser traulich gesellige Ton, wie ich ihn anderswo gefunden hatte. Jeder ging an dem anderen stumm vorüber. Ob nun eine strengere Beobachtung der Regel des heiligen Benediktus, ob mehr Geschäfte daran schuld waren — ich weiß es nicht.

Man hatte mir gesagt, wie angenehm und lohnend eine Fahrt auf der Donau wäre, um ein Billiges könnte man auf einem Floße hinunterfahren. Da nun eben ein Floß angemeldet war, so nahm ich Abschied, ließ meine Sachen an den Strand bringen und wartete dann lange auf meine neue Reisegelegenheit. Das Floß kam endlich, ich fuhr im Nachen ihm entgegen und stieg hinauf. Die Floßknechte taten gar nicht, als ob sich

ihnen ein menschliches Wesen genähert hätte, kaum daß sie meinen Gruß erwiderten; nur mit Mühe konnte ich von ihnen erfahren, daß sie heute Krems nicht erreichen würden. Nach mehrstündiger Fahrt legte das Floß an, und ich ging mit meinem Koffer ins Dorf. Ich erfuhr weiter nichts von meinen Reisegefährten. Hätte mich der gefällige Wirt nicht am Morgen zeitig geweckt, ich würde das Nachsehen gehabt haben. Ich bestieg wieder das Floß und befand mich wieder unter Menschen, die eher Comanches-Indianer schienen als deutsche Landsleute. Um Mittag erreichten wir Stein. Das Floß wurde geteilt, weil es sonst nicht durch die Brücke durchkommen konnte. Der Strom ist dort sehr reißend. Ehe die Durchfahrt bewerkstelligt wurde, trieb unser Floßteil gegen einen Brückenpfeiler. Wir hatten uns jetzt dermaßen dem Ufer genähert, daß ich die schöne Gelegenheit benutzte und mit meinem Gepäck auf den Sand sprang. Ich war froh, daß ich diese „kuriöse und sehr gefährliche Reise" glücklich vollendet hatte.

Ich nahm mir sofort einen Wagen und fuhr nach Göttweih hinauf. Ich wollte hier das Pfingstfest (18. Mai) feiern und ausruhen von meinen Arbeiten und Reisen. Ich wußte, daß ich sehr willkommen sein würde, und ich war es. Ich verlebte schöne, unvergeßliche Tage und nahm eine doppelt frohe, dankbare Erinnerung mit an meine jetzige wie an meine frühere überaus liebevolle Aufnahme.

Unterdessen erwartete mich Dr. Endlicher (damals Skriptor an der Hofbibliothek) täglich in Wien. Am Samstag, 24. Mai, war ich schon in Wien. Endlicher kam den Sonntag darauf, und am Montag gingen wir zusammen in die Hofbibliothek. Von diesem Augenblicke an war ich — den ersten Ausflug nach Klosterneuburg abgerechnet — täglich fünf Stunden beschäftigt in der Hofbibliothek bis zu ihren Ferien, die mit dem 1. August ihren Anfang nahmen. Endlicher wohnte den Sommer über auf dem Lande. Er hatte mir seine Wohnung überlassen und die Benutzung seiner reichhaltigen Bibliothek. Auf die Weise war ich häuslich eingerichtet und konnte nach Lust und Belieben arbeiten. Des Morgens war auch er auf der Bibliothek beschäftigt, den Nachmittag blieb er gewöhnlich in seiner Wohnung und gegen Abend ging er wieder aufs Land. Bald eröffnete sich uns ein Feld gemeinsamer Tätigkeit. Endlicher hatte im vorigen Herbste etwa fünf Blätter Althochdeutsches aus dem achten Jahrhundert von den Deckeln einiger Monseer Handschriften der k. k. Hofbibliothek abgelöst. Ich erkannte in ihnen sogleich die älteste Übersetzung des Evangeliums

Matthäi. Außer mir vor Freude darüber, ermunterte ich ihn, sofort weiter zu suchen. Er suchte, war abermals glücklich und brachte nach wenigen Stunden wiederum einige Blätter hervor. Wir beschlossen sogleich die gemeinschaftliche Herausgabe, schrieben ab, brachten das Erloschene durch Reagenzien zum Vorscheine und versuchten das Abgeschnittene und gänzlich Zerstörte zu ergänzen.

Nach einigen Wochen wanderte unsere kleine Schrift in die Druckerei. Unterdessen unternahm Endlicher eine abermalige Durchsuchung der etwa 1200 Monseer Handschriften, und nun fanden sich noch so viel Überreste, daß wir den Druck aufschieben und die Arbeit gewissermaßen von neuem anfangen mußten[1]. Als wir keine Hoffnung hatten, noch etwas zu finden, begann der Satz aufs neue. Die geistliche Zensur erfolgte sofort und die Polizeibehörde war so gefällig, ihre Zensur nach den Korrekturbogen zu erteilen. Die Trefflichkeit und Schönheit dieser Übersetzung, die poetische Kraft und Fülle der alten Sprache entzückte uns. Kein Wunder, daß wir uns in diese Sprache verliebten und dafür schwärmten. Ich fing an sogar darin zu dichten. Anlaß gab das Schicksal Wolos, wie es Eckehard IV. in den Casus St. Galli beim Jahre 876 erzählt. Weil sich Endlicher und Moriz Haupt sehr daran ergötzten, so fuhr ich munter fort, und bald vermehrte sich die Zahl meiner althochdeutschen Gedichte auf 16, die Haupt in mittellateinische Verse übersetzte. Hier nur eins zur Probe:

Huuanta der sneo fona himilu fellit,
dero fogalo stimna nioht mer gahellit,
uue hinauuortan ist alliu uunni,
trurentiu sint dera uueralti chunni.

Uue farbrunnan ist diu heida,
uue ardorrita diu bluomiga uueida,
die giezun eigun farloran iro chosa,
sama so dorna gastaat diu rosa.

Auar niouuiht min uuinea diu hera,
gastigit singanta uf heiminges berga.
bede ioh lenzo ioh sumar sceidant,
rosa uf ira hiufilum bluoiant.

[1] Unser Freund Dr. Moriz Haupt, ein täglicher Augenzeuge unserer Freuden, aber auch unserer Leiden, hat kurz, einfach und wahr von allen diesen Dingen Bericht erstattet in den „Wiener Jahrbüchern" Bd. LXVII; ein besonderer Abdruck, 24 Seiten, erschien unter dem Titel: „Zu Endlichers und Hoffmanns Ausgabe der Wiener althochdeutschen Fragmente. Von Moriz Haupt" (Wien. Carl Gerold. 1834).

Cum nix de caelo hiemali cadit,
Nec auium cantus per siluas uadit,
Uae, omnia gaudia tunc sunt soluta,
Dolentque homines dolentque bruta.

Uae, sicca sitiunt florida prata,
Exaruerunt pascua lata,
Obmutuerunt Nymfæ aquosæ,
Instar spinarum arescunt rosæ.

Sed laeta manet mea amata,
Canensque uadit per montium prata.
Uer, aestas pereant exitiose,
In eius genis splendescunt rosæ.

Es war ein heißer Sommer, die Hitze lange andauernd, oft unerträglich, acht Wochen kein Tropfen Regen, nirgend erfrischende Kühle. Auch des Abends pflegte es sich nur wenig abzukühlen, und der furchtbare Staub verleidete einem jeden Spaziergang ins Freie. Des Nachmittags saßen wir auf gut Wienerisch in Hemdsärmeln und arbeiteten im Schweiße unseres Angesichtes. Endlicher war dann immer so gütig und spendierte Eis und gute ungarische Zigarren — das einzige Honorar, dessen sich meine mühevolle Schriftstellerei zu erfreuen hatte. Unterdessen war ich eifrig beschäftigt in der Hofbibliothek mit meinem Verzeichnisse aller dortigen deutschen Handschriften bis zum 15. Jahrhundert. Die Arbeit hatte ihr Ergötzliches, mitunter aber auch ihr sehr Langweiliges: in vielen Handschriften waren die Blätter noch unbezeichnet, und ich mußte nun manchen Tag viele tausend Zahlen schreiben. Um mich etwas zu erholen von diesen vielerlei täglich fortgesetzten Arbeiten ging ich auf einige Tage (12. bis 15. Juni) mit Haupt nach Klosterneuburg. Wir durchsuchten die ganze sehr bedeutende Handschriftensammlung. Wir fanden sehr vieles und nahmen Abschriften oder machten Auszüge. Die Erholung war eben nicht sonderlich: wir hatten vier Tage lang in unserem Zimmer oder in der Bibliothek mit Handschriften aller Art verkehrt.

So kam Ende Junis heran: mein Urlaub war abgelaufen, mein ursprünglicher Reiseplan zerstört, meine Tätigkeit vielfach in Anspruch genommen; Setzer, Drucker, Buchbinder, Schriftschneider, Zeichner, Lithographen gingen ein und aus, Zensuren und Korrekturen kamen vom Morgen bis in den Abend. Ehe jedoch der Juni zu Ende ging, hatte ich neuen Urlaub auf drei Monate. In der Mitte Julis waren die Sommerlatten fertig, war das ganze Alphabet unserer Bruchstücke

und das ganze gotische zum Motto geschnitten und gegossen, das Faksimile gezeichnet und lithographiert, und zu Ende desselben Monats näherten sich auch unsere Fragmenta theotisca ihrem Ende. Am 31. Juli ward die Hofbibliothek geschlossen. Ich hatte mein Verzeichnis der deutschen Handschriften vollendet, ein deutsches Gedicht des 12. Jahrhunderts (Genesis und Exodus) abgeschrieben, sowie auch eine bisher ganz unbekannte Komödie aus dem 15. Jahrhundert und manches andere. Zu unseren Fragmenten fehlte nun noch die Vorrede und das Wörterverzeichnis. In den ersten Tagen Augusts vollendeten wir beides und schickten die Manuskripte in die Druckerei. Ich besorgte nun noch den Abdruck des Index verborum, und am 19. August war unser Buch, dessen Druck Ende Mais begann, vollendet. Es erschien unter dem Titel: „Fragmenta Theotisca versionis antiquissimae Evangelii S. Matthaei et aliquot homiliarum.“

Sehr befriedigt mit meinem langen Aufenthalte verließ ich Wien am 21. August morgens 6 Uhr. Die Nacht des folgenden Tages fuhr ich durch das liebliche Mürz- und Murtal und traf morgens um 6 Uhr in Graz (damals noch Grätz genannt) ein. Da ich meine Arbeiten in der öffentlichen Bibliothek bald vollendet hatte, so wollte ich mich nun auch der schönen Natur erfreuen. Ich machte verschiedene Spaziergänge und Ausflüge und war entzückt von den Herrlichkeiten ringsumher. Die Aussicht vom Schloßberge ist unstreitig eine der schönsten in Deutschland und wird wohl kaum von irgendeiner anderen an malerischem Reichtum übertroffen. Ich war fortwährend in freudiger Aufregung, und selbst noch des Abends spät konnte ich mich nicht satt sehen an dem Himmel, so tiefblau hatte ich ihn nirgend gesehen, auch die Sterne schienen mir alle größer und glänzender als sonstwo.

Am 25. August begleitete mich ein Bekannter über Voitsberg nach Köflach. Ich war nun am Fuße des Hochgebirges und setzte allein mit meinem Einspänner die Reise fort. Es dauerte lange, bis ich auf die Höhe gelangte. Ich fuhr immer weiter auf der Hochebene und erreichte erst in der Dämmerung die Pack, ein Alpendorf, zwischen 5—6000 Fuß über der Meeresfläche. Ich war sehr hungerig und sehnte mich nach einer guten Mahlzeit, erwartete aber nichts Sonderliches. Wie war ich überrascht, als vortreffliche Backhändel mir aufgetischt wurden und guter steirischer Wein dazukam. Den folgenden Tag früh 4 Uhr setzte ich meine Reise fort. Stundenlang fuhr ich, dicht in Nebel gehüllt, auf dem Rücken des Gebirgszuges, der die

Steiermark von Kärnten scheidet. Zuweilen öffnete sich das Gewölk, und eine weite grüne Landschaft lag vor mir im hellen Sonnenscheine. Zwischen 9 und 10 Uhr ward es heiterer. Wir fuhren nun anderthalb Stunden bergab, ehe wir im Tale anlangten. Der Weg ist beinahe immer sehr abschüssig. Viele Menschen zu Roß und zu Wagen fanden hier schon ihren Tod, alles zerschmetterte und stürzte in die Tiefe hinab. Endlich gegen Mittag erreichten wir den Engpaß, der Graben genannt. Ein sehr schmaler, oft nur von Steinen locker aufgeführter Weg zieht sich rechts an hohen Felswänden hin und links an einem brausenden Gießbache. Die drohenden Felsstücke, das wüste Flußbette, die dunkelen Baumgruppen, hin und wieder im Tale rauchende Schmelzhütten und pochende Eisenhämmer, auf den Höhen verfallene Burgen — alle diese mannigfaltigen Erscheinungen ließen mich das wirklich Gefahrvolle des Weges vergessen.

In der Nähe vor Wolfsberg öffnet sich das Lavanttal mit seinen freundlichen Dörfern und Städtchen, mit seinen Maisfeldern, Obstbäumen und üppigen Matten, zu beiden Seiten von hohen Bergen umschlossen. Am Ende des Tales, in der Nähe der majestätischen Choralpe, auf einem Felsen liegt St. Paul, halb umkränzt von einem Buchenberge, auf dessen drei Gipfeln zwei Kirchen stehen und ein altes Schloß. Ich traf zur Mittagszeit ein. Ich war schon durch den Abt von Wien aus angemeldet, wäre aber auch ohnedem freundlichst empfangen worden. Ich ward sogleich zur Tafel geladen und nachher in mein Zimmer und dann in die Bibliothek geführt. Noch am selbigen Tage nahm ich mehrere Handschriften in mein Zimmer und fing sofort an zu arbeiten. Alles aber schien auch hier zur Arbeit zu ermuntern und zu kräftigen. Mein Zimmer bot eine weite Aussicht bis über St. Andre hinaus. Über meinem Sofa hing das Bild des berühmten Martin Gerbert, dessen Verdienste um deutsche Geschichte und Geschichte der Musik jede Zeit anerkennen muß. Ich lebte die ganze Zeit über in heiterster Stimmung. Am letzten Sonntag war große Mittagstafel, wozu einige benachbarte Beamte und Gutsbesitzer eingeladen waren. Nach aufgehobener Tafel blieben die Offizialen mit den Gästen noch beisammen. Es wurde der beste steierische Wein aus großen Kristallflaschen kredenzt. Er mundete mir wie den übrigen, ich trank fleißig mit und ahndete gar nicht, daß unter der Milde und Lieblichkeit dieses Weines so viel Kraft und Feuer verborgen sein könnte. Ohne eine besondere Wirkung zu spüren, nahm ich Abschied. Kaum aber saß ich im Wagen, so glühte

ich über und über und mußte in Wolfsberg einige Stunden in der Abendluft wandern, bis ich kühl wurde.

Den 1. September verließ ich das Lavanttal. Ich fuhr den ganzen Tag, dann und wann wurde angehalten, in St. Leonhard, Reichenfels, Obdach, Judenburg. In Zeiring übernachtete ich. Den folgenden Tag fuhr ich über St. Johann und die Rottenmanner Tauern. Die Fahrt ist sehr beschwerlich und dabei sehr gefahrvoll: anderthalb Stunden lang geht der Weg immer bergab, oft ganz abschüssig. Doch gibt es wohl wenig Bergpässe, die so viel Schönes und Erhabenes dem Blicke darbieten. Besonders großartig erscheint die Natur zwischen dem ersten und zweiten Tauern; hier zieht sich die Straße an turmhohen Felswänden und einem rauschenden Gießbach hin. Die höchste Stelle der Straße ist 5000′ Seehöhe. Am Nachmittage erreichte ich das Ennstal und das nächste Ziel meiner Reise, die stattliche Benediktinerabtei Admont (ad montes). Sie liegt von hohen Bergen halb umschlossen an der Enns. Die hohen Gebäude, obschon nicht ganz vollendet, mit ihren drei Höfen und 300 Zimmern machen einen großartigen Eindruck. Man hieß mich freundlichst willkommen und führte mich sofort in das Lesezimmer, worin mehrere Zeitungen und Zeitschriften aller Art auslagen. Zur Benutzung der Bibliothek schien es für heute zu spät.

Den folgenden Tag war mein erster Gang in die Bibliothek. Obschon das Kloster erst 1074 gegründet ward, so fand sich doch unter den Handschriften manches für meinen Zweck: althochdeutsche Wörterbücher[1]), mittelhochdeutsche und lateinische Gedichte, wovon ich Abschrift nahm. Aus einer lateinischen Metrik für die Poesie des Mittelalters schrieb ich nur einen Teil ab, den Abschnitt von den Versarten, es kommen darin schon die leoninischen Verse vor[2]).

Bis zum 5. September verweilte ich hier. Des Arbeitens war kein Ende: wenn ich des Abends fertig zu sein glaubte, so fand ich des Morgens wieder etwas Neues, Interessantes. Nur wenn die Sonne unterging und blutrot die weißen Zinken der Alpen färbte, verließ ich mein Zimmer und ging auf die Ennsbrücke. So habe ich mitten in der wunderherrlichsten Natur nur von ferne mich ihrer freuen können. Den 6. September war ich wieder unterwegs. Ich fuhr über Liezen ins Salzkammergut und blieb die Nacht in Aussee. Den folgenden Tag

---

[1]) Vocabularius latino-teutonicus sec. XI. in Haupts Zeitschrift. 3. Bd., S. 368—381.

[2]) De cognitione metri in den Altd. Blättern. 1. Bd., S. 212–215.

setzte ich meine Reise fort durch Ischl, am Wolfgangsee vorüber nach St. Gilgen. Den Abend traf ich in Salzburg ein. Den 8. September besuchte ich das Benediktinerstift St. Peter. Es war Mariä Geburt, jeder Geistliche in der Kirche, der Bibliothekar über Land. Erst am Nachmittage konnte ich die Bibliothek sehen. Man gestattete mir, alle Handschriften Band für Band zu untersuchen. Ich fand für meine Zwecke nur wenig.

So angenehm mir bisher das Kutschieren mit dem Einspänner gewesen war, so bequemte ich mich doch jetzt des schnelleren Fortkommens wegen zum Eilwagen. In München war mein erster Gang zu Schmeller. Ich freute mich sehr auf seine persönliche Bekanntschaft; durch Briefwechsel waren wir uns schon näher getreten. Ich erzählte ihm von meiner Reise und sagte dann, daß ich nur um seinet- und der Bibliothek willen nach München gekommen. Er bedauerte, daß ich eine so ungünstige Zeit gewählt hätte, jetzt seien eben Bibliotheksferien, und die wolle er sich zunutze machen; er habe schon lange mit seinem Freunde und Hauswirte Professor von Martius eine Reise nach Stuttgart verabredet, in wenigen Tagen wollten sie dieselbe antreten. „Nun," meinte ich, „dann will ich auch nach Stuttgart — wir sind dann noch etwas länger beisammen." Schmeller führte mich in die Hofbibliothek und zeigte mir die wichtigsten altdeutschen Handschriften. Ich wiederholte einige Tage meinen Besuch und beschränkte mich auf das Allernotwendigste: ich verglich einige althochdeutsche Gebete und Beichtformeln und schrieb einiges der Art ab. Die hiesigen Handschriftenschätze sind bekanntlich sehr bedeutend, und wer sich nur auf das Althochdeutsche beschränken wollte, hätte schon wochenlang vollauf zu tun. Diese Stunden, die ich mit Schmeller unter Büchern und Handschriften verlebte, waren schon schöne Stunden, und es folgten ihnen bald nach schönere. Ich ward immer mehr von Liebe und Verehrung erfüllt für diesen echtdeutschen edelen Charakter, dies kindlich reine, innige Gemüt, diesen feinen, gründlichen Kenner deutscher Sprache und deutschen Lebens, der mit so reichem mannigfaltigen Wissen so viel Bescheidenheit verband, bei so großen eigenen Verdiensten so viel dankbare Anerkennung der Leistungen anderer bereitwilligst kundgab. Auffällig war mir, daß er meiner Lebhaftigkeit gegenüber mitunter sehr ruhig und bedächtig ward, als ob ein heimlicher Kummer ihn drückte. Er konnte zuweilen scherzen und lächeln, ein nachdenklicher Ernst verbreitete sich aber bald wieder über sein Gesicht. Auch mit Maßmann war ich öfter zusammen, er war freundlich und gefällig, unsere

alten Mißhelligkeiten schienen für immer beseitigt zu sein. Den 14. September reisten wir ab. Die Fahrt ging langsam, den ersten Tag Augsburg, den zweiten Ulm, den dritten Stuttgart. Daselbst war ich eines Abends zu Gustav Schwab eingeladen. Ich fand dort eine große Gesellschaft, auch Justinus Kerner, dessen Äußeres eher einen Pachter als sinnigen Dichter vermuten ließ. Schwab reichte mir ein Glas Neckar, wir stießen an; da meinte er, dieser Urschwab: „Nur wo der Wein wächst, kann man ihn auch besingen — das ist hier schon etwas anderes als in Eurem Norden rc.“ Ich hätte viel darauf erwidern können, schwieg aber und schluckte das sauere Gewächs und das ebenso sauere Kompliment hinunter.

Gerne wäre ich noch etwas länger in Stuttgart geblieben; Schmeller aber wurde unruhig und erklärte, er müsse weiterreisen. Den 20. September verließen wir Stuttgart und fuhren zusammen nach Tübingen. Das Wetter war heiter, und wir waren es ebenfalls. Wir freuten uns über die Fülle des Obstes, das überall an den Bäumen zu beiden Seiten des Weges hing, und erreichten unter heiteren und anregenden Gesprächen Tübingen. Im Gasthofe fragten wir gleich nach Uhland; der war, wie wir auch in das Fremdenbuch einschrieben, unser Reisezweck. Wir ließen anfragen, ob und wann er zu sprechen wäre. Sofort erfolgte die Antwort seiner Frau: Uhland schliefe zwar noch, aber wir möchten nur kommen, sie würde ihn wecken. Wir spazierten hin. Ich hatte Uhland noch nie gesehen, und es ging mir wie so manchem andern: mein Bild stimmte nicht mit dem Originale. Er empfing uns recht freundlich, war aber nicht sehr gesprächig und lebendig; um so mehr wurde ich es, und es dauerte nicht lange, so fing Uhland an aufzutauen. Seine Frau nahm teil an unserer Unterhaltung. Der gute Wein kam dazu, und bald hatten wir uns alle traulich und heiter genähert. Wir machten dann einen Spaziergang und mußten nachher bei Uhland zum Abendessen bleiben. Ich erzählte so viele Schnurren, daß des Lachens kein Ende war. Frau Dr. Uhland mochte sich ein eignes Bild gemacht haben von einem Norddeutschen; sie fragte mich: „Sie sind wohl kein Preuß'?“ — Den andern Tag verließ uns Schmeller. Ich blieb noch in Tübingen. Um Mittag holte mich Uhland ab. Wir speisten zusammen und machten dann mit seiner Frau einen Ausflug zu Wagen nach dem ehemaligen Zisterzienserkloster Bebenhausen.

Mein Reisezweck war erfüllt: ich hatte ihn kennen gelernt, den Mann, den ich als Dichter und Gelehrten schon lange liebte

und verehrte, und war hocherfreut, daß derselbe Mann, was er gewesen, geblieben war, ein standhafter Vorkämpfer für die freie Entwickelung des deutschen Staatslebens. Herzlich dankend für alles Liebe und Gute nahm ich Abschied und reiste noch denselben Abend nach Freiburg. Ich eilte nun nach Basel, wo mich Wilhelm Wackernagel schon seit längerer Zeit erwartete. Den 23. September traf ich ein und blieb acht Tage bei ihm. Wir arbeiteten täglich zusammen. Er gab gerade sein altdeutsches Lesebuch heraus. Ich lieferte ihm noch einige hübsche Beiträge dazu, unter anderen jene Komödie, die ich in Wien abschrieb. Die Handschriften der Baseler Bibliothek hatte Wackernagel zum Teil durchgesehen und manches Deutsche gefunden. Jetzt wollten wir die noch nicht berührten Schränke untersuchen. Wir wurden reichlich belohnt. Ich fand gleich anfangs in einer Handschrift aus dem Ende des 7. oder Anfang des 8. Jahrhunderts mit angelsächsischer Schrift zwei deutsche Rezepte, eins gegen den Krebs, das andere gegen eine nicht näher bezeichnete Krankheit. Zum Andenken an unser Suchen ließ ich diesen kleinen Fund drucken als „Vindemia Basileensis“.

Mein Urlaub war nun abgelaufen, und ich mußte die Schweiz, Straßburg, Brüssel und manches andere aufgeben. Ich begann meinen Rückzug. Den 1. Oktober fuhr ich mit dem Eilwagen über Kehl nach Karlsruhe. Mone war freudig überrascht. Er zeigte mir seine Sammlungen mittelniederländischer und altdeutscher Gedichte. Durch seine Vermittelung erhielt ich aus der großherzoglichen Bibliothek eine Handschrift mit althochdeutschen Glossen, die ich ganz abschrieb.

Ich eilte dann über Darmstadt, Frankfurt, Gießen, Marburg und Kassel nach Göttingen. Ich kehrte bei den Brüdern Grimm ein. Es war ein fröhliches Wiedersehen nach langer Zeit. Seit 1818 hatten wir nur durch Briefwechsel unsern Verkehr fortsetzen können. Die wenigen Tage (vom 11.—15. Oktober), die ich mit und bei Jakob, Wilhelm und Ferdinand Grimm verlebte, schienen mir frohere Erinnerungen als die drittehalb Jahre meiner hiesigen Studentenzeit. Es ward mir unendlich schwer, mich von so vieler Liebe und Teilnahme, von so vielen Schätzen des Herzens und Geistes zu trennen.

Einige Tage verweilte ich dann bei den Meinigen und in Braunschweig. Die letzte Woche Oktobers war ich in Berlin. Ich glaubte jetzt mehr als je Anspruch zu haben, in meiner amtlichen Stellung weiterzukommen. Ich besuchte den Geh. Rat Johannes Schulze, der wegen seines Einflusses „der kleine Minister“, auch wohl „Ioannes parvulus“ hieß. Er war recht

freundlich. Ich erzählte ihm von meiner Reiseausbeute und überreichte ihm die von mir unterwegs herausgegebenen Schriften. Dann äußerte ich den Wunsch, Professor ordinarius zu werden.

Sch. Das geht so nicht — da muß Sie die Fakultät vorschlagen und empfehlen, wir können die Fakultät nicht übergehen.

Ich. Auf die Weise bleibt es beim alten; denn wenn es auf die Fakultät ankommt, so werde ich nie Ordinarius.

Sch. Wir können nicht anders, können nicht anders, es geht wahrhaftig nicht. Der Minister darf die Wünsche und Vorschläge der Fakultät nicht unberücksichtigt lassen.

Mit dieser schönen Aussicht reiste ich am 1. November von Berlin ab und kam am 3. in Breslau an. Den folgenden Tag saß ich schon wieder auf der Bibliothek. Stenzler, der mich bisher vertreten hatte, freute sich, daß er erlöset war, und mich freute es nebenbei, daß es doch nun einen Menschen mehr gab, der das Lästige und Störende einer solchen amtlichen Beschäftigung gekostet hatte.

Ich ging mit frischem Mute dem Winter entgegen: ich hatte Stoff genug zum Verarbeiten gesammelt und konnte mich freuen und erquicken an so vielen schönen Erinnerungen. Um diese Zeit dankte ich dem Minister für den Urlaub und die Reiseunterstützung und bat zugleich, Sr. Majestät das Pergamentexemplar der Fragmenta theotisca mit meinem Schreiben zu überantworten und die übrigen Exemplare an die preußischen Universitätsbibliotheken verteilen zu wollen. Die Weihnachtsferien reiste ich nach Leipzig, besuchte Brockhaus und verhandelte mit ihm wegen der Horae belgicae, deren Fortsetzung mir sehr am Herzen lag. Die Tage kurz vor und nach Neujahr 1835 verweilte ich bei Moriz Haupt. Wir hatten seit Wien viele literarische Beziehungen zueinander und einen lebhaften Briefwechsel geführt. Schon dort verabredeten wir ein gemeinschaftliches Unternehmen, was nun eben jetzt ins Leben trat: Altdeutsche Blätter. Sie sollten dem Studium des deutschen Altertums kleineres Material durch sichernde Herausgabe zur Benutzung darbieten und nebenbei auch Abhandlungen, Bemerkungen, Auszüge aus seltenen und Nachträge zu wichtigen Büchern bringen. Die ersten Hefte wurden auf unsere Kosten gedruckt. Da wir das Unternehmen nicht fallen lassen mochten und auch eine längere Dauer bei größerer Teilnahme dafür erwarteten, so brachten wir gerne dies Opfer. Endlich aber ward es uns zuviel, und wir machten einen Vertrag mit Brockhaus; wir durften nun

wenigstens nichts mehr zuzahlen. Es wurden übrigens nur 300 Exemplare auf Druckpapier und 30 auf feinerem Papiere gedruckt, letztere kamen nicht in den Buchhandel.

Seit Anfang Aprils wohnte ich in dem ersten Wartenslebenschen Hause auf der heil. Geiststraße. Die Wohnung, obschon nach Norden, war sehr freundlich; ich sah in den Garten, auf den Wall, die Oder, links auf den Sand, auf die Kreuzkirche, rechts auf den Dom. Die grünen Bäume, das lebendige Wasser und das große Stück Himmel wirkten wohltätig auf mein Gemüt. Anfangs war es auch ziemlich still. Leider ward bald in den schönen Sommertagen der Garten ein Tummelplatz für die Kinder meines Nachbars, des Professor Regenbrecht. Ich ward oft dermaßen gestört, daß ich nur mit der größten Anstrengung bei dem Lärmen der Kinder zu arbeiten vermochte. „Sie scheinen sich nur wohl zu fühlen, wenn Sie nicht in Breslau sind“, sagte einmal der Minister zu mir. Und leider! so war's auch. Erst ein Vierteljahr wieder in Breslau, und schon hatte ich einen seltsamen Drang, aus Breslau wieder hinaus. Als nun die Osterfeiertage nahten, eilte ich nach Berlin zu meinem Bruder.

Den 21. April traf ich wieder in Breslau ein. Abermals bat ich schriftlich den Minister, mich zum Ordinarius zu machen.

Auf mein Gesuch erfolgte schon den 11. Mai eine Antwort des Ministers von Altenstein: er habe das Gutachten der Breslauer philosophischen Fakultät einfordern lassen. Von dem Wohlwollen des Ministers war ich überzeugt, zweifelte aber, daß ich etwas erreichen würde, wenn er den Wünschen der Fakultät nachkäme. Daß sich der Minister früher an diese nicht gekehrt hatte, konnte sie ihm nicht vergeben; es war vorauszusehen, daß sie jetzt alles aufbieten würde, dem Wunsche des Ministers entgegen zu sein. Den 30. Mai hielt sie ihre Sitzung, und ich erfuhr schnell genug ihren Beschluß, der natürlich, wie ich voraussah, gegen mich ausfiel. Ich hatte wenig Hoffnung und war verstimmt. Mein geselliger Verkehr war um diese Zeit sehr gering. Milde hatte geheiratet und war mit seiner jungen, sehr hübschen und liebenswürdigen Frau viel in Gesellschaften oder auf Reisen. Das Lewaldsche Haus war nach dem Tode der Frau Lewald wie ausgestorben. Mit Ritschl und Stenzler war ich gespannt, und die übrigen Professoren blieben mir fremd und gleichgültig wie bisher. Ohne sonderliche Abwechslung verging ein Sommertag wie der andere. Nach Tische verweilte ich ein Stündchen in Aderholzens Buchladen und spazierte dann gewöhnlich um den Wall; abends badete ich in

der Oder und ging von da ins Weinhaus, die übrige Zeit wurde gearbeitet. Der dritte Teil der Horae belgicae und meine Vorlesungen nahmen mich sehr in Anspruch.

Um nochmals meine Teilnahme für Schlesien kundzugeben, bewerkstelligte ich in der Vaterländischen Gesellschaft, daß alle Silesiaca aus der Bibliothek ausgeschieden und zu einer besonderen schlesischen Bibliothek vereint wurden. Am 10. Juni erließ ich als Bibliothekar einen Aufruf zur Gründung einer „Schlesischen Bibliothek", die alles in bezug auf schlesische Geschichte, Literatur und Naturgeschichte umfassen sollte. Ich durchsuchte manche Büchersammlung, fand manches für uns Passende und erbat es mir von den Besitzern, die es denn auch des guten Zwecks wegen bereitwillig hergaben. Ich war ziemlich glücklich und legte somit den Grund zu der heutigen schlesischen Bibliothek der Schlesischen Gesellschaft.

Bei aller amtlichen und wissenschaftlichen Tätigkeit fand ich immer noch Zeit zum Dichten und sehr willkommene Anregung. Ernst Richter, Musiklehrer am Breslauer Schullehrerseminar, beabsichtigte eine Sammlung von Liedern herauszugeben, die sich an J. G. Hientzsch, „Methodische Anleitung zum Singunterricht", anschließen sollte. Er suchte dazu noch schöne einfache Volksweisen und Texte. Ich brachte ihm Stoff genug aus unserer und meiner Bibliothek. Er fand passende Melodien, aber keine passende Texte. Er bat mich, dazu Texte zu dichten. Ich ließ mir nun die Melodien so lange vorspielen, bis ich sie auswendig wußte, ich trug sie dann so lange mit mir herum, bis ich Worte dazu fand. So entstanden mehrere Lieder. Ich dichtete dann auch ohne Melodien einige, und wenn Richter dazu keine Volksweise fand, so machte er eine eigene. Schon im August war von seiner Sammlung die erste Abteilung erschienen als „Unterrichtlich geordnete Sammlung", lauter ein- und zweistimmige Sätze und Lieder, unter den letzteren waren 23 von mir.

Meine Ordinariatsangelegenheit ging ihrer Entwickelung entgegen.

Am 2. November überraschte mich mein Bruder mit einer frohen Nachricht. Sein Brief begann: „Gratuliere, Herr Ordinarius!" Die Nachricht war verfrüht, bestätigte sich aber bald. Am 15. November hatte Se. Majestät auf Antrag des Ministers vom 20. Oktober mich zum Ordinarius ernannt.

Mehr Aufsehen als diese neue Würde machte jedoch noch mein „Buch der Liebe", welches um diese Zeit erschien. Des Fragens und Forschens, wem diese vielen Liebesergüsse galten,

war kein Ende. Es war und blieb ein Geheimnis. Nur **einer** wußte darum, und dieser eine sagte nichts und wird auch jetzt nichts sagen. Meine Liebesstimmung war zwar eine nachhaltige geworden, aber wie sie in Poesie gekommen, so löste sie sich in Poesie wieder auf, und mir blieb nichts als die Erinnerung an manchen beseligenden Augenblick.

Über meine neueste Dichtung ließen sich viele anerkennende Stimmen vernehmen. Ich war sehr erfreut darüber und fühlte mich getröstet für manches Unangenehme, welches mir meine beiden Ämter in jüngster Zeit gebracht hatten. Aber der freudige Beifall anderer konnte mich nicht befreien von der Furcht, daß sich neue Widerwärtigkeiten bald einstellen würden.

Ernstlicher als je dachte ich jetzt daran, aus meinem Bibliotheksamte erlöst zu werden, damit ich ganz meinem Fache leben könnte. Ich wendete mich deshalb an den Minister von Altenstein. Aber es blieb beim alten.

Schon lange war ich mit der Idee umgegangen, die deutsche Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte als ein Ganzes in einem Grundrisse[1]) darzustellen. Nach vielen mühsamen Vorarbeiten war es mir endlich gelungen; das Buch war fertig bis auf die Vorrede. Diese wollte ich nach Rücksprache mit Moriz Haupt bei ihm in Zittau vollenden.

Am 5. Mai starb der erste Kustos unserer Bibliothek, Dr. Johann Christoph Friedrich. Obschon mir jetzt das erste Kustodiat von Rechts wegen zufallen mußte, so hielt ich es doch für notwendig, die 600 Rt. Gehalt, welche der Dr. Friedrich bezogen hatte, zu beanspruchen, und wendete mich deshalb an den Minister. Da keine Antwort erfolgte, so wiederholte ich am 15. Juni dem Minister den Wunsch, „endlich des Kustodiats entbunden und als Professor so gestellt zu sein, daß ich diesem Amte ungeteilt Zeit und Kräfte widmen darf und als Lehrer und Schriftsteller ersprießlicher zu wirken vermag". Der Minister bedauerte jedoch, meinem Wunsche nicht entsprechen zu können, „da gar keine Fonds vorhanden sind, Sie für die mit dieser Stelle verbundenen Einkünfte anderweitig zu entschädigen".

Ich war unterdessen eingekommen um Urlaub zu einer wissenschaftlichen Reise auf drei Monate (August, September, Oktober). Die Städte, worin ich länger zu verweilen gedachte, hatte ich angegeben: Kopenhagen, Amsterdam, Leiden, Haag,

---

[1]) Die deutsche Philologie im Grundriß. Ein Leitfaden zu Vorlesungen von Dr. Heinrich Hoffmann. (Breslau. Aderholz 1836. 8°. XLII und 239 SS.), dem Geheimerat Dr. Johannes Schulze gewidmet.

Antwerpen, Brüssel und Paris. Ich reiste den 26. Juli ab. Die nächsten acht Tage verweilte ich in Berlin. Abends, den 3. August, am Geburtstage des Königs reiste ich mit der Schnellpost nach Stettin. Den folgenden Mittag um 12 Uhr fuhr ich mit dem Dampfschiff „Dronning Maria", Kapitän Lous, nach Kopenhagen. Samstag morgen den 6. August besuchte ich die Bibliothek. Ich wurde recht freundlich empfangen, aber ich merkte bald, daß man durchaus nicht geneigt war, mir eine Benutzung der Bibliothek zu gewähren, wie ich sie für meinen Zweck wünschen mußte. Den Sonntag darauf, 7. August, besuchte ich den Friedrichsberg und sah mir das Volksgetümmel an. Wunderbar schön ist die Aussicht von dort nach Kopenhagen und unvergeßlich mir der Anblick der weiten, heiteren Landschaft mit der großen Stadt, wohinter die See hervorblickt und einzelne Schiffe vorübersegelten. Den 12. August abends reiste ich von Kopenhagen wieder ab. Den anderen Morgen um 6 liefen wir in den Kieler Hafen ein. So müde ich war, so hatte ich doch im Gasthof keine Ruhe. Zunächst besuchte ich die Bibliothek, dann Herrn Boie, Sohn des J. H. Vossischen Schwagers. Am Nachmittag fuhren wir mit Ratjen im Nachen nach Düsternbrook. Zum Ruderschlage las ich ihnen das Buch der Liebe vor. Den Abend und den ganzen folgenden Tag verlebte ich mit Ratjen, der sich wahrhaft kollegialisch meiner annahm. Mittags war bei ihm große Gesellschaft. Ich lernte mehrere Kieler Professoren kennen: Hegewisch, Ritter, Olshausen, Behn. Wir waren sehr vergnügt. Überhaupt schien das hier bei der Universität ein frisches, heiter-geselliges Leben zu sein, man lebte und ließ leben. Was ich anderswo nicht gewagt hätte, wagte ich hier: ich las den Herren Kollegen meinen Reisebericht von 1834 vor und mehrere Breslauer Trinksprüche. Am Nachmittag spazierten wir nach Düsternbrook, und ich erfreute mich dieser lieblichen Landschaft am westlichen Ufer des Kieler Hafens. Den 15. August reiste ich weiter. Den 16. August traf ich in Lübeck ein. Die Stadt erinnert an die schönsten Zeiten des Mittelalters. Die stattlichen Kirchen, die hohen steinernen Häuser, meistens mit Spiegelscheiben, die reinlichen Straßen, die wohlgekleideten Leute machen einen wohltätigen Eindruck. Den folgenden Tag machte ich mehrere Besuche. Es tat mir wohl, daß ich in Dr. Deecke und Professor Classen zwei frische heitere Männer fand, denen ich viele frohe Stunden in Lübeck verdanke. Sehr befriedigt setzte ich den 19. August meine Reise fort und erreichte den folgenden Mittag Hamburg. Die Stadt machte einen großartigen Eindruck auf

mich: es war etwas anderes, Neues, was sich meinen Blicken darbot. Dies rege Getümmel, und doch dieser Ernst, diese Ruhe in allen Gesichtern, die einem begegnen oder an einem vorübergehen. Alles Geschäft, die Leute nehmen sich keine Zeit zum Sprechen, haben keine übrig zum Lachen. Der Buchhändler Herold hatte sich erboten, um und durch Hamburg mein Führer zu sein. Wir gingen durch die schönen Anlagen, verweilten oben auf dem Baumhause, freuten uns an der schönen Aussicht und an dem durch Schiffe und Nachen belebten Strome, fuhren durch den Hafen und kehrten über den Stintfang zurück. Diese Wanderungen mit Abwechselung wiederholte ich noch einige Male, Herold war immer mein liebenswürdiger lebendiger Bädeker. Sie endeten dann mit einem Frühstück und buchhändlerischen Gesprächen. Ich fühlte mich täglich heimischer in Hamburg, so neu und fremdartig mir alles anfangs war und sein mußte.

Unterdessen verfolgte ich meine literarischen Zwecke. Die Stadtbibliothek besuchte ich öfters. Obschon Professor Petersen nach seiner Ansicht glaubte mir sehr gefällig zu sein, so genügte mir doch die Durchsicht der Kataloge und das Vorlegen einiger bekannten Handschriften nicht — ich wollte sie alle selbst an- und durchsehen. Erst später wurde mein Wunsch erfüllt. Von Privatbibliotheken lernte ich nur eine kennen, die aber für meine Zwecke sehr bedeutend war, die des Dr. Janssen. Der Mann hatte mit Geschick und Eifer sein Leben lang gesammelt und besaß viele Werke aus der älteren deutschen Literatur, die sich nirgend sonstwo mehr fanden. Er war außerordentlich gefällig und ließ sich keine Mühe verdrießen, mir das zu zeigen, was ich zu sehen wünschte. Das Finden war oft schwierig, jeder benutzbare Raum des kleinen Hauses war bis unter das Dach mit Büchern vollgepackt. Ich machte mir viele Aufzeichnungen, die jetzt erst recht wertvoll sind; denn leider ist dieser bedeutende Bücherschatz bei dem großen Hamburger Brande 1842 ein Raub der Flammen geworden. Sehr angenehm war mir die Bekanntschaft mit dem Syndikus Sieveking, dem Hamburger Diplomaten, der die besten Eigenschaften eines Diplomaten besaß: er war fein gebildet, geistreich und liebenswürdig durch und durch. Ich wurde auch mit dem Kreise seiner Freunde bekannt, so mit Otto Speckter, der mir wegen seiner allerliebsten Zeichnungen zu Heys Fabeln (1833) schon lange lieb und wert gewesen war. Ich besuchte ihn nachher in seiner Familie und verlebte einen heitern Abend. Der alte Vater und seine Frau waren so ganz das Bild echt-

deutscher Biederkeit und häuslichen Glückes. Der Alte war sich der Einfachheit und Wahrheit seines Wesens bewußt, er scherzte über sich selbst und nannte sich der flachen und doch gebildet sein wollenden Welt gegenüber den „olen Plattdütschen". Schließlich muß ich auch noch des Professors Dr. Cornelius Müller gedenken. Während der Zeit meines Hamburger Aufenthalts bewies er sich sehr teilnehmend, ich war oft in seiner Familie, und wir machten manche ergötzliche Ausflüge in die Umgegend. Eines Tages führte er mich nach Billwerder zu Frau Christine von Westphalen. Wir waren zum Mittagessen eingeladen. Wir fanden die freundlichste Aufnahme und eine recht angenehme Unterhaltung. Die Frau Wirtin erregte mehr meine Teilnahme durch das, was sie in ihrem bewegten Leben erfahren, gelitten und gestrebt hatte, als durch ihre Schriftstellerei. Ihr vaterländischer, echtdeutscher Sinn während der schrecklichen Fremdherrschaft ist ihre beste Dichtung, und trotzdem daß sie durch ihre „Gesänge der Zeit" 1815 ihre Mitbürger zu beleben und zu ermutigen wußte, so ist sie doch noch kein „weiblicher Tyrtäos". Sie war in ihrem ganzen Wesen milde und anspruchlos und eine in jeder Beziehung achtungswerte Persönlichkeit, und ich dankte Herrn Müller, daß ich ihre Bekanntschaft gemacht hatte.

Von Hamburg fuhr ich über Harburg nach Bremen. Der Weg ist sehr langweilig, nur hin und wieder gewährte die Ebene ringsum etwas Eigentümliches: die blühende Heide verbreitete einen rötlichen Schimmer und die Föhrenwaldungen in der Ferne waren tief dunkelblau. Erst den folgenden Mittag erreichte ich Bremen. Da auf der Bibliothek alles geordnet und verzeichnet war und das Verzeichnis sogar gedruckt ist, so hatte ich wenig Mühe, das Wichtigste für mich herauszufinden. Ich lieh mir mehrere Bücher, um sie zu Hause näher durchzusehen. Sehr überraschte mich, auch hier ein Exemplar des Reineke (Lübeck 1498) zu finden, freilich ein unvollständiges. An Bekanntschaften und Vergnügungen fehlte es mir nicht. Der Bremer Ratskeller durfte nicht unbesucht bleiben, auch wenn Wilhelm Hauff ihn nicht verherrlicht hätte.

Am 4. September nachmittags 3 Uhr reiste ich weiter und kam am 8. spät abends in Groningen an, so daß ich erst den folgenden Tag meine Besuche machen konnte. Professor Theodor van Swinderen war sehr erfreut, mich wiederzusehen. Wir kannten uns schon von Bonn her. Obgleich seine Studien den meinigen fernlagen, so hatte er doch immer mit mir in Briefwechsel gestanden und mir den literarischen Verkehr mit Holland

vermittelt. Schon den 10. September reiste ich weiter, fuhr die Nacht durch und traf den anderen Mittag in Amsterdam ein. Es war mir ganz eigen zumute: vor funfzehen Jahren ein armer Student, und heute ein Professor ordinarius, dem soeben noch der König von Holland die große goldene Medaille verehrte. Durch Vermittelung eines Bekannten erhielt ich den freien Zutritt zu der Bibliothek des königlichen Instituts und konnte dort und zu Hause Bücher und Handschriften daraus, soviel ich wollte, mit Muße benutzen. Die Liederbücher des 17. Jahrhunderts sah ich alle durch, fand aber nichts für meine Zwecke. Auch die Bibliothek der Doopsgezinde Gemeente lernte ich kennen. Sie enthält einen Schatz alter niederländischer Gesangbücher, welche später Philipp Wackernagel in seiner Bibliographie zur Geschichte des deutschen Kirchenliedes S. 493 ff. näher beschrieben hat. Soviel Zeit ich täglich auf meine literarischen Arbeiten verwenden mußte, so blieb mir doch noch genug zum Sehen übrig. Besonders genußreich war der Besuch des königlichen Museums und der damaligen Kunstausstellung, letztere arm an historischen Bildern, desto reicher aber an schönen Landschaften, wodurch sich die niederländische Schule noch immer auszeichnet. Ich fühlte mich bisher recht heimisch: ich lebte ja ganz nach Wunsch, ich konnte sehr bequem arbeiten — und dennoch bekam ich einen Anfall von Heimweh, der mich dermaßen traurig und unruhig machte, daß ich eines Mittags einpackte und sofort abreiste. Wehmütig wurde mir, als ich den 17. September nach 15 Jahren wieder in das alte gastliche Haus zu Leiden eintrat.

Dr. Salomon hieß mich herzlich willkommen. Ich bezog meine alte Wohnung und war sofort angenehm und bequem eingerichtet. Ich besuchte zunächst die alten Freunde und Bekannten: Tydeman, van der Palm, Siegenbeek, van Assen, Clarisse, Bake, Geel, van Kampen. Das waren die wenigen noch übriggebliebenen aus der alten Zeit; sie waren zum Teil recht alt geworden, einige hatten viel häusliches Leid erfahren, nur Tydeman hatte seine jugendliche Regsamkeit und Geistesfrische bewahrt.

Schon in Groningen hatte ich erfahren, daß mir vom Könige der Niederlande die große goldene Medaille erteilt worden sei. Ich fand es passend, persönlich meinen Dank auszusprechen. Der König gab an gewissen Tagen allgemeine Audienzen. Ich fuhr zu einer solchen nach dem Haag hinüber. Der König empfing mich und redete mich deutsch an: „Habe ich schon mal das Vergnügen gehabt, Sie zu sehen?“ Nachdem

ich meinen Dank dargebracht hatte, äußerte er seine Freude, daß ich als ein Fremder so glücklich im Finden gewesen sei und mich so eifrig mit der alten Sprache und Dichtung der Niederländer beschäftige. Der König war überaus huldvoll, und ich ging sehr befriedigt heim. Nachher besuchte ich Holtrop, Bibliothekar der königlichen Bibliothek, und bekam alle Handschriften zu sehen, die ich zu sehen wünschte. Abends war ich wieder in Leiden.

Am 5. Oktober verließ ich Leiden. Den 7. abends kam ich nach Bonn. Als ich den anderen Morgen in den Straßen umherwanderte, tauchten unendlich viele Erinnerungen auf. Ich erkundigte mich nach meinen früheren Wirten und Bekannten — die meisten waren verkommen oder verschollen oder gestorben. Ich wurde wehmütig gestimmt. Ich machte einige Besuche. Welcker lud mich zum Mittagessen ein. Nach Tische ging ich allein nach Poppelsdorf. Es war mir wie damals, als ich zum ersten Male denselben Weg ging, aber die schöne Aussicht nach dem Siebengebirge war nicht mehr, sie war zugebaut worden. Ich suchte meine alte Wohnung und konnte sie lange nicht wiederfinden: das Haus war umgebaut, der frühere Besitzer gestorben, seine Familie ausgewandert. Am Abend kam ich mit mehreren Professoren zusammen, ich kannte keinen einzigen. Es war mir alles so fremd, daß ich schon den dritten Tag weiterreiste. Meine wehmütige Stimmung begleitete mich und stellte sich noch später wieder ein. So entstanden die „Poppelsdorfer Erinnerungen“:

Ihr blauen Berge seid es wieder,
Du bist es wieder, grünes Tal!
Hier sang ich meine ersten Lieder,
Ich liebte hier zum erstenmal.

Von Linz ab reiste ich mit Karl Simrock. Wir kehrten in Koblenz in den „Riesen“ ein und wollten unsern alten Universitätsgenossen Peter Adams begrüßen. Da hieß es, er wäre im Theater; heute würde der „Glöckner von Notre-Dame“ ausgepfiffen. Dies war bereits versucht worden, als wir ins Parterre eintraten; die Ultramontanen waren in die Flucht geschlagen, und der „Glöckner“ wurde ungestört bis zu Ende gespielt. Man sah uns groß an, als wir uns nach einem Mitpfeifer erkundigten. Den anderen Morgen kam Adams zu uns und lud uns zu Mittag ein. Obschon bei Tische unser Bonner Leben der Hauptgegenstand der Unterhaltung war, so konnte es doch nicht fehlen, daß das Gespräch immer wieder in die Gegenwart hinüber-

spielte, und dann war es für unsereinen nicht angenehm; ich fühlte mich so unfrei, es ward mir so unheimlich, so beklommen. Alle meine alten Koblenzer Freunde standen mit an der Spitze des sogenannten Glaubensheeres und bildeten den Kern der deutschen Ultramontanen. Mit solchen Leuten kann ein ehrlicher Deutscher nicht gemütlich verkehren. Ich fühlte mich erst wieder frei und froh bei meinem lieben biedern, freisinnigen, klaren und gemütlichen Carl Bädeker. Ich reiste mit Schnell- oder Extrapost weiter. Erst in Göttingen hielt ich Rast. Den 13. Oktober gegen Abend kam ich an und kehrte bei den Brüdern Grimm ein. Der Empfang war ein überaus herzlicher. Wilhelm war sehr leidend und reizbar, ich verkehrte meist nur mit Jakob. Dieser fragte mich, ob ich noch geneigt wäre, in Gesellschaft zu gehen, Otfried Müller habe zur Einweihung seines neuen Hauses seine Freunde eingeladen. Ich war bereit. Zu rechter Zeit fanden wir uns ein. Müller, der mich schon von Berlin her kannte, empfing mich sehr freundlich. In den großen hellerleuchteten Räumen bewegte sich die feine Welt Göttingens. Man begrüßte sich, wurde einander vorgestellt, sprach etwas, trank Tee, später Wein, und suchte sich sehr anständig zu vergnügen. Anfangs bewahrte auch ich den echten Salonton. Als mich Jakob Grimm dem Professor Gervinus vorstellte und unser beider Namen nannte, verbeugten wir uns sehr artig und sahen uns an und sprachen kein Wort. Nach dieser geistreichen Unterhaltung wendeten wir uns wieder der übrigen Gesellschaft zu. Da rief ich für mich: „Ich bin des trocknen Tons nun satt“, und setzte mich mit Siebold und einigen lustigen Gästen in einem Nebenzimmer zusammen. Hier fingen wir an, uns allerlei hübsche Geschichten zu erzählen, und entwickelten eine ungemeine Heiterkeit. Ich war unerschöpflich, fand ein sehr dankbares Publikum und dachte: Hofrat hin! Hofrat her! Hoffart muß Zwang leiden. Den andern Tag war ganz Göttingen noch voll von meinen Geschichten, und mancher lachte noch nachträglich. Selbst Wilhelm Grimm, der doch viel Geschichten wußte und gern und gut erzählte, hätte den Abend nicht gegen mich ankommen können.

Die folgenden Tage machte ich Besuche bei von Siebold, Gieseler, Otfried Müller, Dahlmann, Benecke, Höck. Jakob zeigte mir alle neueren Erscheinungen auf dem Gebiete der deutschen Sprachwissenschaft, und auf der Bibliothek sah ich mir das Fach der deutschen Literatur näher an. Benecke lud uns zum Abendessen ein. Ich ging zeitig hin; Jakob folgte erst später nach, er war kein Freund des Tabaksgeruchs und

wußte, daß Benecke gerne vorher rauchte. Benecke kannte ich schon früher von der Bibliothek her; ich sah ihn dort in den weiten Sälen feierlich einherschreiten, den Hut etwas seitwärts zur Linken gerückt, ohne eine Miene zu verziehen. Ich ahndete nicht, daß derselbe Mann gemütlich und heiter sein konnte. Kaum hatte er mich begrüßt und willkommen geheißen, so bot er mir eine Pfeife an: „Es ist der edelste Genuß, den die Welt hat; die neuere Kultur möchte uns gern auch darum bringen." Als das Abendessen bereit war, erschien Jakob Grimm. Bei Tische entspann sich eine vielseitige und heitere Unterhaltung. Benecke erzählte: „Der Iwein ist vergriffen, Reimer will abrechnen." — „Nun," sagte Jakob schalkhaft lächelnd, „da hätten Sie uns wohl mehr aufwichsen können!" Es war ein angenehmer Abend, der uns noch am anderen Morgen ergötzte. Jakob war so heiter gestimmt, daß er im 4. Teile seiner Grammatik, woran er eben arbeitete, eine Anmerkung gegen Benecke strich. Sonntag abend den 16. Oktober nahm ich Abschied und reiste den folgenden Morgen in aller Frühe mit der Post nach Hannover und von da mit Extrapost nach Bothfeld zu meinen Verwandten. Zwei Tage war ich in Bothfeld, oder eigentlich in Hannover; denn jeden Tag machten wir dahin einen Spaziergang.

Bei Pertz war ich mit meinem Schwager etwa eine Stunde. Wir sprachen viel über Handschriften und Bibliotheken. Den andern Tag ging er mit mir auf die königliche Bibliothek; ich sah mir die Handschriften alle an, durch seine Vermittelung erhielt ich später mehrere geliehen. Die Bibliothek glich mehr einer Rumpelkammer, wohin man Dinge schafft, die man anderswo nicht unterbringen kann.

Den 20. Oktober reiste ich mit meiner Schwester und ihrer Tochter Alwine in meine Heimat. So ein Stück Lüneburger Heide wie über Burgdorf und Ütze läßt sich nur mit Geduld und Humor angenehm durchreisen. Der Kutscher mit seinen Ackerpferden übereilte sich nicht, die Wege waren schlecht, oft gar nicht vorhanden; wir fuhren meist nur der Richtung nach. Endlich in der Dunkelheit waren wir da. Ich sprang vom Wagen herab, setzte mir einen Frauenhut auf, hüllte mich in meinen Mantel, machte mich ganz klein und spazierte so am Arme meiner Schwester in das elterliche Haus. Niemand kannte uns. Neugierig kamen die Unsrigen herbei, bekomplimentierten uns und führten uns in ein Nebenzimmer. Da erhob ich mich und — die freudigste Überraschung war gelungen. Das Wetter war schön, meine Stimmung noch schöner: ich war sehr lustig, und die Meinigen waren es auch, besonders meine Mutter.

Den 25. Oktober traf ich in Berlin ein, den folgenden Tag hatte ich Audienz beim Minister und den 30. war ich wieder in Breslau. Wohl hegte ich die Hoffnung, künftighin, unangefochten in meinen amtlichen Beziehungen, heiter und zufrieden meiner Wissenschaft leben zu können. Diese Hoffnung sollte nie in Erfüllung gehen: die Breslauer Bibliothek war und blieb einmal mein Plagegeist. Den 14. November meldete mir GR. Heinke meine Ernennung zum ersten Kustos mit 440 Rt. Gehalt (also 160 Rt. und 7 Klafter hartes Holz weniger als mein Vorgänger!). Er bemerkte jedoch: „Dabei hat jedoch das hohe Ministerium ausdrücklich nicht für notwendig befunden, Ihre diesfälligen Geschäfte durch eine Ihnen speziell zu erteilende Dienstinstruktion festzustellen.“ Ich war also von neuem der Willkür des Oberbibliothekars preisgegeben. Der alte Zankapfel war geblieben.

Ich war bis jetzt immer noch Professor ordinarius designatus und hatte als solcher nur ein Jahr das Recht, Mitglied der Fakultät mit Sitz und Stimme zu sein. Ich dachte schon lange wie die Frau meines Kollegen R.; diese bat jedes halbe Jahr, wenn der Katalog erschien, ihren Mann: „Schaff' dir doch das eklige Des vom Leibe!“ Dazu gehörte, daß man erstlich eine lateinische Abhandlung verfaßte und drucken ließ und zweitens dieselbe in lateinischer Sprache vor den dazu eingeladenen Mitgliedern der Universität öffentlich verteidigte. Meine Abhandlung war bereits gedruckt: Caerl en de Elegast critice editus. Da niemand an der Universität vom Niederländischen etwas verstand als der Dr. August Geyder, damals ein hoffnungsvoller, beliebter Privatdozent in der juristischen Fakultät, so wählte ich ihn zum Opponenten. Es fehlte mir noch ein Opponent und ein Respondent. Zu jenem verstand sich Karl Gabriel Nowack, später bekannt geworden durch Herausgabe eines schlesischen Schriftstellerlexikons. Mein Respondent wurde der ausgezeichnete lateinische Lexikograph Dr. Wilhelm Freund. Um die lateinische Komödie recht schön in Szene zu setzen, war eine Vorbereitung nötig: wir kamen alle vier zusammen und beschlossen, die und die Punkte sollten so und so angegriffen und verteidigt werden.

Der 22. Dezember, der Tag meiner Habilitation, erschien. Es waren zugegen Rektor und Senat, der Dekan und viele Mitglieder der philosophischen Fakultät. Das Publikum war sehr zahlreich: viele Studenten, die sonst selten zu dergleichen Feierlichkeiten erscheinen, hatten sich eingefunden, alle neugierigst harrend der Dinge, die da kommen sollten; denn es

hieß in der Stadt: „Der Hoffmann spricht heute lateinisch.“ Ich hatte mit meinem Respondenten in einer Bank Platz genommen, vor mir in einer anderen saßen die beiden Opponenten. Ich erhob mich und bewillkommnete mit den gewöhnlichen hochtrabenden Floskeln die Anwesenden. Se. Spektabilität antwortete darauf ebenso hochtrabend. Die Disputation begann. Mein Respondent sprach sehr fließend und widerlegte glänzend alle Einwürfe der Opponenten, so daß diese nach einiger Zeit nichts mehr vorzubringen wußten. Da sagte ihnen denn der Respondent viel Schmeichelhaftes, diese wieder ihm und alle endlich mir. Ich erhob mich und dankte und wollte eben, als Se. Spektabilität schon das Ganze für geschlossen zu betrachten schien, abtreten, da wendete sich noch einer meiner Kollegen, Professor Kutzen, an mich. Auf einen solchen Überfall ex corona — wie es auf gut ciceronianisch heißt — war ich nicht vorbereitet und hatte auch keine Lust, mit meinem mittelalterlichen Latein glänzen zu wollen. Kutzen fragte mich, warum ich critice editus gesagt hätte, passender wäre wohl gewesen usw. Ich tat, als ob ich mich zur Verteidigung anschickte, nahm mein Büchlein in die Hand, sah hinein und sprach dann mit lauter fester Stimme: „Concedo“. Ein lautes Gelächter erscholl und lächelnd empfahl ich mich und sang für mich den Schluß des bekannten Bierliedes:

Und Hermann der Sieger
Zog jubelnd davon.

Dritter Band.

(Breslau, 1837 bis 1842.)

Das neue Jahr 1837 begann ich mit dem bangen Gefühle, daß mir viel Ärger und Verdruß aus meiner Bibliotheksstellung erwachsen, und daß ich selten einer so ruhigen, heiteren Stimmung des Gemüts mich erfreuen würde, um zum Dichten zu gelangen. Auch fürchtete ich für meine wissenschaftlichen Arbeiten, welche vielen ungestörten Fleiß erforderten. Mir war seltsam zumute, als ob es mit meiner dichterischen Tätigkeit von jetzt an vorbei wäre und das Inter arma silent Musae auch für mich seine Bestätigung gefunden hätte. Wehmütig, wie man den Nachlaß eines lieben Freundes sichtet und ordnet, um das Beste daraus der Welt mitzuteilen, so ging ich an meine Gedichte, die seit 1834 entstanden waren. Von den wenigen wählte ich nur wenige aus. Die Reinschrift war bald vollendet. Ich schickte sie an Moriz Haupt, mit dem ich eben damals in lebhaftem freundschaftlichen Verkehre stand, und bat ihn um eine strenge eingehende Kritik. Zu meiner großen Freude erfüllte er meine Bitte; schon den 16. Januar sendete er mir meine Handschrift zurück mit seinen Urteilen über manche Gedichte und mit allerlei Bemerkungen über einzelnes, die ich denn auch mit vielem Danke benutzte. Diese Gedichte erschienen bald darauf als „Neue Sammlung“ bei meinem Freunde G. P. Aderholz in Breslau.

Die Bibliothek, meine Vorlesungen und „Fundgruben“ nahmen meine ganze Zeit in Anspruch; ich arbeitete viel und war sehr aufgeregt, hatte aber doch wenigstens äußerlich Ruhe. Doch es war nur ein Waffenstillstand; denn schon im Februar begannen wieder die Feindseligkeiten.

Der Herr GR. Heinke meldete mir schriftlich am 18. Februar, wenn ich mich in betreff der abwechselnden Führung des Ausleihejournals und der Dienststunden bis zu Eingang höherer Entscheidung nicht den Anordnungen des Oberbibliothekars fügte,

so „dürfte das wahrscheinlich eine Gehaltssuspension zur Folge haben". Den anderen Tag wendete ich mich an das Ministerium. Statt dessen erhielt ich am 6. März ein Schreiben des GR. Heinke, worin mit Bezugnahme auf meine Eingabe mir eröffnet wird, daß es bei den Amtsstunden sein Bewenden habe.

Den 2. April beging ich meinen 40. Geburtstag. Ich war ernst, aber doch nicht mutlos; vertrauensvoll sah ich der Zukunft entgegen und sprach das in einem Gedichte aus. Freilich war ich dann auch wieder sehr wehmütig gestimmt, und ich litt manchen Tag, manche Nacht wie am Heimweh. Nur dann und wann gelang es mir, mich durch das Dichten zu trösten. So entstand jenes, auch von anderen vielgesungene Lied:

Abend wird es wieder:
über Wald und Feld
Säuselt Frieden nieder
Und es ruht die Welt.

In meinem einsamen und unbehaglichen Leben ward mir doch manche Teilnahme, manche Freude. Ich unterhielt einen lebhaften Briefwechsel mit befreundeten Gelehrten und Künstlern, der sehr anregend und lehrreich war. Meine Gedichte fanden freundliche Aufnahme und wurden viel und mitunter glücklich komponiert. Meine wissenschaftlichen Werke hatten sogar außerhalb Deutschlands Freunde gefunden. Angenehm überrascht wurde ich durch einen Brillantring, welchen mir der König der Belgier verehrte, und zu besonderer Freude gereichte mir, daß Jakob Grimm auch mir unter „Den mitforschenden Freunden" den 4. Teil seiner Grammatik gewidmet hatte.

Da ich ohne Bescheid auf mein Schreiben vom 21. März an das Ministerium geblieben war und mir mein Kustodengehalt fortwährend zurückgehalten wurde, so machte ich abermals, und zwar am 26. Mai, einen gründlichen Versuch, das Ministerium zu einer mir günstigen Entscheidung zu bewegen. Es erfolgte keine Antwort. Am 14. August kam ich beim Ministerium um Urlaub ein zu einer Reise nach Belgien und legte zugleich bei den 2. Teil meiner „Fundgruben" und den 5. der Horae belgicae nebst einer amtlichen Bescheinigung meiner gehaltenen Vorlesungen. Den 3. September erhielt ich Reiseurlaub, durfte aber nicht abreisen, bevor ich das Geschichtsfach revidiert hatte. Das geschah und am 5. zeigte mir der GR. Heinke an, ich könne reisen; und ich reiste am folgenden Tage ab.

Wie einem Gefangenen zumute sein muß, der nach jahrelanger Haft endlich aus seinem engen, düstern, dumpfen Kerker

befreit wieder den Himmel sieht und die freie Luft atmet, so fühlte ich mich wieder frisch und froh, wie neugeboren, als ich den Postwagen bestieg. Obschon ich die erste Station ohne alle Gesellschaft war, so verging mir doch die Zeit rasch genug, ich machte die schönsten Pläne für die Zukunft. Ich verweilte einige Tage in Berlin, machte mehrere Besuche, wurde mit meinem Bruder viel eingeladen und verlebte mit seinen und meinen Freunden manche heitere Stunde. Schon den 9. September hatte ich Audienz beim Minister von Altenstein. Er empfing mich sehr freundlich und erkundigte sich teilnehmend nach meinen Studien und den Breslauer Verhältnissen. Ich äußerte mich sehr frei und bat ihn abermals um eine baldige Versetzung an eine andere Universität. Am 12. September ging ich zum GR. Joh. Schulze. Wie ein Wütender trat er mir entgegen:

„Was wollen Sie?"

„Nichts, Herr GR., als Ihnen meine Aufwartung machen."

„Alle Welt ist unzufrieden mit Ihnen, alles ist gegen Sie. Über keinen Menschen ist so viel geschrieben als über Sie. Es ist eine widerwärtige, fatale Sache. Ich werde den Minister bitten, mich davon zu dispensieren. Sie haben es aufs Äußerste gebracht. Es wird an den König gehen. Heinke nimmt seinen Abschied."

Ich entgegnete ganz ruhig, er wurde heftig und immer heftiger, daß ich denn endlich auch nicht ruhig und sanft blieb. Dreimal empfahl ich mich und jedesmal: „Herr GR., ich hoffe, daß ich Ihnen nie wieder Veranlassung geben werde, so aufgebracht gegen mich zu werden —".

Denselben Tag verließ ich Berlin. Am 20. September in der Morgendämmerung kam ich in Löwen an. Nachdem ich gefrühstückt hatte, eilte ich zum Bahnhofe. Ich war sehr gespannt; ich hatte bis jetzt noch keine Eisenbahnfahrt gemacht. Kaum war das Zeichen angelangt, daß der Zug nahe, so waren alle Übergänge der Bahn abgesperrt. Soeben sah ich erst den Dampf in der Ferne, und da ward auch schon der Zug wie im Nu sichtbar und hielt an. Ich war außer mir vor Erstaunen, unwillkürlich trat ich zurück, als der Zug daherbrauste. Ein ganzes Bataillon Soldaten stieg aus, ordnete sich und zog unter Trommelschlag zur Stadt hinein. Nach einer Weile war der Zug wieder zur Rückkehr bereit. Das Zeichen zum Einsteigen gegeben und gleich darauf zur Abfahrt. Ich kam aus meinem Erstaunen gar nicht heraus und war nicht wenig verwundert, daß auch nicht ein einziger meiner vielen Reisegenossen auch nur die

Miene verzog; die neue wunderbare Art der raschesten Reisebeförderung schien jedem schon etwas ganz Gewöhnliches geworden zu sein. In Mecheln mußte ich mehrere Stunden warten bis der Zug nach Dendermonde ging. Von hier ab bis Wetteren war die Bahn noch nicht eröffnet, die Weiterbeförderung geschah durch Postwagen. Erst des Abends gelangte ich in Gent an und kehrte in den „Wiener Hof" ein. Ich eilte sofort zu Willems. Er war nicht zu Hause, ich durfte aber nicht lange auf ihn warten. Er hieß mich herzlich willkommen und lud mich ein, bei ihm zu wohnen, damit wir gegenseitig besser miteinander verkehren könnten. Ich nahm die freundliche Einladung an und den folgenden Tag (21. September) zog ich bei ihm ein. Willems ist eine stattliche Gestalt; die gerade Haltung seines Körpers, der Ernst in seinem Gesichte und die ruhige bedächtige Sprache geben ihm eine gewisse Würde, die darauf hindeutet, daß er in der Gesellschaft eine hervorragende Stellung einnehmen müsse. Und diese hatte er auch infolge seiner früh gehegten aufopfernden Liebe für alles Vlämische in Sprache, Dichtung und Sitte. Seit seinem ersten Auftreten als Schriftsteller mit seiner Verhandeling over de nederduytsche Tael- en Letterkunde (1819 bis 1824) hat er durch eine Reihe von Werken die Liebe für das Vlämische bei seinen Landsleuten zu erwecken gewußt. Er galt für den tüchtigsten Kenner der alten vlämischen Sprache, und in ihm war der Mittelpunkt aller der Bemühungen, das Vlämische, die Volkssprache Brabants und Flanderns, als Schrift-, Schul- und Staatssprache wieder zur Geltung zu bringen. Durch seine Fürsprache erhielt ich die reiche van Hulthemsche Handschrift (Cod. Hulth. No. 192) geliehen, und nahm mir Abschrift von den merkwürdigen alten Schauspielen, die ich später als Horae belgicae, Pars VI. herausgab. Durch ihn lernte ich mehrere Gelehrte in Gent kennen, so wie auch das dortige gesellige, wissenschaftliche und künstlerische Leben und Treiben. Er führte mich ein in die Ressource, die Concordia und die Maetschappy van vlaemsche Letteroefening, die mich am 22. September zu ihrem Mitgliede aufnahm. Eines Nachmittags war ich von Serrure zum Kaffee eingeladen. Ich traf dort einige Professoren, auch W. G. Raßmann, der mir als Vergleicher und Ergänzer der Manessischen Sammlung für von der Hagen bekannt war. Raßmann hatte sich später anderen Studien zugewendet und war Professor an der Universität zu Gent geworden. „Nun," fragte er mich, „wohin werden Sie denn von hier reisen?" — Scherzhaft erwiderte ich, aber scheinbar mit einer gewissen Zuversicht: „Jetzt gehe ich nach Valen-

ciennes und entdecke dort das Ludwigslied.“ Man lachte, und ich lachte mit. Den folgenden Tag (26. September) um 3 Uhr verließ ich Gent, übernachtete in Mecheln und ging über Brüssel nach Valenciennes.

Nach einer langweiligen, schlaflosen Nacht kam ich hier den 28. September gegen Mittag an, halb krank und sehr verdrießlich. Ich frage sofort nach dem Bibliothekar. Nachdem ich ihn gefunden, führt er mich in die Bibliothek. In dem ersten Zimmer links vom Eingange sehe ich unter den Büchern viele alte Bände. Ich frage, ob ich wohl die Bücher der Reihe nach durchsehen könne. Er hat nichts dawider. Jetzt beginne ich hoffnungsvoll mein Suchen. Viele Handschriften stehen zwischen den Büchern. Als ich mit den ersten drei Reihen, den Folianten, fertig bin, machen wir Mittagspause. Gegen 2 Uhr finde ich mich wieder ein und fahre mit dem Durchsehen fort. Da ich die Bücher nicht mehr von unten abreichen kann, so besteige ich eine Leiter. Schon bin ich wieder mit einer Reihe fertig, da bitte ich den Bibliothekar, eine zweite Leiter für sich zu holen und mir die Bücher zu reichen. Schon beim zehnten Buche etwa schreie ich jubelnd auf und schlage meinen Nachbar vor Freuden auf die Schulter, daß er fast das Gleichgewicht verliert: „Voilà, Monsieur!“ Der alte Büffeleinband mit den Schriften des Gregorius von Nazianz hatte mich nicht betrogen. Auf der Rückseite des 141. Blattes steht das Ludwigslied, und wie bin ich erstaunt, zugleich das älteste romanische Gedicht, ein Lobgesang auf die heilige Eulalia, bisher völlig unbekannt. Ich nahm mir sofort Abschrift und stellte wiederholte Vergleichungen an. Meine Freude war groß: wie ein Feldherr nach einer gewonnenen Schlacht zog ich triumphierend in meinen Gasthof ein. Ich vergaß alle Plagen meines heftigen Schnupfens und die Kälte meines Zimmers mit dem roten Backsteinestrich. Ich gab die Weiterreise nach Frankreich hinein völlig auf; denn einen bedeutenderen Fund glaubte ich doch nicht machen zu können. Den anderen Morgen besuchte ich wieder die Bibliothek; ich fand noch allerlei, aber nichts von großer Bedeutung. Ich dankte dem gefälligen Bibliothekar und verließ Valenciennes, nachdem ich noch zuvor Willems meinen Fund gemeldet hatte. Einige Tage blieb ich in Brüssel. Den 4. Oktober des Nachmittags begab ich mich auf den Bahnhof und wollte nach Gent. Da hieß es aber: „Der Zug geht nur nach Antwerpen.“ Ich mochte nicht wieder umkehren, also gut, nach Antwerpen. Ich sah mir die Stadt an und las die Zeitungen. Da fand ich denn im „Indépendant“ schon meiner gedacht: „Mr. le professeur

H. von F. vient de faire une découverte des plus importantes dans les manuscrits de la bibliothèque publique de Valenciennes“ etc. Am folgenden Vormittag war ich erst bei Willems. Er freute sich sehr meines Doppelfundes und hatte bereits alles eingeleitet, daß sofort der Druck begonnen werden konnte. Es war ihm sehr willkommen, daß ich ihm für sein Belgisch Museum einen so wichtigen Beitrag beisteuerte. Es waren wenige, aber heitere Tage, und noch heiterer die Abende, die ich in Gesellschaft mit Willems, Philippus Blommaert, Prudentius van Duyse und Professor Lenz verlebte.

Den 8. Oktober war ich bereits wieder unterwegs. Ich blieb bis zum 13. in Löwen und trat dann die Heimreise an. In Dresden besah ich, was man hier so zu besehen pflegt: Gemäldesammlung, Grünes Gewölbe, Bibliothek und Brühlsche Terrasse. Ich besuchte mehrere Schriftsteller und Künstler. Bei Julius Mosen verlebte ich einen angenehmen Abend; er las uns einiges aus seinem „Ahasver“ vor. Vorher waren wir zusammen bei Tieck. Ich war zu lebendig, so daß Tieck wenig zu Worte, geschweige denn zum Lesen kam. Das mochte den alten Herrn verdrossen haben; denn später erzählte mir Mosen, bei Tieck sei von mir einmal die Rede gewesen und Tieck habe bemerkt: „Ja, es ist noch immer der alte Student.“ Ich hatte damals wie früher und auch jetzt noch wenig Ruhe, stundenlang still auf einem Fleck zu sitzen und mir etwas vorlesen zu lassen. So sehr ich Tiecks Vorlesetalent schätzte, so mochte ich doch dies Vergnügen nicht mit einem ganzen Abend unbeweglichen Stillsitzens, aufmerksamen Zuhörens und Schweigens erkaufen. Zu dieser Art des Dresdener guten Tons konnte ich mich nicht emporschwingen.

Den 30. Oktober kehrte ich nach Breslau zurück. In meiner Bibliotheksangelegenheit war von seiten des Ministeriums nichts erfolgt. Das widerwärtige Gefühl der Ungewißheit dauerte für mich fort. Die Teilnahme meiner Freunde und Bekannten war mir zwar ganz lieb, vermochte aber mich nicht in dauernd heitere Stimmung zu bringen. Der Anlässe, mich heiter und frei im geselligen Verkehre zu fühlen, waren wenige, aber sie waren doch. Eines Abends war ich zum Weinprobieren von einem Gastwirt miteingeladen. Als das prüfende Geschäft im vollen Gange war, wurde die Unterhaltung sehr lebendig. Wir kamen auf das nahe bevorstehende Schillerfest zu sprechen. „Ja,“ sagte einer der Anwesenden, „meine Herren, ich habe etwas mit Schiller erlebt, dessen sich wenige rühmen können.“ Er erzählte nun, wie er als Student mit anderen Studiengenossen

1804 in Lauchstädt gewesen sei, und wie sie Schiller zu verherrlichen versucht hätten, und was sich dabei zugetragen. „O," sagte ich, „das ist ja eine wunderschöne Geschichte, die darf nicht verloren gehen." Schon den anderen Tag hatte ich sie in Verse gebracht. Das Schillerfest, der 10. November, kam heran. Professor Schön führte den Vorsitz. Man hatte sich diesmal an ihn gewendet, weil man geglaubt, ich würde zum 10. November von meiner Reise noch nicht zurückgekehrt sein. Mir war dieser Präsidentschaftswechsel sehr willkommen: ich konnte mich nun als gewöhnlicher Gast freier und rücksichtsloser bewegen, mich auch zu meinen Freunden setzen und durfte mich nicht abängstigen mit der Leitung des Ganzen und der genauen Beobachtung der Rangordnung gewisser bei solcher Gelegenheit nie fehlender vornehmer Gäste. Die Gesellschaft war in heiterster, harmlosester Stimmung. Da warf ich eine Granate hinein: ich trug vor: „Schiller in Lauchstädt 1804". Ich sprach mit wahrer Seelenruhe, laut und deutlich, daß dem Hörer kein Wort verloren gehen konnte. Jeder kannte mein Verhältnis zu Heinke, jeder wußte, wie parteiisch und feindselig der Mann gegen mich intrigierte, jeder fand es, wie ich, unpassend, daß der außerordentliche Regierungsbevollmächtigte und Kurator der Universität zugleich Polizeipräsident der Haupt- und Residenzstadt Breslau war. Ich war noch nicht zu Ende, so erfolgte bei den Worten:

„Und sitzt und singt, da — kommt — die Polizei"

ein wahrhaft homerisches Gelächter mit lautem Beifallklatschen und Seitenblicken auf Heinke. Ich hielt inne und ließ sie jubeln und klatschen, einige suchten unter dem Tische mit den Händen ihrer Herzensmeinung Ausdruck zu geben. Nach einer Pause fuhr ich fort:

„Was will der Sklav' bei freien Männern hier?"

Ein neuer Jubel brach los. Nach einer Pause fuhr ich ruhig fort, als ob nichts vorgefallen wäre. Unter allgemeinem Jubel setzte ich mich, gleichgültig tuend, nieder.

Von allen Wünschen in der Welt
Nur einer mir anjetzt gefällt,
Nur: Knüppel aus dem Sack!
Und gäbe Gott mir Wunschesmacht,
Ich dächte nur bei Tag und Nacht,
Nur: Knüppel aus dem Sack!

Mit diesem Liede, womit ich später die verhängnisvollen „Unpolitischen Lieder“ beginnen ließ, beschloß ich das alte und begann ich das neue Jahr, also eben nicht in beneidenswerter Stimmung. Alle Gesuche, alle Audienzen beim Minister, alle Büchereinsendungen — hatten keine endliche Lösung meiner Bibliotheksangelegenheit herbeizuführen vermocht. Da immer nichts erfolgte, schrieb ich am 1. Februar an einen Freund meines Bruders in unserm Ministerium, ich wäre sehr bereit, mein Kustodiat aufzugeben, und wollte gerne um meines äußern und innern Friedens willen ein großes Opfer bringen; man möchte mir nur die Hälfte des Gehalts (also 200 Rt.) lassen. Ich bäte ihn, das gelegentlich Sr. Exzellenz kundzutun.

Den 3. März kam ich um meine Entlassung von der Bibliothek ein. Als ich keine Antwort erhielt, wiederholte ich mein Gesuch am 4. April und bat zugleich um Urlaub zu einer Reise nach Wien, um den schon in meinen „Fundgruben“ T. 2, S. 296, angekündigten Katalog der altdeutschen Handschriften der dortigen Hofbibliothek zu vollenden. An demselben Tage, 4. April, starb der Oberbibliothekar Wachler. Den 8. April bat ich zum dritten Male um Entlassung von der Bibliothek und erinnerte den Minister an sein Versprechen vom 11. März 1836: „bei einer Freiwerdung anderweitiger Fonds mich von meinen Bibliotheksgeschäften zu entbinden und durch jene zu entschädigen“. Den 8. Mai kam ich abermals um Reiseurlaub beim Minister ein. Auf alle Eingaben erfolgte keine Antwort.

Unterdessen entspann sich zwischen mir und Unterholzner ein sehr ärgerlicher Briefwechsel. Unterholzner nahm als Nachfolger Wachlers sofort die Fehde gegen mich mit großem Geschäftseifer auf; ich sollte nun durchaus die Buchführung wieder übernehmen und, wenn ich das nicht wolle, so würde er einen auf meine Kosten zu remunerierenden Stellvertreter annehmen. Ich suchte mich bestens dagegen zu verteidigen und schloß nicht eben auf freundlich-kollegialische Weise: „Wollen Ew. Wohlgeboren übrigens die gegen mich beabsichtigte Maßregel in Ausführung bringen und die Verantwortlichkeit derselben übernehmen, so betrachte ich mich von dem Augenblicke an, daß solches geschieht, als ausgeschieden aus dem Bibliotheksdienste — was ich ja ohnedies stündlich erwarte. Ich flehe inbrünstig zu Gott, daß er mich künftighin bewahren möge vor jeder amtlichen Beziehung zu Ew. Wohlgeboren.“ — Die von Unterholzner angeordnete Maßregel wurde natürlich vom GR. Heinke gebilligt. Diesem aber antwortete ich noch auf sein

Schreiben vom 30. April an mich, daß ich mich jetzt als ausgeschieden betrachten müßte.

Ich fühlte mich nun wieder frei, aber sehr unbehaglich. Die ewige Bibliotheksfehde hatte mich endlich doch sehr angegriffen, ich war geistig und körperlich leidend. Die Poesie, die mich sonst noch getröstet und erfreut hatte, war wie für immer geschwunden, die Lust an wissenschaftlichen Arbeiten mir verleidet. Ich hatte den 6. Teil der Horae belgicae nicht mit jener Freudigkeit, wie ich begann, vollenden können, darum heißt es denn auch unter der Vorrede „Breslau vor, in und nach der Marterwoche 1838". Er erschien jetzt endlich auch noch unter dem besondern Titel: „Altniederländische Schaubühne. Abele Spelen ende Sotternien." Der viele Ärger und Verdruß, dem ich täglich ausgesetzt war, wirkte nachhaltig durch die Erinnerung daran. In dieser Lage traf mich ein Schreiben des Ministers vom 18. Mai. Ich war von dem Inhalte nicht weiter überrascht; ich wußte, daß der Minister, der sonst sich immer so wohlwollend meiner angenommen hatte, durch die ewigen gehässigen Berichte von Breslau wider mich eingenommen war. Er wolle von einer gegen mich einzuleitenden Untersuchung abstehen, da jetzt der Oberbibliothekar gestorben sei, mache aber zur Bedingung, daß ich von jetzt an die vorgeschriebenen Stunden von 9—12 Uhr der Bibliothek widme; könnte ich das mit meinen literarischen Bestrebungen und übrigen Neigungen (von meinen Vorlesungen ist keine Rede, ich hatte letzten Winter deren 4 gehalten) nicht vereinigen, so könnte ich den 1. Juli d. J. abtreten mit einem Verluste von 200 Rℓ zur Remuneration für einen statt meiner anzunehmenden Kustos.

Endlich schien die Stunde der Erlösung von der Bibliothek geschlagen zu haben: mein Vorsatz war gefaßt, auch der plötzlich eingetretene Tod des Professor Unterholzner am 25. Mai konnte mich nicht davon abbringen. Fest entschlossen, mein Kustodiat aufzugeben, sah ich jetzt ruhig der Entwickelung der Dinge zu. Da kamen meine Freunde, mißbilligten meine Hartnäckigkeit und meinten, es sei Pflicht für mich, unter den jetzigen Verhältnissen etwas für mich zu tun. Ich war schwach genug, nachzugeben. Ich machte einen letzten Versuch und reiste nach Berlin. Den letzten Mai kam ich an und schon den Sonntag darauf, den ersten Pfingsttag, hatte ich Audienz beim Minister in Schöneberg. Der Minister war sehr freundlich und ging auf meine Bitte ein: „mir versuchsweise die Verwaltung der Königlichen und Universitätsbibliothek übertragen zu wollen".

Den andern Tag besprach ich mich mit Schulze, und zu meiner nicht geringen Überraschung war er mit meinem Wunsche einverstanden und meinte, es hätten sich zwar viele gemeldet, ich sei jedoch vor allen zu berücksichtigen. Ich trat nun wieder ein bei der Bibliothek in der guten Meinung, daß mir die alleinige Verwaltung übertragen werde. Es hatte sich übrigens schon längst wieder eine andere Ansicht im Ministerium geltend gemacht. Schon am 21. Juni erhielt ich ein Schreiben vom GR. Heinke, worin er meldete, daß es das Ministerium für rätlich erachtet habe, bis zum Eintritt des zu ernennenden Bibliothekars die Bibliothek durch eine Kommission interimistisch verwalten zu lassen. Sehr schnell hatte ich die Überzeugung gewonnen, daß meine letzten Schritte in der Bibliotheksangelegenheit ganz vergeblich gewesen waren. Über die Besetzung der Oberbibliothekarstelle waren viele Gerüchte im Umlauf. Endlich erfuhr ich als gewiß, das Ministerium würde diese vorläufig nicht wiederbesetzen und Elvenich als Bibliothekar anstellen. Und wirklich wurde Peter Joseph Elvenich, der frühere Direktor des Leopoldinums, Bibliothekar.

In der festen Überzeugung, daß alles ohne irgend Berücksichtigung der mir gemachten Versprechungen und meiner sich von selbst ergebenden gerechten Ansprüche bereits entschieden sei, kam ich um meine Entlassung ein. In einem Schreiben vom 22. November gewährte mir der Minister von Altenstein meine Bitte. Ich schrieb auf dies Schreiben des hohen Ministeriums die Verse des Thomas a Kempis:

Quum a multis molestaris,
nihil perdis, sed lucraris.
Patiendo promereris,
multa bona consequeris.

Ich war nun beruhigter geworden. Ich las mit Lust und Liebe meine vier Kollegia. Ganz besondere Freude machte mir das über die Literaturgeschichte des Mittelalters. Ich lernte selbst viel dabei, es war zugleich sehr anregend für mich. Die Teilnahme der Zuhörer war eine lebendige und erhielt sich bis zum Schlusse.

Mein geselliger Verkehr beschränkte sich auf die Familien Milde, Aderholz und Professor Müller und einige Freunde. Zu diesen gehörte seit kurzer Zeit der Maler Ernst Resch. Er war im Februar von Dresden, seiner Vaterstadt, nach Breslau übersiedelt und erfreute sich als trefflicher Porträtmaler allgemeiner Anerkennung. Sein offenes und lebendiges Wesen,

verbunden mit dem liebenswürdigsten Humor, machte mir den Verkehr mit ihm lieb und wert.

Am 31. Dezember nahm ich Abschied von der Bibliothek, worin mir 15 Jahre lang Stoff genug geboten war, ein prächtiges Seitenstück zu schreiben zu Hufelands Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, nämlich: „Die Kunst, das menschliche Leben zu — verkürzen.“

Mit dem neuen Jahre 1839 hatte meine amtliche Schriftstellerei vorläufig ihre Endschaft erreicht; ich bekam nur noch ein Schreiben vom Ministerium, worauf keine Antwort nötig war: ich erhielt für das Sommersemester Urlaub zu einer literarischen Reise nach Österreich, Bayern, Württemberg, der Schweiz, Baden, Frankreich und Belgien. Einer angenehmeren Schriftstellerei konnte ich mich jetzt widmen.

Die Vorbereitungen zu meiner Reise waren vollendet, ich konnte jeden Tag abreisen, ich wartete nur auf milderes Wetter. Am 7. März verließ ich Breslau. Vom 12. März bis 10. Mai blieb ich in Wien. Mein Hauptzweck war die Vollendung des schon 1834 begonnenen Verzeichnisses der altdeutschen Handschriften der Hofbibliothek. Niemand konnte mir dazu behilflicher sein als Endlicher, und niemand war es auch wie er; nicht eifriger hätte er sich der Sache annehmen können, wenn es seine eigene gewesen wäre. Er sorgte dafür, daß mir alle Handschriften vorgelegt wurden, verschaffte mir die nötigen Hilfsmittel und ermunterte mich zur Ausdauer, wenn ich mitunter die ganze Arbeit aufgeben wollte: sie war in der Tat durch die peinliche Genauigkeit, die immer beobachtet werden mußte, sehr angreifend und in betreff der Ermittelung des Inhalts oft sehr trocken und unerquicklich. Endlicher war der erste, den ich besuchte. Er empfing mich sehr herzlich; er war noch ganz derselbe wie früher: teilnehmend, aufopfernd, gefällig, liebenswürdig. Wir sahen uns fast täglich. Ich war oft zu Tische eingeladen, Sonntag und Donnerstag regelmäßig. Besonders angenehm aber waren die vielen Abende, die ich im Endlicherschen Hause verlebte. Seine Frau lernte ich jetzt eigentlich erst kennen, im Jahre 1834 lebte sie auf dem Lande. Cäcilia, Tochter Adam Müllers, war eine feingebildete, liebenswürdige Frau. Sie hatte viel Sinn für Poesie und überhaupt für Kunst, sie zeichnete selbst sehr hübsch. Auch ihre jüngere Schwester und ihr Bruder Albert pflegten zuweilen sich einzufinden. Es wurde dann immer viel gesprochen, gesungen, gescherzt und gelacht. Endlicher hatte damals vielen Umgang mit J. P. Kaltenbaeck, und so kam ich mit diesem auch in

nähere Berührung. Wir waren oft zusammen und unterhielten uns über österreichische Dichter, Sprache, Volkslieder, Sitten und Gebräuche. Kaltenbaeck hatte allerlei hübsche literarische Pläne, schien mir aber nicht die gehörige Ausdauer zu haben, etwas gründlich und erschöpfend auszuarbeiten. Ich habe später nie erfahren, daß er etwas Bedeutendes geleistet hat. Er war übrigens sehr gefällig und wußte mir zu meinen Arbeiten manches Buch zu verschaffen, das ich sonst nirgend bekommen konnte. Bei meinen anstrengenden Arbeiten und dem mitunter recht schlechten Wetter — den 3. April schneite es immer fort — war ich unwohl und endlich recht verdrießlich geworden. Endlicher suchte mich zu zerstreuen und zu erheitern. Als die schönen Tage kamen, fuhren wir öfter zusammen in die Umgegend und den Prater. Zuweilen gingen wir auch ins Theater. So sehr mich jene Fahrten in der freien, herrlich auflebenden Natur erquickten, so wenig vermochte es das eigentliche Wiener Schauspiel. An diesem Unsinn, dieser Gemeinheit in Worten und Darstellung bekam ich einen gründlichen Ekel. So sah ich im Theater an der Wieden Nestroys „Verhängnisvolle Faschingsnacht", worin der Verfasser selbst den Holzhacker spielte, und noch heute ist mir die Erinnerung daran eine widerwärtige. Mit Kopitar traf ich nur auf der Hofbibliothek zusammen. Eines Abends war ich bei Karajan. Theodor Georg von Karajan hatte sehr früh erkannt, bei seiner großen Vorliebe zu geschichtlichen Forschungen aus den Quellen, daß eine Kenntnis des Altdeutschen notwendig sei. Seit einiger Zeit trieb er es nun mit großem Eifer. Er hatte eben das Gedicht von den Siebenschläfern herausgegeben. Er ist später als Germanist mit großem Glück und reichen Hilfsmitteln tätig gewesen und hat sich namentlich um die österreichischen Dichter des Mittelalters große Verdienste erworben.

Auf der Hofbibliothek lernte ich Lenau kennen. Ich besuchte ihn später in seiner Wohnung. Er war ernst und zurückhaltend und machte den Eindruck eines Menschen, der mit sich und der Welt zerfallen war. Wir sprachen über Magyarentum, die Lüneburger Heide, Amerika, Tirol — so hätte ich mich mit manchem anderen auch unterhalten können. Vier Wochen nachher kam er mit einigen Bekannten zu mir. Wir gingen in die „Birne" auf der Landstraße. Der schöne Saal war überfüllt von Gästen. Wir fanden mit Mühe ein Plätzchen und speisten sehr gut zu Abend. Lanner trug vieles auf der Geige vor und ahmte meisterhaft die Olebullschen Kunststücke nach, so daß das Publikum alle Augenblicke in lauten, anhaltenden Jubel

ausbrach. Mich ergötzte die Geschichte gar sehr, und ich war recht lustig. Lenau nahm wenig teil an unserer Unterhaltung, noch an dem, was Lanner bot; er rauchte aus seinem wohlgepflegten Meerschaumpfeifenkopf und sah sehr gleichgültig drein. Wir sahen uns nie wieder und wären uns auch später nicht näher gekommen: wir hatten keine wechselseitige Anziehungskraft.

Den 2. Mai feierten Endlicher und ich ein hochwichtiges Ereignis mit Champagner und Gesang, nämlich die Vollendung meines Verzeichnisses der altdeutschen Handschriften der Hofbibliothek. Die nächsten Tage hatte ich nun noch genug zu tun mit dem fünffachen Register. Endlich war auch das vollendet, und in wahrer Herzenslust schrieb ich darunter: Explicit hoc Maio, gracias Deo quinquies aio. Ich ordnete meine Papiere, nahm Abschied, und am 10. Mai setzte ich meine Reise fort. Endlicher und Kaltenbaeck begleiteten mich bis Heiligenkreuz. Dort nahmen wir Abschied. Weder Endlicher noch Kaltenbaeck sah ich je wieder.

Sonntag den 12. Mai in aller Frühe fuhr ich nach Göttweih hinauf. Ich wurde ebenso freundlich empfangen wie im J. 1827 und 1834. Es waren angenehme Tage. Den Morgen verbrachte ich meist für mich auf meinem Zimmer oder in der Bibliothek. Bei Tische pflegten wir lange zu sitzen: die Unterhaltung war vielseitig, lebendig und lehrreich. Der Nachmittag und Abend wurde zu Spaziergängen verwendet. Fortwährend das herrlichste Frühlingswetter und nach allen Seiten hin wundervolle Aussichten. Ich fühlte mich recht wohl und munter. Aus den mancherlei Gesprächen erinnere ich mich noch einer Äußerung des Abtes. Als eine seiner theologischen Ansichten angefochten ward, beharrte er dabei und erklärte: „Nihil revoco, nihil explico.“

In Linz weilte ich nur einen Tag. Dann fuhr ich nach St. Florian und feierte dort das Pfingstfest. Das Wetter war launig, der Regen verwandelte sich in Schnee; das Tal war grün und das Gebirge ringsum mit Schnee bedeckt. Ich reiste nun dem Hochgebirge entgegen und so aus einem Frühling in den anderen. Auf dem Wege nach Kremsmünster war die ganze Gegend ein grünes Meer von Gras und Laub mit Blütenwellen. Manche Apfel- und Birnbäume waren so mit Blüten bedeckt, als ob sie in ein weißes Tuch gehüllt wären. Ich fand auch hier wie in St. Florian die gastlichste Aufnahme. Von hier begab ich mich nach der Benediktinerabtei Lambach. Die Bibliothek hat etwa 500 Handschriften und ist von Mone genau durchsucht. Ich fand nichts mehr für meine Zwecke. Das Wetter war ziem-

lich gut, das Gebirge lag in voller Klarheit da, und den ganzen Weg hin sah ich den stattlichen Traunstein. Der Weg bis Salzburg sehr unterhaltend: bei Schwanenstedt am Ausflusse des Attersees links das Gebirge des Salzkammerguts, bei Straßwalchen Blick auf den Irr- oder Zellersee, bei Seekirchen Ansicht des Wallersees mit dem Staufen im Hintergrunde, prachtvoll. In Salzburg war ich völlig eingeregnet. Ich wohnte im „Schiff", konnte aber nicht flott werden. Die Wolken hingen fest an den Bergen, und der Nebel ließ sich als Regen nieder. Nachdem ich trostlos bis Mittag gewartet hatte, entschloß ich mich, einen Einspänner zu mieten. Der Paß wurde visiert, ein Passierschein gelöst, das Wetter klärte sich auf und dem Reisevergnügen stand kein irdisches Hindernis weiter im Wege.

Vom 26. bis zum letzten Mai in München. Ich verkehrte nur mit Schmeller, Martius und Maßmann. Mit allen dreien war ich öfter zugleich zusammen, oder der eine und der andere besuchte mich, oder ich ihn. Schmeller unverändert, immer der fleißige, sinnige und gründliche Forscher, der kenntnisreiche und bescheidene Gelehrte und liebenswürdige Freund. Wir sprachen viel über die deutschen Studien, altdeutsche Metrik, Volkslieder u. dgl.[1]).

Als ich Maßmann besuchte, war er eben beschäftigt mit seiner Ausgabe des Eraklius und der Faksimilierung eines Bruchstückes des alten Reinhart für Jakob Grimm. Er war sehr unbefangen und freundlich. Es schien, als ob alle unsere früheren Häkeleien für immer vergessen sein sollten. Ich hatte ja nie etwas gegen seinen wissenschaftlichen Eifer und Fleiß und habe nie seine wirklichen Verdienste in Abrede gestellt. Mir mißfiel nur immer die Art und Weise, wie er die Ergebnisse seines Forschens zutage förderte, diese sich nie genügende Gründlichkeit, die zuletzt in Verworrenheit ausartete, und das peinliche Streben, allergenauest etwas wiederzugeben, welches denn oft ebendeshalb mißglückte, so daß am Ende nicht allein Worte, sondern sogar ganze Zeilen ausgelassen waren. So mißfiel mir auch immer sein wunderlicher, breitspuriger Stilus, wo jeder Satz fortwährend von Zwischensätzen unterbrochen wird. So konnte ich auch nie hübsch finden, daß er bei allen seinen wissenschaftlichen Arbeiten immer seine Haus- und Herzensangelegenheiten zur Sprache brachte; ein Muster derart ist seine Vorrede zum letzten Teile von Graffs Sprachschatz.

Von dem öffentlichen Leben in München erfuhr ich nur

[1]) Schmellers Briefe an mich sind gedruckt in Pfeiffers Germania, 12. Jahrgang (1867), S. 248—253.

wenig. Den Bockkeller besuchte ich zweimal. Das Bier schmeckt angenehm, ist aber für unsereinen zu stark. Die Leute drängten sich dermaßen hinein und hinaus, daß man schwer ein Glas Bier, noch schwerer einen Platz bekommen konnte. In dem düstern schmierigen Raume, der überhaupt nur einmal erst geweißt zu sein schien, bei dem wühligen Gedränge und dem Heidenlärme war es mir sehr unbehaglich. Wenn man die Tische sah voll Überreste des Biers und dann die alten schmierigen Radiweiber, wie sie aus ihren schmierigen Taschen ein schmieriges Buchsbaumbüchschen, worin 5 Löcher, hervorholten und auf den schmierigen Tisch einige Körnchen Salz herausklopften, und wie der gute Bayer den Rettich verarbeitete, dann hatte man genug. Doch ländlich, sittlich. Den anderen Tag zogen die Leute von der Fronleichnamsprozession unmittelbar mit Schärpen und Fahnenstangen in den Bockkeller, von der Glaubens- zur Biereinheit. In der zwanglosen Gesellschaft, in welche mich Maßmann einführte, lernte ich dagegen das feine Münchener Leben kennen; da gab es Salami und Spargel, Affentaler, Oberpfälzer und Champagner. Es waren hier als Gegensatz des Bayertums nur eingewanderte Münchener: von Martius, Thiersch, Neumann, E. Förster 2c.

Den 31. Mai verließ ich München. Mit einem Hauderer machte ich die Fahrt nach Innsbruck. Auf dem letzten Teile des Weges öffneten sich uns hin und wieder herrliche Aussichten auf das Inntal und das südliche Hochgebirge mit seinen Schneefeldern und Gletschern. Zuletzt fuhren wir im grünen Inntale: felsiges Hochgebirge auf beiden Seiten, oben kahl und noch mit Schnee bedeckt, von der Mitte bis zum Fuße herab Föhren, Tannen und Buchen, ein schöner Weg bis Innsbruck. Ich ging sofort in die Kirche zum heiligen Jakob und besah das Grabmal Maximilians I. und das Denkmal Andreas Hofers und besuchte dann die Plätze, wo die Tiroler gegen die Bayern gefochten hatten. Am anderen Tag sang ich mir, aber in anderer Stimmung, als jener hatte, der das Lied zum ersten Male sang:

Innsbruck! ich muß dich lassen,
Ich fahr' dahin mein' Straßen.

Ich wollte nun von hier an den Bodensee und brauchte dazu vier ganze Tage. In Meersburg angelangt, ging ich sofort zum alten Schlosse hinauf, um den Freiherrn von Laßberg kennen zu lernen. Er hatte das alte Gebäude ziemlich wohnlich einrichten lassen und seine Bibliothek, die einen Schatz altdeutscher Handschriften enthält, darin aufgestellt. Ich wurde

wie ein fahrender Ritter begrüßt: „Hat der Burgwart schon Ihre Sachen in Empfang genommen?“ — „Die sind noch im ‚Goldenen Löwen‘, wo ich abgestiegen bin.“ — „Nun, es versteht sich von selbst, Sie bleiben bei mir — die Sachen sollen sofort geholt werden.“ Mir war die freundliche Einladung sehr willkommen, ich hatte ebenso großes Verlangen, den Herausgeber des „Liedersaals“ wie seine Bibliothek näher kennen zu lernen. Laßberg, schon damals sehr alt, war immer noch eine stattliche Gestalt: groß, in gerader Haltung stehend oder einherschreitend, mit schneeweißen Haaren und dem vertrauenerweckenden Blicke machte er den Eindruck eines ehrwürdigen, biederen und gemütlichen alten Mannes. Er führte mich in das nächste Zimmer, wir setzten uns, und ich mußte mit ihm den Willkomm in 34er Meersburger trinken. Es erschienen nun auch seine Gemahlin, Maria Anna, geb. Freiin Droste-Hülshoff, erst seit dem 19. Oktober 1834 Frau von Laßberg, und ihre Schwester Annette Elisabeth, die Dichterin. Beide begrüßten mich als alten Bekannten; ich hatte sie als junge Mädchen in der Familie Haxthausen in Bökendorf, ihren Verwandten, kennen lernen. Laßberg zeigte mir nun seinen Handschriftenschatz, zunächst ein mit Edelsteinen reich geschmücktes Evangeliarium aus dem 9. Jahrhundert, dann die prachtvoll geschriebene Hohenemser Handschrift der Nibelungen und viele andere, sowie viele saubere Abschriften von seiner Hand. Ich führte ein einfaches, angenehmes Leben. Den Morgen blieb ich auf meinem Zimmer, vor Mittag war der alte Herr nicht sichtbar. Nach Tische gingen wir dann in die Bibliothek, und ich verzeichnete so nach und nach sämtliche Handschriften. Am 10. Juni nahm ich Abschied. Um 8 Uhr morgens segelte ich hinüber nach Staad, ging dann zu Fuß nach Konstanz und fuhr gegen Abend mit dem Eilwagen nach St. Gallen, wo ich erst um Mitternacht eintraf. Die berühmte St. Galler Stiftsbibliothek war immer das Ziel meiner Wünsche gewesen. Ich beabsichtigte, alle noch darin vorhandenen althochdeutschen Werke nach und nach herauszugeben nach eigener sorgfältiger Abschrift oder Vergleichung der bisher erschienenen Abdrücke mit der Urschrift. Ich war drei Tage hintereinander, jeden Tag mehrere Stunden in der Bibliothek. Ich sah mir viele Handschriften an und las den ganzen Arxschen Katalog durch. Da überzeugte ich mich denn, daß ein langer Aufenthalt notwendig sei, wenn ich meinen Zweck erreichen wollte. Den dritten Tag lernte ich den Professor Heinrich Hattemer kennen. Er hatte sich bisher viel mit neuer deutscher Grammatik beschäftigt, auch eben erst eine

„Teutsche Sprachlehre“ in seiner Vaterstadt Mainz herausgegeben. Es ließ sich erwarten, daß bei dem jetzigen Standpunkte der deutschen Sprachwissenschaft auch Hattemer sich mit der Geschichte der deutschen Sprache befaßt habe und auch darin etwas zu leisten bereit sei. Wir sprachen nun über die althochdeutschen Denkmäler. Hattemer äußerte, daß er schon daran gedacht habe, sämtliche herauszugeben. Ich redete ihm sehr zu; mir lag ja nur daran, daß überhaupt die Arbeit einmal geschähe. Hattemer versprach mir, sich eifrig dem Unternehmen zu widmen. Am 17. Juni verließ ich St. Gallen. Ein lebenslustiger junger Prager war mein Reisegefährte. Morgens um 1/23 kamen wir in Rapperschwyl an, bestiegen die alte Burg und warteten auf den Sonnenaufgang. Bald sahen wir die Berge am Zürichsee in wundervoller Beleuchtung. Mit dem Dampfschiffe nach Zürich und früh am Morgen dort. Am Nachmittage machte ich einige Besuche. So unzulänglich meine bisherige Kenntnis der schweizerischen Zustände gewesen war, so wurde ich doch bald im Verkehre mit den Parteien über ihre beiderseitigen Ziele aufgeklärt, und da jeder, der überhaupt mit und unter den Schweizern leben wollte, Partei nehmen mußte, so nahm auch ich Partei, und meine Wahl war nicht schwer. Die nächsten Tage verkehrte ich nur mit den Liberalen, die ich unterdessen kennen gelernt hatte: Oken, Follen, Orelli, Ettmüller rc. Einige Tage wohnte ich bei Follen. Über Basel, wo ich Wilhelm Wackernagel besuchte, fuhr ich dann nach Paris. Eine langweilige Fahrt. Die Gegend in Franche-Comté und Champagne beinahe überall ohne Reiz: Hügel bald kahl, bald mit Getreide, bald mit Reben, keine dunkelen Wälder, keine Wiesen; die Dörfer alle wie Städte, kahl und durchsichtig, alles ohne Poesie.

In Paris (9. Juli) suchte ich zunächst einen Haupteindruck zu gewinnen: ich ging zu den bedeutendsten öffentlichen Gebäuden, Plätzen, Straßen, Brücken, ich sah Louvre, Palais Royal, Tuileries, Quai Voltaire, Pont Neuf, Place Vendôme, Rue Vivienne, de Rivoli etc. Ich war wenig befriedigt; mir war, als ob ich alles das schon großartiger und schöner gesehen hätte. Erst den dritten Tag besuchte ich die Bibliothek und wiederholte dann öfter meine Besuche. Ich lernte hier mehrere Landsleute kennen, die auch zu wissenschaftlichen Zwecken nach Paris gekommen waren. Dies war am Ende der Hauptgewinn, den mir die Bibliothek brachte. Schon am zweiten Tage merkte ich, daß ich dort für meine Zwecke wenig ausrichten könnte. Ich ließ mir die Manessische Sammlung geben und begann eine

Vergleichung mit der Bodmerschen Ausgabe. Bald überzeugte ich mich, daß eine Abschrift weit weniger Zeit erfordern würde. Überdem war mein Exemplar so schlecht planiert, daß sich mit der besten Karmintinte nicht hineinschreiben ließ. Ich beschränkte mich auf die Abschrift des Gottfried von Nifen, an dem im Abdruck 171 Strophen fehlen. Irgendeinen Fund in den unzähligen Handschriften zu machen, daran war gar nicht zu denken. Es wurde niemand zu den Handschriften gelassen, um unter Aufsicht eine nach der anderen herauszunehmen und durchzusehen. Die vorhandenen Verzeichnisse, namentlich die in G. F. Haenel, Catalogi librorum mss. (Lps. 1829) gedruckten, waren teils ungenau, teils mangelhaft. Wenn man im Lesezimmer sich nacheinander alle Handschriften, je eine nach der Reihe der Nummern, hätte geben lassen wollen, so würde man viele Jahre dazu gebraucht haben. Übrigens waren auch damals wohl noch viele Handschriften gar nicht einmal verzeichnet und zugänglich. Von der Verwaltung dieser ungeheueren literarischen Schätze war ich schlecht erbaut. Viele wichtige neuere Bücher (z. B. Graffs Sprachschatz) waren nicht da; als ich mir Diez, Romanische Grammatik erbat, erhielt ich sie broschiert und nicht einmal — aufgeschnitten, und sie war doch schon 1836 erschienen. Da die Bibliothek also wenig meine Zeit in Anspruch nahm, so blieb gerade genug für andere Dinge. So besuchte ich das Musée du Louvre. Zuviel des Sehenswerten. Ich sah die drei Säle mit französischen Gemälden, dann die drei mit deutschen und niederländischen und endlich wieder drei mit italienischen. Dann ägyptische Altertümer, Waffen aller Art und aller Zeiten, Schiffsmodelle, Antiken. Unten waren noch drei Säle mit Bildern berühmter spanischer Meister. Als ich die vielen abgehärmten, bleichen, mitunter gräßlichen Gesichter sah, da wurde mir angst und bange, und ich eilte bald von hinnen, überdem war nach dem stundenlangen Sehen mein Kunstinteresse völlig erschöpft. Viel Vergnügen gewährte mir der Jardin des plantes, damals noch wohl einzig in seiner Art. Der Blumenmarkt — es gibt deren mehrere, ich besuchte nur einen — hatte für mich großen Reiz, nicht allein wegen der vielen schönen Blumen, sondern mehr noch, um kennen zu lernen, welche Blumen am liebsten zu Sträußen und Kränzen verwendet werden. Die Blumenmädchen hatten vielen Geschmack in Zusammenstellung der Farben und Blütenformen. Von St.-Cloud gefiel mir am besten die Aussicht nach Paris hin. Die beschnittenen Bäume und die geraden Wandelbahnen waren ebenso wie im Guckkasten meiner Kindheit. Die Julifestlich-

keiten, 29. Juli, die ich noch erlebte, ließen viel zu wünschen übrig. Sie hatten gewiß Geld genug gekostet. Das Feuerwerk war so matt wie die Begeisterung des Volks.

Die angenehmste Erinnerung an Paris ist immer noch für mich, wenn wir Deutsche unter uns waren, miteinander speisten oder Kaffee tranken im Palais Royal. Es war immer eine lebendige, gemütliche Unterhaltung, voll Scherz und Witz, daß wir oft mehr Lärm machten als hundert Franzosen. So hatten einmal unser 8 sich bei Pestel ein besonderes Zimmer geben lassen. Da ging es lustig her. Wir verzehrten aber auch in wenigen Stunden mehr als ebensoviel Franzosen oft kaum in einer Woche, 87 Francs 8 Sous. Da ich damals so nahe der Champagne war und so gerne Champagner trinke, so wollte ich die Gegend kennen lernen, wo das vortreffliche Getränk bereitet wird. Ich machte also von Paris aus einen Ausflug nach Reims und Epernay über Soissons.

Ich war dann nur noch wenige Tage in Paris und leider krank. Als ich mich wieder erholt hatte, war der 31. Juli herangekommen. Mein Zweck war gewesen, Paris kennen zu lernen, die Bibliothek zu benutzen und mich im Französischsprechen zu üben. Von diesen drei Dingen hatte ich das erste so ziemlich erreicht, das zweite wenig und das dritte gar nicht: meine Landsleute waren mir lieber, als mich in einer fremden Sprache mit Fremden zu unterhalten über Dinge, die mir am Ende recht gut fremd bleiben konnten.

Reise nach Lyon über Provins, Nogent, Troyes mit der Messagerie bis Dijon, dann mit dem Kurier bis Châlons-sur-Saône. Auf der letzten Strecke Weinberge rechts und links, die den guten Burgunder liefern: Clos-Vougeot, Vosne, Nuits, Beaune. Von Châlons mit dem Dampfschiffe weiter, langweilige Fahrt, das Wasser oft so seicht, daß wir festsitzen und schwer wieder flott werden.

Am 3. August Ankunft in Lyon. Den andern Tag besuchte ich das städtische Museum: Naturalien, Antiken, darunter besonders viele römische Grabsteine mit Inschriften und Gemälde. Später spazierte ich nach den Höhen von Fourvières. Prachtvolle Aussicht vom Turme. Ich hegte noch immer Hoffnung, in den Lyoner Bibliotheken ein altromanisches Werk des 9. oder 10. Jahrhunderts zu finden. Nach den Hänelschen Verzeichnissen schien das sogar gewiß. Ich ging in die Stadtbibliothek. Mr. Antoine Péricaud, der Bibliothekar, ein bekannter Lyoner Geschichtschreiber, war sehr gefällig und zeigte mir alle Handschriften. Ich fand nichts. Ich fragte nach dem Rouman

d'Anseis und erhielt zur Antwort, derselbe sei in der Bibliothèque de l'Académie des Arts. Dort fand ich das Gesuchte, es war eine Handschrift des — 14. Jahrhunderts.

Ich war recht wohl und munter. Wenn ich mit meinen Landsleuten, die ich zufällig kennen gelernt hatte, spazierte, so sangen wir manch deutsches Lied und kümmerten uns nicht um die Leute, die an uns vorübergingen. Unser Verkehr war ein sehr heiterer und gemütlicher, und es ging uns allen recht zu Herzen, als wir den letzten Abend noch ein Lied anstimmten und so Abschied nahmen.

Den letzten Tag (den 6. August) in Lyon fühlte ich mich sehr allein, ich hatte keine Seele mehr, mit der ich ein deutsches Wort reden konnte, ich war sehr wehmütig gestimmt. Da suchte ich mich durch Dichten zu trösten, und so entstand mein Lied:

Wie sehn' ich mich nach deinen Bergen wieder,
Nach deinem Schatten, deinem Sonnenschein!
Nach deutschen Herzen voller Sang und Lieder,
Nach deutscher Freud' und Lust, nach deutschem Wein.

Gegen 8 Uhr abends mit der Messagerie nach Genf. Das Schönste daselbst war mir die Aussicht von der Rousseau-Insel auf den See, die Stadt und die Alpen mit dem Montblanc; die ist wirklich entzückend schön. Am 9. August nachmittags 2 Uhr mit dem Dampfschiffe nach Vevey. Heiterer Himmel, der Montblanc prachtvoll, grünlichblau der See. Der Montblanc verschwindet oft und kommt immer wieder zum Vorschein. Lausanne freundlich im Sonnenscheine am Abhange des Gebirges. Links verliert sich die Jurakette.

Vevey, auf deutsch Vivis, ist wenig einladend. Ich war schon eine Strecke im Orte und erwartete wenig. Man hatte mir die „Fleur de lis" empfohlen. Ich stand vor einem Hause, welches nichts vom himmlischen Glanze einer Lilie hatte. Ich trat ein und stieg eine ziemlich dunkele, hohe, schmale, steile Treppe hinauf. Da wurde ich deutsch angeredet. Ich erbat mir ein Zimmer und bekam eins, wie ich es mir nur wünschen konnte. Ich trat ans Fenster und sprang auch gleich voller Freude hinaus auf die Terrasse davor, die mit Sträuchen und Blumen freundlich geschmückt war. Da lag vor mir der See, ringsum blauer Duft, drüben die Alpen im Abendrot. Lange, lange stand ich im Anschauen versunken, ich konnte mich nicht satt sehen. Wie oft schon habe ich seitdem an Vevey gedacht, wie oft an diese seligen Augenblicke!

Am andern Morgen wandelte ich am See. Zufällig traf

ich meinen alten Freund Hagnauer von Aarau. Große Freude. Wir blieben mehrere Stunden beisammen. Ich mußte ihm versprechen, ihn in Aarau zu besuchen. Zunächst fuhr ich nach Bern. Professor Kortüm suchte ich vergebens, erst am Abend spät kam er zu mir. Ich lernte ihn zuerst kennen, als er noch mit Göttling dem neugegründeten Gymnasium in Neuwied vorstand. Wir freuten uns beide des Wiedersehns nach so langer Zeit. Wir saßen bei Tische und waren eben im besten Gespräche, da kam der Weibel und gebot Feierabend: „'s isch Zyt, ihr Here!" und der Republikaner mußte sich dieser philisterhaften Einrichtung fügen, wenn er nicht wie auch der Wirt einen Laubtaler Strafe bezahlen wollte.

Kortüm immer noch derselbe, ein biederer Charakter voll bewundernswürdiger, rücksichtsloser Freimütigkeit, der bis ans Ende seines Lebens seine glühende Freiheitsliebe bewahrte. Auf einer dreitägigen Fahrt ins Berner Oberland unterhielten wir uns viel, sehr viel, ernst und heiter, wie es eben Stimmung und Stoff mit sich brachte. Wir sprachen über die traurigen Zustände Deutschlands, über Frankreich und die Schweiz, über unsere Geschichtschreiber und Politiker. Kortüm, der so vieles erlebt und durchforscht hatte, sprach sich frei über alles aus, er ließ sich nicht durch glänzende Taten und vortreffliche Werke verleiten, nur darauf allein sein Urteil zu gründen; er faßte die ganze Vergangenheit und Gegenwart eines Mannes zusammen. Dahlmann konnte er es nie vergeben, daß er einst auf dem hannoverschen Landtage gegen die Amnestie der unglücklichen Göttinger aufgetreten war. Die Reise hatte für mich den Vorteil, daß ich in meinen politischen Ansichten bald berichtigt, bald aber auch befestigt wurde.

Über Solothurn nach Aarau. Ich kam erst spät abends an und traf in einer Weinwirtschaft Hagnauer und seine Freunde und Bekannte. Angenehme Überraschung und ein langes heiteres Zusammensein. Es gefiel uns dort im Freien so gut, daß wir uns fast jeden Abend einfanden. Der gesellige Ton war ein anderer als in ähnlichen Gesellschaften in Deutschland: es wurde mitunter so heftig gestritten, und man ward wechselseitig so ausfällig gegeneinander, daß mir angst und bange wurde. Schließlich löste sich denn doch alles wieder in Wohlgefallen auf. Den anderen Tag gingen Arm in Arm friedlich und gemütlich, die abends erbittert miteinander stritten. Das republikanische Wesen mit seiner ewigen politischen Aufregung macht die Leute leidenschaftlicher und rücksichtsloser in allen ihren Beziehungen zur Gesellschaft. Noch den letzten Abend waren wir alle zusammen.

Dann gaben sie mir das Geleit zur Post. Ich fuhr allein in einer kalten Mondscheinnacht nach Basel. Den 27. August mit dem Dampfschiffe nach Kehl; von dort aus zu Fuß hinüber nach Straßburg.

Am Nachmittag begleiteten mich Bekannte auf den Münster. Als ich von dem herrlichen deutschen Baudenkmale in das weite reiche und schöne Elsaß hinabschaute, ward ich wehmütig, und welcher Deutsche würde es hier nicht? Ich las meinen Begleitern mein Heimwehlied zwischen Saône und Rhône. Wir waren dann noch in Kehl beisammen und nahmen auf deutschem Boden Abschied. Von Kehl setzte ich meine Reise zu Dampfschiffe fort, übernachtete in Mannheim, dann in Mainz und zuletzt in Köln. Von da ging ich mit der Schnellpost über Aachen nach Lüttich und von hier auf der Eisenbahn bis Antwerpen. Den 3. September abends war ich in Gent. Ich wohnte wieder bei Willems, bequem und angenehm. Ich erfreute mich seiner Unterhaltung und seiner Bibliothek. Er zeigte mir alle seit meinem letzten Aufenthalte in Belgien erschienenen Bücher und Aufsätze über vlämische Sprache und Literatur. Die vlämische Bewegung war noch in vollem Gange. Daß auch ich mich daran beteiligte, beweisen meine Genter Gedichte, die in diesen Tagen entstanden und später meinen „Unpolitischen Liedern“ einverleibt wurden. Meine Hoffnungen waren schon damals nicht sonderlich. Der Einfluß des Französischen war nach allen Seiten hin im Zunehmen begriffen. Den 13. September war ich bereits auf der Rückreise. Sehr willkommen war mir, daß ich noch die Brüsseler Kunstausstellung sehen konnte. Sie enthielt viel Schönes. Stundenlang verweilte ich darin. Mich fesselten besonders die Bilder der vlämischen Maler. Die alte Eigentümlichkeit und Meisterschaft im Genre, in Landschaften und Seestücken lebt wieder auf. Ich war sehr erfreut und angenehm angeregt.

Dann reiste ich über Düsseldorf, Bonn, Gießen heimwärts. In Marburg wollte ich Vilmar aufsuchen. Ich kannte ihn zwar noch nicht, doch wußte ich von ihm, daß er sich mit deutscher Sprache und Literatur befaßte. Ich fragte also nach ihm. Da hieß es denn, ich solle nur die Straße entlang gehen, oben in dem alten Hause wohne der Herr Direktor. Ich fand auf dem Vorsaal eine junge Frau mit blühenden Wangen und blitzenden Augen, die mit Bügeln beschäftigt war. Sie lud mich freundlichst ein, näher zu treten. Ich mußte auf dem Sofa Platz nehmen, sie setzte sich zu mir. Ich wußte noch immer nicht, wer sie war. Da sagte sie: „Mein Mann wird bald erscheinen; er

ist nur noch mit einer Prüfung beschäftigt." Nach einer kurzen Weile trat Vilmar ein, freudig überrascht begrüßte er mich, nahm mich bei der Hand und führte mich oben hinauf in sein Arbeitszimmer. Wir rauchten nun eine Pfeife zusammen und unterhielten uns. Da bemerkte er beiläufig: „Es versteht sich von selbst, daß Sie einige Tage bei uns bleiben. Ich werde gleich Ihre Sachen holen lassen." Ich hatte dagegen meine Bedenken, half nichts, ich mußte das freundliche Anerbieten annehmen. Den zweiten Tag besuchten wir das Marburger Schloß. Unterweges teilten wir uns unsere Ansichten mit über Poesie, Metrik, Volkslied u. dgl., und ich freute mich, daß wir darüber so einig waren. Den dritten Tag kamen wir bei einem Spaziergang auf die deutschen Zustände zu sprechen, und ich meinte, daß es gerade jetzt zeitgemäß wäre, auch auf poetischem Wege ein Besserwerden anzubahnen. „Aber," fügte ich hinzu, „es wird schwerhalten, etwas, wie ich es meine, durch die Zensur zu bringen und dann auch vor der Polizei die Verbreitung wenigstens eine Zeitlang zu sichern. Halt, ich werde die Lieder Unpolitische Lieder nennen." Ich las nun einige vor, die Vilmar gefielen, und denen er auch bei seiner jetzigen (1862) Gesinnung den Beifall gewiß nicht versagen würde. Ich blieb auch den vierten Tag noch da. Es fehlte uns nie an Stoff zur Unterhaltung, und die Art und Weise, wie Vilmar sich über alles aussprach, war so anziehend und oft so anregend, so lehrreich, daß ich mich noch heute gerne dieser Tage erinnere. Um so betrübender war es für mich, wie ich von Jahr zu Jahr erleben mußte, daß Vilmar sich immer mehr zu einem unausstehlichen politischen Rückwühler und religiösen Verfinsterer vollendete. Schade, daß so viel Geist und Phantasie, so viel Forschungs- und Darstellungsgabe, so viel Kenntnis und Fleiß nicht einem besseren Ziele gewidmet wurden!

Den 27. September elf Stunden unterwegs, erst spät abends in Kassel. Ich gehe noch zu den Grimms und treffe dort u. a. Bettina. Sie führte das große Wort, scherzte und lachte, und wir lachten mit. So harmlos anfangs ihre Scherze waren, so wurden sie doch gegen mich bald sehr beleidigend. Ich hielt es für anständig, zu schweigen.

Den andern Tag war ich wieder viel dort. Mit Jakob sprach ich über das deutsche Wörterbuch, mit Wilhelm über ein Handbuch der altdeutschen Poesie. Dann sah ich mir die Heerschau der Garnison an und spazierte mit Jakob. Beiläufig erzählte ich, wie unartig gestern abend Frau Bettina gegen mich gewesen sei. Den dritten Tag war ich wieder bei den Grimms. Bettina war

von ihrem Ausfluge nach Fritzlar zurückgekehrt. Als ich mich eben mit Wilhelm in seiner Stube unterhalte, tritt Jakob ein: „Gleich wird Bettina kommen und alles wieder gutmachen.“ Sie kam wie im feierlichen Aufzuge von allen Kindern begleitet und bat wie eine reuige Büßerin um Verzeihung. Ich lachte über den schnurrigen Einfall, reichte ihr die Hand, und alles war gut.

Mit Ludwig Grimm in der Kunstausstellung. Sie gewährt nur wenig Bedeutendes, aber Anlaß genug, uns über Kunst und Kunstbestrebungen auszusprechen. Dann mit Bettina bei den Grimms zum Mittagessen. Sie ist sehr liebenswürdig und gesprächig wie immer. Nach Tische mit ihr und Jakob allein. Das Gespräch kommt auf die Berufung der Grimms nach Berlin. Sie erzählt, daß Lachmann sehr falsch gegen jene gehandelt habe — höchst merkwürdige Geschichten, die gewiß, wenn man die Bettinaschen Zutaten abrechnet, doch wohl nicht alle aus der Luft gegriffen waren. Wilhelm kommt dazu und muß den Schluß gegen seinen Willen mit anhören. Zu mir gewendet sagt sie: „Jetzt habe ich den Hoffmann erst doppelt lieb, seitdem ich weiß, daß er auch den Lachmann nicht leiden kann.“

In der Nacht mit der Schnellpost nach Braunschweig und dann mit der Extrapost nach Fallersleben. Die Meinigen wohl und munter. Viel Besuch von Verwandten, den einen Mittag 24 Personen zu Tische. Es waren die letzten schönen Tage, die ich mit meiner Mutter und den Meinigen und in der Heimat verlebte; noch drohte kein Polizist und kein Gendarme mit Ausweisung oder Verhaftung. Den 11. Oktober war ich wieder in Breslau.

Kaum erst heimgekehrt, war ich schon wieder in voller Tätigkeit. Zunächst dachte ich an die mit Ernst Richter beabsichtigte Sammlung der schlesischen Volkslieder. Da ich nicht selbst sammeln konnte, so wendete ich mich brieflich an allerlei Leute, von denen ich glaubte, daß sie Lust und Gelegenheit hätten, unser Unternehmen durch Beiträge zu fördern. Ich schrieb bis zu Ende dieses Jahres 44 solcher Bittbriefe. Ferner erließen wir mehrmals einen Aufruf in den Breslauer Zeitungen und baten uns Volkslieder einzusenden. Um den Sammlern einen Anhalt zu geben, teilten wir die 76 Anfänge der Lieder mit, von denen wir teils Texte schon hatten, aber noch bessere wünschten, teils Texte aus anderen nicht schlesischen Gegenden nur kannten.

Meine poetische Stimmung wandte sich unterdessen ganz dem Vaterlande zu. Das erste Lied nach meinem Wiederhiersein war das vom 21. Oktober:

Treue Liebe bis zum Grabe
Schwör' ich dir mit Herz und Hand.

Unterdessen las ich fleißig allerlei geschichtliche, politische, sogar statistische Schriften, um klar zu werden über unsere Zustände, wie sie waren, sind, sein sollten und könnten. So erhielt ich Stoff und Anregung. Ich dichtete weiter. Das nächste Lied war das mit der Überschrift: „Er kann den Schlüssel nicht finden." Ich dachte dabei an einen Fürsten, der gerne eine Verfassung geben möchte, nur nicht weiß, wie er es anfangen soll. Als ich so auf der Fährte war, wußte ich auch das, was ich suchte, zu finden. Der Hohn und Spott über alle Dummheiten und Albernheiten, der lang gehegte Ingrimm über alle Erbärmlichkeit, Feigheit, Niederträchtigkeit, wie ich sie aus der Geschichte und dem Leben kannte, wurde zur humoristischen Stimmung, die mich unablässig zum Dichten und Singen trieb.

Meine Vorlesungen hatte ich angekündigt und auch wirklich die Absicht, sie zu halten. Als aber bereits andere Kollegen lasen und vierzehen Tage nachher erst bei mir sich wenige Zuhörer gemeldet hatten, da erklärte ich, daß ich nicht lesen würde. In unserer Fakultät war das nichts Ungewöhnliches, und niemand wurde deshalb zur Rechenschaft gezogen, wie ich später.

Die ersten vier Wochen im neuen Jahre (1840) war ich krank und mußte zu Hause bleiben. Trotzdem war ich geistig rege und fleißig, ich wurde nicht zerstreut und gestört und konnte jeden politischen Gedanken mit Lust und Muße poetisch behandeln. Ich dichtete fast täglich und gab jedes neue Gedicht den Freunden und Bekannten zum besten, wenn sie mich dann und wann besuchten. Zollten sie mir dann ihren Beifall und ich bemerkte: „Das werde ich drucken lassen!" so wurden sie ängstlich und meinten, das sei doch mißlich. Ich aber ließ mich nicht irremachen, und vielleicht war es gerade ihre Bedenklichkeit, die mich zu einem neuen Liede trieb.

Außerdem las ich noch alte handschriftliche und gedruckte Chroniken und machte mir Auszüge für mein schlesisches Idiotikon und für die Kulturgeschichte Schlesiens, namentlich aus dem handschriftlichen Tagebuche des Joh. Georg Steinberger (geb. 1694), im Besitze des Professor Kahlert. Alle diese Auszüge konnte ich bald verwerten: ich ließ sie, mit erläuternden Anmerkungen versehen, in der „Schlesischen Zeitung" 1840[1])

---

[1]) Zur Kulturgeschichte Schlesiens. Beiträge zur Breslauer Buchdruckergeschichte. Zur Geschichte des Postwesens. Schlesische Kuriositäten, zwei Dutzend. Zur Geschichte der alten Leopoldinischen Universität zu Breslau.

nach und nach abdrucken und erhielt dafür 44½ Rℓ. Honorar. Je größer meine Teilnahme wurde an der Kenntnis der deutschen Zustände der Vergangenheit und Gegenwart, um so größer ward mein Drang, mich poetisch darüber auszusprechen. Als ich einmal in die richtige Stimmung dafür hineingeraten war und den Ton gefunden hatte, der mir wirkungsvoll schien, da kamen die Lieder wie gerufen. Sie hatten sich bald so gemehrt, daß sie als Buch erscheinen konnten. Ich fing an zu ordnen und zu sichten. Am 16. März sendete ich mein Manuskript an Julius Campe (Firma Hoffmann und Campe) in Hamburg. Es entspann sich nun folgender Briefwechsel.

Hoffmann an Campe.

Breslau, 16. März 1840.

.... Die Gründe, warum ich mich gerade nach Hamburg und an Sie wende, werden Sie selbst leicht finden, wenn Sie bedenken, daß ich ein Norddeutscher, ein Protestant, ein geborener Hannoveraner und ein königlich preußischer Staatsbeamter bin.

In betreff des Druckes wünsche ich: womöglich etwas breites 8°-Format (wie bei den Cottaschen Ausgaben von Uhland usw.), damit nirgend eine Zeile gebrochen werden darf, neue scharfe deutsche Lettern, festes nicht zu dünnes Papier, damit nirgend die Buchstaben der anderen Seite durchschimmern; auf jeder Seite womöglich ein Gedicht, von längeren Gedichten nur 4 oder höchstens 5 Strophen; sorgfältigste Korrektur — Druckfehler sind mir überall verhaßt und könnten hier gerade großes Unheil anrichten.

Ferner wünsche ich, daß die Auflage nicht zu stark wird (etwa 1000 Exemplare), auch nicht zu teuer, damit ich in einer bald folgenden zweiten Auflage auf die gewiß nicht ausbleibenden vielfachen Angriffe antworten kann. — Da Sie mit den dortigen Zensoren gewiß persönlich bekannt sind, so werden Sie wohl den für mich bestimmten darauf aufmerksam machen, 1. daß ich mich genannt habe, und 2. daß jede hamburgische Rücksicht auf Preußen hier unnötig ist, indem ich als königlich preußischer Professor ordinarius leicht zur Verantwortung gezogen werden kann. Sollte jedoch eins oder das andere gestrichen werden, so würde ich dafür andere einschalten, damit jede Sitzung ihre 20 behält. Ich denke, die Zensur wird gnädig sein. Da sie keine Zeitung wie den Korrespondenten herausgeben, so haben Sie von Hannover nicht viel zu fürchten....

Was nun das Honorar anbetrifft, so wünsche ich eine runde erkleckliche Summe, die sich vor dem Ministerium, welches

mich doch am Ende zur Rechtfertigung zieht, mit als Grund meiner höchst unpolitischen literarischen Beschäftigung anführen läßt .... Im Fall Sie sich sofort zur Erfüllung der obigen Wünsche entschließen können, so lassen Sie denn nur den Druck auch sofort beginnen; ich bin überzeugt, daß wir uns dann unterdessen schon vollständig einigen. Suchen Sie nur mit der Zensur ins reine zu kommen. — Sieveking und Lappenberg, die doch beide öffentliche Ämter bekleiden, können wohl nichts in dieser Beziehung tun? Beide kenne ich sonst gut ....

Campe an Hoffmann.

Hamburg, 29. März 1840.

.... Den uns zunächst angehenden Punkt, das Honorar, ließen Sie offen, was uns nicht lieb ist, weil natürlich davon alles übrige, uns Angehende, abhängig ist. — Mit Gedichten, außer Heines „Buch der Lieder" und den „Spaziergängen eines Wiener Poeten" — haben wir noch nicht viele Freude, wohl aber manche Ohrfeigen einzukassieren gehabt, — daher sind wir auf diesem Gebiete etwas vorsichtig geworden. — Sie wünschen diese Gedichte gedruckt zu sehen; gerne bieten wir Ihnen unsere Hilfe. Wir übergeben sie der Presse, selbst auf die Gefahr hin, wir verständigten uns darüber nicht .... So kann zur nächsten Messe Ihr Werk mit in Reih' und Glied stehen. Jedenfalls soll es gedruckt werden — das übrige stellen wir dem großen Meister anheim und Ihrer Billigkeit. — Das tun wir, weil Sie sich auf Sieveking beziehen, der zwar nicht der gemeine Zensor, sondern als Syndikus die höchste Instanz der Zensur hier handhabt, und der frei in allen Dingen denkt, nur in Glaubenssachen diffizil ist! — Mithin, befreundet mit ihm, würden Sie schwerlich einen günstigern dieses Standes finden. Oft haben wir siegend gegen unsern Zensor, Dr. Hoffmann, Appellation bei ihm eingelegt.

Unsere Zeit ist knapp; nur die ersten beiden Cahiers haben wir bis jetzt gelesen; denn Gedichte kann man nicht wie ein Buch durcharbeiten — wir sind zu prosaisch dazu, und darin finden wir nichts, das hier Anstand finden könnte ....

Hoffmann an Campe.

Breslau, 11. April 1840.

.... Es freut mich, daß Ihnen mein Anerbieten genehm war. Ich bedauere nur, daß Sie nicht alles gelesen haben, Sie hätten sich sonst überzeugen müssen, daß der Druck un-

verzüglich zu beginnen und möglichst geheimzuhalten ist. Ich bitte Sie also, zu dieser Überzeugung gelangen und dann sofort das Ganze der Presse übergeben zu wollen. Zu Anfang Juni muß nach meiner Meinung alles schon versendet werden, damit zum Buchdruckerfeste (24. Juni) Exemplare in Leipzig vorrätig sind. — Sie sind ein Kaufmann, und ich bin ein Gelehrter, aber wir sind beide Deutsche und wollen beide das Wohl unseres Vaterlandes; doch ich kann mit meinen geringen Kräften vorläufig ohne Sie nichts dafür tun; ich wünsche demnach, daß Sie mich darin unterstützen. Da wir aber beide nicht von der Luft leben können, so ist es billig, daß wir beide gewinnen, wenn zu gewinnen, obschon ich gern bereit bin, zu verlieren, wenn es nicht anders ginge, und das wäre für mich schon, wenn ich auf Honorar verzichten müßte .... Scheint es Ihnen wegen der Ohrfeigen, deren Sie gedenken, mit Poesien mißlich, so bitte ich, entschließen Sie sich in betreff des Honorars der meinigen erst dann, wenn Sie sich vom guten Erfolge überzeugt haben ....

Campe an Hoffmann.

Hamburg, 24. April 1840.

.... Dichter fordern zuweilen für ihre Erzeugnisse Preise, die ins Blaue gehen; — wir wußten nicht, welche Ansichten Sie in dieser Sache hegen, daher unser Vorschlag. Wenn Sie uns Ihre Forderung jetzt nennen und dabei zugleich für die zweite und folgende Auflage Ihre Konditionen bemerken wollen, ist es uns lieb, wenn dann, welches Schicksal das Werk auch bestehen möge, der merkantilische Teil geregelt ist und wir ungeniert damit verfahren können, was nicht der Fall wäre, gingen wir als Kommissionäre damit zu Werke ....

Fortsetzung! —

Der beiliegende Brief war bereits im voraus geschrieben fertig liegend, als der Drucker kam und klagte, „Der Zensor fühle sich nicht ermächtigt, das Impr. zu erteilen." — Da lag die Geschichte! — Sieveking war nicht hier; wir mußten uns an die Zensurkommission wenden, und da wissen wir im voraus, was uns blühet. Wir setzten uns, schrieben an selbige, aber nicht in der Form einer Petition, sondern bedienten uns des Briefstiles, konsumierten darin allerlei Späße, wiesen auf Ihre amtliche Stellung und darauf hin, daß Sie nicht mit zu den mißvergnügten Nobili gehörten, sondern Ihre Stellung und Interessen zu wahren wüßten. Wir versicherten, wenn die löbliche Kommission sich in eine gute Laune versetzen möge, sie

herzlich lachen werde, und gewiß fiele dann kein Gedicht als Opfer der Zensur. — Im schlimmsten Fall könnten wir diese Gedichte der Reihe nach schon gedruckt außerdem vorlegen, denn es sei dieses nur eine Sammlung des einzelnen, wie es entstanden, und bereits Gedruckten. Es half! — Und so ist bis zum vierten Bogen keine Verkürzung vorgekommen. Den Zensor trafen wir und drückten ihm unser Befremden darüber aus, daß er dabei einen Anstand überall hätte finden können! — Er entschuldigte sich und wird uns Quartier geben.

Ich erfuhr dann einige Wochen gar nichts wieder. Ich reiste ins Gebirge zu meinem Freunde Eduard Kießling, blieb die Osterfeiertage dort, war sehr heiter in der liebenswürdigen Familie und der schönen Natur, dichtete viel und kehrte nach 14 Tagen wohl und munter nach Breslau zurück. Dann schrieb ich an Herrn Campe:

Breslau, 20. Mai 1840.

Sie setzen mich durch Ihren Wunsch: meinerseits das Honorar für die erste Auflage und die künftigen zu bestimmen, in große Verlegenheit. . . . Es wäre mir darum lieb, daß Sie mir Ihre Vorschläge machten. . . . . Vorläufig lassen Sie sich in Ihren Operationen durchaus nicht stören! Ich gehöre nicht zu den Dichtern, „die für ihre Erzeugnisse Preise fordern, die ins Blaue gehen". Meine Poesie ist leider nur zu oft ins Graue gegangen. . . . Meine Freunde sind meinetwegen einigermaßen besorgt. Ich aber bin frohes Mutes, habe auch neulich im Angesichte der Schneekoppe bei einem Freunde 20 neue Lieder gedichtet, worunter einige sehr pikante sind. . . .

Zu den Pfingstfeiertagen machte ich einen Ausflug mit Dr. Gustav Freytag und Dr. August Geyder nach Gimmel, einem Gute des Grafen Alexander von Dyhrn im Ölser Kreise. Das Wetter war schön, sehr schön, nicht so die Gegend, aber der Frühling hatte sie auch mit seinen Gaben bedacht, und wir waren zufrieden mit ihr und freuten uns in ihr. Abgeschieden von aller Welt erfuhren wir nichts von den Begebenheiten des Tags. Am ersten Pfingsttage starb der König, uns ward die Kunde erst viele Tage nachher. Am 6. Juni waren wir gekommen und am 13. zogen wir erst heim mit aufrichtigem Danke, den ich für uns alle aussprach.

Ich hatte Geyder meine neuesten Lieder vorgelesen. Wir hatten viel darüber gesprochen, und wenn er auch gegen jedes

einzelne Lied nichts einwenden konnte, so war ihm doch meine Richtung, die ich in meinem Dichten eingeschlagen hatte, gar nicht recht. Ich ärgerte mich über ihn wie über so viele, die eine bessere Einsicht hatten und doch so durchaus gesinnungslos und gleichgültig in den wichtigsten Angelegenheiten des Vaterlandes sein konnten.

Den 15. Juni erließ ich mit Ernst Richter eine abermalige Bitte, uns Beiträge zu unserer Sammlung schlesischer Volkslieder beizusteuern. Damit die Sammler erführen, mit was für Liedern uns gedient sei, so gaben wir die äußerlichen Kennzeichen der Volkslieder an, wie sie nachher auch in meine Vorrede zu dem Werke aufgenommen wurden.

Den 16. Juni kam ich beim Ministerium um Urlaub ein zu einer Badereise und legte ein ärztliches Zeugnis bei.

Den 18. Juni verlangte das Ministerium durch den Kurator der Universität von mir nähere Erklärung, warum ich im vorigen Halbjahre nicht gelesen hätte. Den 30. Juni sandte ich meine Erklärung ein. Das Wichtigste daraus ist später unter dem Titel: „Die deutschen Studien auf preußischen Universitäten und Schulen" gedruckt worden.

Es war große Landestrauer: die hohen Würdenträger, der Adel, die Geistlichen, die Offiziere, die Staatsbeamten — alles ging vorschriftsmäßig mit den Zeichen der Trauer einher. Auch ich hätte trauern sollen, überließ das aber meinen Herren Kollegen, die für dergleichen eher etwas auszugeben hatten als ich und auch gerne mit schwarzem Krepp (crêpe) Hut und Arm schmückten; viele, die sich sonst nicht auszuzeichnen vermochten, zeichneten sich jetzt doch wenigstens durch Trauer aus. Einige legten einen solchen patriotischen Eifer an den Tag, daß sie ihre ganze Familie, sogar die Kinder von drei bis vier Jahren in eitel Schwarz kleiden ließen. Die Volksstimmung war eine zweifelhafte. Niemand wußte recht, was nun kommen würde, ob man sich mit den alten Zuständen begnügen müsse oder mit hoher obrigkeitlicher Erlaubnis etwas Besseres hoffen dürfe.

Von meinen „Unpolitischen Liedern" erfuhr ich nichts. Es war mir am Ende lieb, daß sie eben jetzt nicht erschienen. Endlich in den ersten Tagen des Juli erhielt ich einen Brief von Campe:

„... Von Leipzig hätte ich Ihnen schreiben können, ich bekam dahin die Nachricht, daß unser Zensor das Höchst und Allerhöchst und das Landwirtschaftliche gestrichen ... Der Drucker war zaghaft geworden und machte halt. Ich kehrte am 6. Juni zurück und fand die gemeldete Bescherung. Guter

Rat war teuer. — Indes fand ich ein Hausmittel; ich ließ sie auswärts drucken, so ist denn das vollständige Imprimatur in meinen Händen! der letzte Bogen in der Presse und die ersten in den Händen des Buchbinders — und will's Gott, sind in 8 Tagen die Exemplare auf dem Marsch ins Land: O Knüppel aus dem Sack aufs Lumpenpack! — — Nasenrümpfen wird es geben; vielleicht Nasen selbst, — trotzdem daß seitdem sich 2 Augen geschlossen haben. Wir wollen sehen, was der neue Hausvater tut; es ist das ein Probierstein ganz eigener Art, die Leute zu nivellieren. Ihre Freunde haben nicht unrecht, wenn sie einige Bedenken hegen; ich gestehe Ihnen ganz ehrlich, daß ich sie ebenfalls gehabt habe, aber jetzt denke, daß der König ein gescheiter Mann ist, der selbst Witz und Humor in sich trägt und oft hat glänzen lassen — daher tolerant gegen andere sein könnte ....“

Den 22. Juli kamen die ersten Exemplare der „Unpolitischen Lieder“ in Breslau mit der Post an.

Nachdem ich meine Vorlesungen geschlossen und Urlaub erhalten hatte, reiste ich am 12. August ab nach Helgoland.

Langweilige Fahrt über Leipzig nach Magdeburg. Sonntag, den 16. August, machte ein neues Elbdampfschiff, der englische Kurier, seine erste Fahrt. Das eben mochte viele Reisende bestimmt haben, diese Gelegenheit nach Hamburg zu benutzen. Um 5 Uhr früh fuhr unser Kurier ab. Es war ein schöner Morgen. Man ging auf dem Verdecke auf und ab. Niemand kannte mich, aber auch ich kannte niemanden. Bei Tische machte ich die Bekanntschaft mit einer interessanten Frau, der Hofrätin von Dessauer aus München. Wir sprachen viel über Münchener Gelehrte und Künstler. Unsere Unterhaltung waren wir uns selbst: zu sehen war wenig oder gar nichts. Da gab es denn mal eine kleine Abwechselung: bei Tangermünde blieben wir stecken, und kaum flott, bald abermals. Als wir die seichten Stellen bei Schnakenburg glücklich beseitigt hatten, brach die Nacht ein, und wir legten vor Anker. Jeder suchte, so gut es gehen wollte, eine Schlafstätte. Bei Anbruch des Tages ging die Fahrt weiter. Erst zwischen 9 und 10 kamen wir in Hamburg an. Wir nahmen Abschied, und jeder ging seines Weges.

Nachdem ich Professor Cornelius Müller begrüßt hatte, begab ich mich in die Deichstraße zu Herrn Julius Campe, den ich noch nicht persönlich kannte. Er empfing mich in seinem Comptoir, das klein und unansehnlich war. Zum Setzen konnte er mich nicht einladen; es war kein Stuhl vorhanden, eine weise Einrichtung, um von Besuchern nicht zu lange auf-

gehalten oder belästigt zu werden, eine andere Art von freundschaftlichem Wink, nur minder grob als bei Ernst Keil in Leipzig, in dessen Comptoir an der Wand mit großen goldenen Buchstaben zu lesen ist: ZEIT IST GELD. Sowie man ihn erst erblickt, glaubt man einen frommen Wuppertaler, Herrenhuter oder Altlutheraner vor sich zu sehen. Bei näherer Betrachtung aber ist er nichts weniger als das. In seinen Augen liegt eine lauernde Schlauheit, die sich erst recht verrät, wenn er sich die Mühe gibt, durch Blick und Worte sich als treuherzigen, grundehrlichen, uneigennützigen Geschäftsmann darzustellen. Er ist dann so weich in seiner Sprache, in seinen Reden so milde, so teilnehmend, daß man irrewerden könnte, wenn er uns selbst nicht davor bewahrte; denn es dauert nicht lange, so ist er wieder in seinem eigentlichen Fahrwasser: scherzhaft und witzig, rücksichtslos, bissig. Jedenfalls ist er ein gewandter, umsichtiger Buchhändler, der sein Publikum, seine Zeit und seinen Vorteil sehr genau kennt, und der vor vielen seinesgleichen den großen Vorzug hat, daß er ein sehr ergötzlicher Unterhalter ist.

Campe zeigt mir den Rest der Auflage der „Unpolitischen Lieder", etwa 12 Exemplare, — in Leipzig liegen keine mehr auf Lager — läßt mich die Versendungslisten einsehen und ist sehr erfreut über den höchst günstigen Erfolg: in Hameln allein sind 10 Exemplare auf feste Rechnung nachverlangt. Er spricht von einer zweiten Auflage. Von der ersten hat er nicht nach meinem Wunsche 1000, sondern 1250 drucken lassen. Der Punkt des Honorars ist noch nicht erledigt. Zweiter Hamburger Tag. Morgens bei Campe. Ich treffe dort Dr. Wille und Uffo Horn. Als wir allein sind, zahlt mir Campe 100 Rℓ Honorar und will mich bei der zweiten Auflage entschädigen.

Mittwoch, den 19. August, ging das Dampfschiff nach Helgoland. Ich war sehr heiter und suchte auch andere in heitere Stimmung zu bringen und darin zu erhalten. Bis Kuxhaven eine fröhliche Fahrt: wenig Seekranke an Bord. Wie wir uns der Nordsee näherten, die Küsten nach und nach verschwanden, da wurde es still und stiller in der Gesellschaft, im Meere aber lebendiger, es stürmte immer stärker, und als wir „die alte Liebe" erreichten, da brach manchem das Herz. Die Musik hatte noch immer lustig gespielt: „Marseillaise", „God save" und alles mögliche, jetzt schwieg auch sie. Ich hielt mich tapfer und blieb bei meiner heiteren Stimmung von der traurigen Seekrankheit verschont. Der Anblick der See war mir nichts Neues, aber neu, daß ich nun selbst mitten darin war, nichts sah als Wasser und Himmel. Endlich zeigte sich unseren Blicken

das ersehnte Eiland. Der Ruf: „Land!“ belebte die Schwachen und Kranken. Bald hatten wir es erreicht. Unter den Klängen der Musik wurden wir ausgeschifft. Es war mir doch ein angenehmes Gefühl, wieder festen Boden unter den Füßen zu haben. Ich bezog eine kleine Wohnung in einem kleinen Hause, dem letzten und höchsten Helgolands, oben auf der Klippe bei Ölrichs; es war eigentlich nur eine Schlafstelle. Mein Leben war einfach: Morgens Spazierengehen, dann Überfahrt zur Düne, Baden, Rückfahrt, Spazieren, Mittagsessen, Kaffeetrinken im Trichter, Ausruhen auf der Klippe, einen Augenblick im Konversationshause, um Zeitungen zu lesen, dann letzter Spaziergang auf der Klippe und zu Bette. Ich suchte keine Gesellschaft, ich war mir selbst genug und freute mich, daß ich es war: ich konnte stundenlang im Sonnenschein oben auf der Klippe liegen und in die See sehen, während andere stundenlang bei Peter Franz, Block, Rickmers, Mohr tafelten und dann müde vom Baden, Essen und Trinken bis in den Abend hinein schliefen.

In diesen einsamen Stunden auf der Klippe, drüben auf der Düne, oder wenn ich allein im Boote hinüberfuhr, entstanden meine „Helgolander Lieder“, womit ich manchen damals erfreute, und die später viel komponiert und gesungen wurden.

Die meisten unter den tausend Badegästen waren Hamburger und Berliner. Zu meinen näheren Bekannten gehörte Frau Hofrätin von Dessauer. Das Leben war sehr einförmig. Es war schon ein großes Ereignis, wenn zweimal wöchentlich das Dampfschiff kam, und ein noch größeres, wenn es, durch Sturm verhindert, nicht kam. Die außerordentlichen Vergnügungen der Badegäste waren eine Umschiffung der Insel bei Beleuchtung der Grotten oder eine Fahrt mit Feuerwerk; ferner eine Fahrt auf den Hummer- oder auf den Haifischfang. Wer einmal so etwas mitgemacht hat, verlangt nicht nach einer neuen Auflage; wenigstens mir ging es so, mit Ausnahme des Haifischfanges, der war wenigstens ganz ergötzlich. Wir fuhren eine Meile weit in See. Dann wurden die Angeln ausgeworfen und nach einiger Zeit aufgezogen. Wir fingen 14 Haifische, darunter ein getigerter, einen Rochen, ein häßliches Geschöpf, eine Seerose mit 13 Zinken und einen Seestern. Für ein ausgezeichnetes Frühstück war gesorgt. Obschon die See hoch ging, so ließen wir uns nicht irremachen. Im Entstöpseln des Champagners entwickelte ich eine bewundernswerte Fertigkeit. Das Baden bekam mir gut, auch war ich immer glücklich gewesen. Eines Tages aber ging es mir schlecht. Der Wellenschlag war sehr stark. Eine Welle schleuderte mich an den

Strand. Ich verletzte mir an einem Feuersteine, deren es dort viele gibt, die Kniescheibe. Ich stillte das Blut mit Papier und band ein Tuch drum. Mit Mühe und Not erreichte ich das Boot und unter ziemlichen Schmerzen stieg ich die 173 Stufen der Treppe hinan, die ins Oberland führt. Durch Kaltwasserumschläge beseitigte ich vorläufig die Schmerzen, die aber bald darauf sich wiederholten, ja ein halbes Jahr nachher hatte ich noch zuzeiten heftige Stiche.

Den 20. August sendete ich an Campe das Manuskript der neuen Auflage der U. L., für die ausgeschiedenen Lieder waren neue eingefügt. Den 21. September verließ ich Helgoland. Sehr zeitig begab ich mich an Bord der „Henriette". Sie lag ¾ Stunden vor Anker und schwankte dermaßen, daß mir ganz flau ward. Während der Fahrt erholte ich mich wieder, und als wir die „Rote Tonne" erreicht hatten, machte ein gutes Frühstück alles wieder gut. Um 6 Uhr nachmittags kamen wir in Hamburg an. Den anderen Mittag zu Campe. Wir sprechen viel über die zweite Auflage und einigen uns erst, als wir beim Frühstück sitzen und mit einer Flasche Champagner nachhelfen. Er zahlt mir für die zweite Auflage und alle übrigen 300 Rt. Gold. Der Druck wird binnen acht Tagen vollendet. Auch über den zweiten Teil wurde der Vertrag abgeschlossen.

„Für 300 Rt. überlasse ich Herren Hoffmann und Campe die zweite und jede folgende Auflage des ersten Teils meiner ‚Unpolitischen Lieder'. Ferner überlasse ich den zweiten Teil dieser unpolitischen Lieder für 300 Rt. in der ersten Auflage, deren Größe die Herren Verleger zu bestimmen haben; über jede etwa folgende Auflage dieses Teils haben sich jedoch die Herren Verleger mit mir zu einigen.

Zugleich mache ich mich anheischig, alles, was ich in dieser Art dichte und für den Druck bestimme, im Verlage der Herren Hoffmann und Campe erscheinen zu lassen.

Hamburg den 26. September 1840. Dr. H."

Campe war recht liebenswürdig gegen mich. Den einen Tag blieb ich von 1 Uhr mittags bis abends 10 bei ihm. Er erzählte mit köstlichem Humor alle seine Händel mit dem „Jungen Deutschland", mit Gutzkow, Wienbarg und Wehl, wobei er dann immer im schönsten, und die anderen im schlechtesten Lichte erschienen. Noch den Tag vor meiner Abreise gab er einen großen Austernschmaus; in bester Laune erzählte er wieder die lustigsten und tollsten Geschichten von seinen Schriftstellern. Wenn alle Lumpe waren, so war und blieb er immer der edle,

großmütige Freund und Förderer der deutschen Literatur. Die verfassungstreuen Hannoveraner hielten in den Tagen eine Zusammenkunft. Ich mochte mich nicht beteiligen, ging aber doch mit Campe auf einen Augenblick in die „Erholung". Da lernte ich nun Hauptmann Böse und Dr. Freudentheil von Stade und noch einige andere kennen. Es ging stürmisch her, und wir suchten der belebten Stimmung mit einer Flasche Champagner nachzukommen. Den anderen Tag fuhr ich mit Campe, Dr. Wille und obgenannten Hannoveranern zu Uffo Horn nach Ottensen. Wir wurden in einen großen, dunkelen, kalten Saal geführt, endlich brachte man 6 Lichter und eine große Schale mit Punsch. Als es etwas gemütlicher wurde, erzählte Böse Geschichten aus dem Lande Hadeln, die mich zu Tränen rührten. Obschon ich mit U. Horn öfter zusammen war, so blieben wir uns doch fremd. Ich erkläre mir das aus meinem gründlichen Widerwillen gegen die literarische Klüngelei, die damals in voller Blüte stand und wobei sich Horn auch stark beteiligte. Wir trafen später nie wieder zusammen, obschon auch er ein vielbewegtes Leben führte.

Den 1. Oktober korrigierte ich die letzten Bogen: mein Buch war fertig und ich auch. Am 3. reiste ich ab. In meiner Heimat verweilte ich einige Tage. Durch Halberstadt fuhr ich am 15. Oktober, als eben zur Geburtstagsfeier des Königs illuminiert wurde. In Halle war ich einen Tag fröhlich zusammen mit Ruge, Echtermeyer, Witte und Gustav Schwetschke. Den 24. Oktober kam ich wieder in Breslau an.

Meine nächste Arbeit war, das Verzeichnis der Wiener Handschriften zu vollenden. Schon den 31. Oktober schickte ich mein sauber geschriebenes Manuskript an Moriz Haupt, der dann den Verlag vermittelte und für einen tüchtigen Korrektor sorgte.

Den 10. November wurde wieder das Schillerfest gefeiert. Ich beteiligte mich auch diesmal. Weil doch das, was ich gesprochen hatte, nicht in Breslau gedruckt werden konnte, so schickte ich es, einem Berichte über das Fest einverleibt, schon den 12. November an Campe, der alles sofort in Druck gab. Am 17. Dezember meldete Campe, daß das Schillerfestbüchlein gedruckt und bereits nach Breslau und Berlin versendet sei. Ein Exemplar wurde von der Buchhandlung dem König Friedrich Wilhelm IV. überreicht.

Von meinen Vorlesungen war nur eine zustande gekommen. Ich las ein Publikum über das deutsche Volkslied. Elf Zuhörer hatten sich zwar nur einschreiben lassen, es fanden sich aber jedesmal weit über zwanzig ein.

Obschon bereits sehr mißliebig in hohen und höchsten Kreisen, so erhielt ich doch um Weihnachten durch den k. k. Geschäftsträger am Berliner Hofe Freiherrn von Erberg von Sr. Majestät dem Kaiser von Österreich in ehrenvoller Anerkennung des Verdienstes meines Allerhöchstdemselben zugesendeten Werkes „Iter Austriacum“ (Teil 2. der „Fundgruben“) eine goldene Medaille.

Der erste Teil der „Unpolitischen Lieder“ war jetzt Campes Eigentum, und er konnte damit ganz nach Belieben schalten und walten; der Vertrag über den zweiten Teil war seinen Wünschen entsprechend abgeschlossen. Wir waren wieder gute Freunde. Schon in den ersten Tagen des neuen Jahrs erhielt ich einen Brief von ihm (Hamburg, 6. Januar 1841), worin er auf den zweiten Teil der „Unpolitischen Lieder“ zu sprechen kommt: „Für den zweiten Teil der U. L. sammeln Sie nur lustig zu. Die Zeit ist nicht poetisch, — sie gähnt, wie ein vollgefressener Gourmand — der nur noch nach Pikantem greift — Hausmannskost reizt ihn nicht mehr; von allem ist genug da. Wenn der Lümmel gestachelt wird, dann erst regt er sich und wird mobil.“ Etwa vierzehn Tage später erhielt ich wieder einen Brief von ihm; er teilte mir mit, daß Gutzkow im „Telegraph“ stets auf mich stachele, vermutlich, weil ich ihn nicht besucht hätte, und warnte mich, scheinbar in wohlmeinendem Tone, vor derartigen Angriffen auf der Hut zu sein. Den 17. März schloß ich meine Vorlesungen, und schon den 25. trat ich meine Ferienreise an: ich begab mich zunächst nach Berlin.

28. März. Ich besuche Emil Sommer. Er war mein liebster und dankbarster Schüler. Schüchtern und bescheiden, mit einem zarten, schwächlichen Körper lebte er unter kümmerlichen Verhältnissen. Ich suchte ihm in Breslau Mut einzuflößen und unterstützte ihn mit Rat und Tat. Als Nösselts Geschichte der deutschen Literatur für Töchterschulen 1840 in neuer Auflage erscheinen sollte, wünschte der Verleger, daß ich die ältere deutsche Literaturgeschichte umarbeitete. Ich schlug Sommer dazu vor, und obschon dieser meinte, er sei der Aufgabe noch nicht gewachsen, so übernahm er die Arbeit doch und führte sie ganz gut aus. Er bekam ein hübsches Honorar und, was noch mehr war, er gewann größeres Selbstvertrauen. In Berlin setzte er unter Lachmann anderthalb Jahre seine Studien fort. Und so fand ich ihn nun hier eben wieder.

Ich wollte Curschmann besuchen, der damals für einen der ersten Liederkomponisten galt. Er hatte viele meiner Lieder komponiert, und manches wanderte damals als beliebtes Konzert-

stück durch Deutschland. Ich hatte vorigen Sommer an Curschmann, während er im Bade zu Salzbrunn war, einige neue Lieder geschickt und war begierig zu erfahren, ob sie komponiert waren. Sommer begleitete mich. Wir wurden sehr freundlich empfangen. Bald erschien auch Frau Rosa Curschmann. Sie war eine anmutvolle, sehr beliebte Sängerin. Ich bat sie, mir einige Lieder zu singen; es würde mir ein doppelter Genuß sein, von ihr ihres Herrn Gemahls Kompositionen meiner Lieder vorgetragen zu hören. Sie sang, Curschmann begleitete sie auf dem Flügel, wir saßen andächtig da und freuten uns eines Genusses, den wir beide nicht geahndet hatten. Wir dankten herzlich und wollten nun gehen, wurden aber so freundlich zum Mittagsessen eingeladen, daß wir noch länger blieben.

Mit inniger Freude erinnere ich mich heute noch dieser angenehmen Stunden. Noch immer sehe ich das liebenswürdige Künstlerpaar, beide nett und geschmackvoll gekleidet, beide gleich heiter und gemütlich, und alles umher im Zimmer so ansprechend und traulich. Es tat mir wohl, ein solches Ehepaar auch einmal außerhalb der Romanenwelt gefunden zu haben: beide jung, hübsch, wohlhabend, fein gebildet, liebenswürdig im geselligen Verkehre, ausgezeichnet in der Kunst, rühmlichst anerkannt, und — glücklich. Dem fröhlichen Frühlinge folgte bald ein trauriger Herbst: Rosa Curschmann meldete mir den Tod ihres Gatten, er starb bei ihren Verwandten zu Langfuhr bei Danzig am 24. September 1841. Sie selbst folgte ihm im Juni des nächsten Jahres und ward an seinem Geburtstage beerdigt.

28. März. Gegen Abend mit Sommer zu den Grimms. Sie waren seit dem 19. März schon in Berlin. Herzlicher Empfang. Jakobs erstes war: „Ich habe mit großer Freude die „Unpolitischen Lieder“ gelesen und sie mir gleich angeschafft; ich weiß, daß Sie keine Gedichte verschenken. Meusebach wollte erst nicht anbeißen; nachher aber, als Sie ihm das ‚Schillerfest‘ geschickt hatten, bequemte er sich. Wenn der König darauf zu sprechen gekommen wäre, hätte ich sie ihm empfohlen.“ — Wir blieben drei Stunden beisammen.

29. März. Mein Bruder hatte eine besondere Liebhaberei an Hyazinthen. Jedes Frühjahr hatte er an beiden Fensterbänken eine lange Reihe der seltensten und schönsten; sie standen eben in vollster Blüte. Ich bat mir zwei davon aus: Goudbeurs und Mars. Mit diesen und einer Fallersleber Knappwurst ging ich zu den Grimms und überreichte sie Wilhelms Frau. Sie freute sich sehr und scherzte: „Wenn Sie nicht unser Freund schon wären, so müßte ich es jetzt glauben, daß Sie es sind.“

30. März. Theodor Mundt verfehlt. Um 5 wiederhole ich meinen Besuch: „Ist Herr Dr. Mundt zu Hause?" — „Nein, sie sind nicht zu Hause." — „Nun, so melden Sie mich mal an!" — Der Herr Doktor und seine Frau (Luise Muhlbach) wollten eben ins Konzert gehen, geben aber dies Vergnügen auf und laden mich ein, den Abend mit ihnen zu verleben. Wir sind sehr heiter. Ich teile viele Lieder aus dem neuen Teile der „Unpolitischen Lieder" mit und freue mich, daß sie gefallen.

31. März. Bei Bettina (Unter den Linden 21). Sie empfängt mich gleich mit den Worten: „Von dem Augenblicke an, daß Sie in Kassel sich mit mir gegen Lachmann vereinigten, da flogen unsere Herzen zusammen und sind nun ewig vereint." Sie blieb einmal dabei, daß Lachmann der Berufung der Grimms nach Berlin entgegenzuwirken versucht habe. Wir sprechen viel über Politik. Ich muß ihr viele neue Lieder vorlesen und singe ihr zum Abschiede noch (Rheinlied und Rheinleid): „In jedem Haus ein Klimperkasten." Nächstens soll ich mit den Grimms bei ihr einen Abend zubringen.

1. April. Ludwig Erk besucht. Er ist Lehrer der Musik am Königlichen Seminar für Stadtschulen. Er hat mit W. Irmer 6 Hefte „Volkslieder mit ihren Singweisen" herausgegeben, eine wertvolle Sammlung, die er jetzt allein unter dem Titel: „Neue Sammlung deutscher Volkslieder mit ihren eigentümlichen Melodien" fortsetzt. Er hat hübsche Studien gemacht und viel gesammelt. Wir unterhalten uns meist nur über Volkslieder.

2. April. Lachmann hat den Grimms als Willkomm zu ihrer Ankunft 19. März 1841 in Berlin die zweite Auflage des Nibelungenliedes gewidmet. Mein Bruder meint: „Die Widmung ist billiger als eine Fallersleber Knappwurst."

Dr. Carriere und Sommer besuchen mich. Sie äußern sich mißbilligend über die sehr gemeinen Ausfälle Gutzkows in seinem „Telegraphen". — Später kommt Mundt.

Um 1 auf der Bibliothek. Ich treffe Droysen, der mir große Hoffnung macht auf eine Professur in Kiel. Es ist heute mein Geburtstag. Ich weiß ihn nicht besser zu feiern als bei den Grimms. Ich gehe noch abends zu ihnen und nehme mit eine Flasche Rosé von Chanoine Frères, Wurst, Apfelsinen, Fallersleber Räucherpulver und ein Stück Felsen von Helgoland. Wir sind recht heiter.

3. April. F. W. Jähns besucht mich. Wir sprechen viel über kompositionsartige lyrische Gedichte.

4. April. Um 11 bei Jähns. Er hat 16 Lieder von mir

komponiert, die er mir alle vorsingt und später, soweit sie gedruckt sind, schenkt. Einige finde ich ganz vortrefflich, namentlich aus op. 20: „Nun schweigt die Höh', nun schweigt das Tal.“

5. April. Morgens mit den Liederbüchern beschäftigt, die ich aus der königlichen Bibliothek geliehen. — Um $6^1/_2$ Uhr zum Minister Eichhorn. Unter den etwa 30 Audienzsuchenden bin ich der vierte, der vorgelassen wird. Ich kam auf meine Eingabe vom 30. Juni v. J. zurück. Der Minister wußte nichts davon, wußte aber auch ebensowenig von unseren Universitätseinrichtungen. Als ich ihm darzutun suche, wie nachteilig es für die philosophische Fakultät sei, daß die Studenten fast nichts von dem, was dieselbe lehrte, zu hören brauchten, und daß sie angewiesen seien, durch Testata gewisse Vorlesungen als gehört sich bescheinigen zu lassen, und daß diese Testata gar nichts bewiesen, nicht einmal den Besuch der Vorlesungen, — da meinte der Herr Minister zwar erst, wenn den Studenten nicht befohlen würde, dies oder jenes zu hören, so würden sie gar nichts hören, stimmte mir denn doch später bei, daß die Testata unnütz seien und füglich abgeschafft werden sollten. — Ich zeigte ihm nun die Aushängebogen meines Verzeichnisses der altdeutschen Handschriften der Wiener Hofbibliothek und deutete an, daß ich später ein Handbuch der altdeutschen Poesie herausgeben wolle, wozu ich aber noch manche Reisen machen müsse. Der Herr Minister war zum Urlauberteilen auf ein halbes Jahr geneigt, von einer Unterstützung war keine Rede. Endlich forderte er mich auf, ihn an meine Eingabe schriftlich zu erinnern, was auch den folgenden Tag schon geschah. Und so empfahl ich mich Sr. Exzellenz. — Bei den Grimms dann wieder einen angenehmen Abend wie auch den Karfreitag.

15. April. Im Konzertsaale des königlichen Schauspielhauses zum besten des Fons caritatis (armer Schullehrer) große musikalische Gesangaufführung „vaterländischer Gesänge“ unter Leitung des königlichen Musikdirektors Wieprecht. Von mir werden drei Husarenlieder gesungen, zwei von E. Richter, eins von Wieprecht komponiert. Ich war zugegen. „Ich bin Husar gewesen, ein preußischer Husar“ fand rauschenden Beifall und mußte wiederholt werden, so auch das letzte von Wilhelm Wieprecht: „Es ist nichts Lust'gers auf der Welt“.

16. April. Am Morgen bei Glaßbrenner, dessen Bekanntschaft ich vor einigen Tagen machte.

18. April. Abschied von den Grimms. Hermann baut Festungen aus Pappe. Seine Mutter bemerkt: „Der Junge hat viel Geschick zum Bauen, er will Baumeister werden. Bei

dem Studieren kommt freilich nicht viel heraus." — „Ja freilich," erwidere ich, „es kann nicht jeder die Brüder Grimm werden." — „Nun," meinte sie, „die Brüder Grimm sind jetzt Liebhaberei." Bei diesen Worten erschrak sie und bat mich, sie um Gottes willen nicht weiterzusagen.

Mein Bruder war immer sehr leidend. Obschon seine Krankheit nicht bedenklich war — ein heftiger Brustkrampf hatte sich nicht wiederholt —, so war mir mein diesmaliger Aufenthalt doch sehr getrübt. Ich nahm Abschied mit dem Gefühle, daß wir uns bald gesund und munter wiedersehen würden. Noch denselben Abend reiste ich ab. Am Morgen in Brandenburg. Ich besehe mir den Roland auf dem Markte. Es ist noch früh am Tage. Eine Hökerin öffnet ihre Bude neben dem Roland und freut sich, daß ich ein Altertumsforscher bin. „Vor hundert Jahren soll der Mann noch gelebt haben." — „Ja, liebe Frau, das ist wohl möglich, aber nicht wahrscheinlich."

In Leipzig einen Tag. Ich treffe Dr. Eduard Burckhardt. Wir kannten uns von Dresden her. Sehr ergötzlich sind mir seine Mitteilungen über Tieck, den er zuweilen besuchte. „Wie gefällt Ihnen denn H. v. F.?" — Tieck: „Das ist noch der Student von Anno 15." — Ferner, als ich mich vielleicht etwas zu rücksichtslos über Tiecks Frauendienst des Ulrich von Lichtenstein geäußert hatte: „Das hätte er mir doch auf eine humanere Weise sagen können?" — Tieck über Alfieri: „Er ist Republikaner und damit ist alles gesagt." — Robert Blum und Dr. Wuttke besuchen mich. Später treffen wir uns in der „Stadt Berlin".

Den 22. April nach Dresden. 26.—28. April in Zittau bei Moriz Haupt. Frohes Wiedersehen. Ich schreibe die Vorrede zu meinem Verzeichnisse der Wiener Handschriften[1]). Die beiden letzten Tage des Aprils verlebe ich in Görlitz bei Leopold Haupt, die ersten acht Tage des Mais bei meinem Freunde Kießling zu Eichberg im Hirschberger Tale.

Den 8. Mai wieder in Breslau. Ohne Hoffnung auf Verbesserung meiner amtlichen Stellung war ich heimgekehrt, und so war ich denn nicht im mindesten überrascht, daß abermals nichts für mich geschah. Se. Exzellenz der Herr Minister Eichhorn schrieb mir unter anderm am 11. Mai 1841:

„Die Geschichte der deutschen Universitäten lehrt, daß Professoren, die mit einem lebendigen und nachhaltigen Eifer für

---

[1]) Erschien bald nachher: Verzeichnis der altdeutschen Handschriften der kaiserlich königlichen Hofbibliothek zu Wien von Hoffmann von Fallersleben. Leipzig. Weidmannsche Buchhandlung. 1841. 8°. XVI, 429 S.

das ihnen anvertraute Lehrfach durchdrungen sind und mit einer gründlichen Gelehrsamkeit die erforderliche Lehrgeschicklichkeit verbinden, auch für ihre Vorlesungen überall eine lohnende Teilnahme von seiten der Studierenden finden. Gern gebe ich der Hoffnung Raum, daß es auch Ihnen noch gelingen wird, für das Ihnen anvertraute Lehrfach der deutschen Sprache und Literatur eine größere und Sie selbst befriedigende Teilnahme unter den dortigen Studierenden zu wecken, wenn Sie nur mehr, als es bis jetzt der Fall gewesen zu sein scheint, Ihre Haupttätigkeit Ihrem akademischen Lehrberufe zuwenden wollen."

Daß mir zugemutet wurde, in meinem 43. Lebensjahre mit 500 ℛ𝓉 Gehalt als Professor ordinarius **nur** meinem „akademischen Lehrberufe" zu leben, war doch mehr als naiv. Und dann noch der schöne Schluß: „Wenn Sie meiner im Obigen angedeuteten Erwartung entsprechen, wird es mir eine angenehme Pflicht sein, auch auf die Verbesserung Ihrer äußeren Lage Bedacht zu nehmen." Also um einem unbestimmten Ministerversprechen zu genügen, sollte ich, wer weiß noch wie lange, Publika umsonst und gestundete Privatvorlesungen halten und nach wie vor kümmerlich leben! Mein seliger Vater pflegte bei solchen Dingen mit Claudius zu sagen:

Sie setzten mir den Trankrug her,
Ich aber ließ ihn stehen.

Sallet war zu Ende des Jahres 1838 nach Breslau gekommen und beabsichtigte eine Zeitschrift zu gründen. Er dachte dabei auch an mich und suchte meine Bekanntschaft. Durch Vermittelung eines Freundes trafen wir uns in einem Weinhause und sprachen über das beabsichtigte Unternehmen und die literarischen Zustände Breslaus. Es war zwar nur eine oberflächliche Bekanntschaft, so viel aber hatte ich gemerkt, daß wir wenig zusammen paßten; für mein jugendlich lebendiges Wesen war Sallet zu ruhig, zu ernst und schweigsam. Ich hörte dann von der Zeitschrift nichts wieder, auch nichts mehr von Sallet. Erst im Jahre 1840 sahen wir uns wieder, aber nur am dritten Orte. Es war die Zeit der politischen Aufregung, und die Freisinnigen suchten sich zu nähern und zu einigen. Ich machte den Vorschlag, jede Woche einen Abend uns in der Weinhandlung Philippi einzufinden. Es verstanden sich dazu Friedrich von Sallet, Maler Resch und andere.

Einige Male kamen wir zusammen. Es wurde aber jedesmal so heftig gestritten, daß ich alle Lust und allen Mut verlor, auf diese Weise mich gesellig zu zerstreuen und zu erquicken.

Die Gegensätze zwischen mir und den übrigen waren zu groß, als daß eine Einigung möglich gewesen wäre. Während sie für das Unerreichbare schwärmten, hielt ich mich an das Erreichbare. Während sie für ihre Ideen sich einen Grund und Boden schaffen mußten, hatte ich den meinen bereits, es war das Vaterland, nur Deutschland. Während sie sich außer der Gegenwart stellten, stand ich mitten darin und hielt mich mit meinem Wollen und Wirken an das Leben. Sie sahen ihre Ideen nur verwirklicht in der ersten Französischen Revolution und erwarteten nur von den Franzosen das Heil der Welt. Mit wahrer Berserkerwut fuhren sie über mich her, weil ich mich entschieden dagegen aussprach. Eines Abends gingen sie so weit, daß ich erklären sollte, die Französische Revolution sei ein entschiedener Fortschritt für die Menschheit! als ob das überhaupt ein vernünftiger Mensch bezweifeln könnte? Sallet verhielt sich gewöhnlich still, nur selten beteiligte er sich an unseren Streitereien, die schließlich zu weiter nichts führten als daß wir, statt uns zu nähern, nur noch ferner standen als vorher und ich allein mit meinem Freunde Resch hinfort bei Philippi ruhig und gemütlich mein Beefsteak verspeiste und meinen Schoppen dazu trank. Sallets „Laienevangelium", schon Ende 1839 vollendet, war nun gedruckt erschienen bei August Schulz in Breslau, wegen der preußischen Zensur mit der Verlagsfirma „Volckmar in Leipzig". Ich konnte mit dem besten Willen mich mit dem Buche nicht befreunden. So sehr ich den Zweck billigte, der darin verfolgt wird, so wenig konnte mich die Ausführung befriedigen. Es kostete Mühe, mich durchzuarbeiten, und wenn ich dann dachte, wie das die Laien fertigbringen sollten, so mußte ich bedenklich den Kopf schütteln. Offenbar hatte Sallet seinen Stoff nicht so bewältigen können, daß derselbe klar in schöner Form für alle und jeden genießbar wurde. Ich fand jetzt keine Veranlassung, meine Ansicht gegen Sallet auszusprechen: er hatte mich ja vor dem Drucke nie zu Rate gezogen. Nur gegen andere hatte ich mich vertraulich nicht günstig geäußert. Sallet war das zu Ohren gekommen. Es focht ihn gar nicht an, und wir blieben gute Freunde. Ich stand ihm nahe durch das, was er war und was er wollte, nur in betreff des wie blieben wir uns fremd. Sallet war eine durchaus reine, edele Natur, voll Begeisterung für Freiheit und Recht und erfüllt von der Pflicht, für die höchsten Güter der Menschheit zu streben und zu wirken. Während Gutzkows „Telegraph" die gemeinsten, niederträchtigsten Ausfälle gegen mich brachte, war es mir eine doppelte Freude, daß in Schlesien und von Sallet eine anerkennende Anzeige des ersten

Teils der „Unpolitischen Lieder“ im „Literaturblatt von und für Schlesien“ Mai 1841 erschien.

Mein Werk über die altdeutschen Handschriften zu Wien war erschienen. Am 13. Mai sendete ich das Zueignungsexemplar an Grafen Moriz von Dietrichstein, den Präfekten der kaiserlich königlichen Hofbibliothek. Ich hielt es nicht der Mühe wert, auch einem hohen Ministerium in Berlin ein Exemplar zu verehren. Dagegen kam ich um Urlaub ein, der mir auch 2. August bewilligt wurde. Meine Vorlesungen hatte ich geschlossen, und am 3. August trat ich meine zweite Reise nach Helgoland an. Ich reise schnell und bin doch erst den 5. August in Dresden. Denselben Tag noch in Leipzig. Abends im „Hôtel de Bavière“ mit Robert Blum, seinem Schwager Günther, Herloßsohn u. a. Der Kreis viel zu groß, als daß man zu einer erquicklichen Unterhaltung hätte kommen können. Den 6. August morgens 10 Uhr von Magdeburg mit dem Dampfschiffe „Elisabeth“ nach Hamburg.

Ich verweile hier vier Tage, die mir sehr rasch vergehen. Nachdem ich Campen das Manuskript des zweiten Teils der „Unpolitischen Lieder“ eingehändigt habe und er mir den alten Vertrag unterzeichnet hat, bin ich mit dem Geschäftlichen fertig.

Ich verkehrte viel mit François Wille. Er hatte als Herausgeber der „Neuen Zeitung“ dieselbe zu einem Blatte aller Freisinnigen gemacht, besonders der verfassungsgetreuen Hannoveraner. Er vereinigte viel Geist mit vieler Sinnlichkeit, ernstes männliches Streben mit jugendlichem Leichtsinn. Er war lebendig und rasch in seinem ganzen Wesen, witzig und ergötzlich im Erzählen, rücksichtslos gegen Ansichten und Lebensverhältnisse anderer, zumal wo ihm Philisterei, Dünkel und Engherzigkeit entgegentraten, oder wo er niederträchtige Gesinnung gewahrte. In vertrauten Kreisen pflegte er gerne burschikos und renommistisch zu sein, wenn er auf seine Studentengeschichten und Junggesellenabenteuer zu sprechen kam. Für seine Ansichten trat er nicht bloß mit der Feder in die Schranken, die Schmarren seines Gesichts zeigten, daß er auch die Klinge geführt hatte und, wie man nicht zweifeln durfte, unter Umständen noch führen würde. Er mochte sein, wie er wollte, er war immer ein interessanter Gesellschafter und tüchtiger Publizist. Ich verkehrte sehr gerne mit ihm. Er kannte seine Leute sehr gut und namentlich Campe. Wenn er auf diesen zu sprechen kam, so wußte er so viele kleine Geschichten von ihm in seine Charakteristik einzuweben, daß man eine Photographie von Campe bis aufs Härchen vor sich zu haben glaubte. Wienbarg lernte ich nur

flüchtig kennen. Er war mißmütig, seine äußeren Verhältnisse drückten ihn. Auch besuchte ich den Hamburger Diplomaten Carl Sieveking. Wir kamen auf Politik zu sprechen und unterhielten uns ziemlich lange. Er gehörte nicht zu den Hoffnungsseligen: „Was soll aus Deutschland werden? Der König war unsre letzte Hoffnung. Nun, vielleicht wird noch alles gut." Über die Fortsetzung meiner „Unpolitischen Lieder" war er sehr erfreut und wünschte die baldige Erscheinung.

Vom 11. August bis 5. September in Helgoland.

Am Bord waren mehrere Hannoveraner, lauter Oppositionsmänner, und einige Exemplare der „Unpolitischen Lieder", die fleißig gelesen wurden. Am ersten Abend fanden sich die Hannoveraner im Konversationshause ein. Es ging recht munter her. Damit wir aber nicht dächten, daß es in dem freien Helgoland keine Polizei gäbe, so mußten wir auf die Marseillaise verzichten; denn die Musikanten durften sie nicht spielen. Den 21. August erwarteten wir hannoversche Landsleute. Wir fuhren in einem Boote mit hannoverscher Flagge der „Henriette" entgegen. Kanonenschüsse meldeten uns die Ankunft unserer Freunde. Das Konversationshaus war der Versammlungsort. Nach wechselseitigen Begrüßungen nahmen wir Platz an einer langen Tafel und speisten zu Nacht. Es folgte eine Reihe von Trinksprüchen, die alle mit lautem Jubel aufgenommen wurden. Dr. Freudentheil: „Die gute Sache!" Ein anderer: „Stüve!" Ich: „Die deutschen Frauen!" dann: „Die Unfähigen!" Darauf las ich mein Gedicht auf den Hamburger Korrespondenten, der als „Unparteiischer Korrespondent" nicht nur Partei für Ernst August nahm, sondern auch schamlos die hannoverschen Verfassungsfreunde besudelte. Am 23. August kehrten die meisten Hannoveraner heim. Das Wetter war schön, schöner noch die Erinnerung an diese lieben Leute aus dem Lande Hadeln in ihrem schlichten, treuherzigen Wesen, die mir so herzliche Teilnahme bewiesen hatten. Den ersten Augenblick schien mir Helgoland wie ausgestorben, ich fühlte mich sehr verwaist. Und doch tat mir bald die Einsamkeit recht wohl: ich freute mich, daß ich nach den unruhigen Tagen wieder einmal auch mir gehören durfte. Wenn ich dann so wandelte einsam auf der Klippe, nichts als Meer und Himmel um mich sah, da ward mir so eigen zumute, ich mußte dichten, und wenn ich es auch nicht gewollt hätte. So entstand am 26. August das Lied: „Deutschland, Deutschland über alles!", den 28.: „Wir haben's geschworen", und bald nachher: (Der guten Sache) „Frischauf! frischauf mit Sang und Klang!" und (Lied der Unfähigen) „Es saust der Wind, es braust das Meer".

Am 28. August kommt Campe. Er bringt mir das erste fertige Exemplar des zweiten Teils der „Unpolitischen Lieder“. Während ich darin blättere, bemerkt er: „Nun erscheinen auch noch nächstens bei mir die „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters“. — Der Dichter hat sich nicht genannt — den könnten sie sonst wohl noch beim Kragen fassen. Dem kommen Sie nicht nach sowohl an Poesie als an Schärfe; einige Lieder sind ganz im Volkstone. Ja, da sind wunderbare Sachen darin. Es sind Seiten berührt, die Ihnen ganz fremd geblieben.“ — „Nun,“ bemerkte ich, „ich fürchte mich nicht — ich weiß, was ich gemacht habe, und andere wissen es noch besser. Wer ist denn der Ungenannte?“ — „Dingelstedt.“

Erst nach Jahren ist mir klar geworden, was die Campesche Mitteilung beabsichtigte. Campe, schlau wie immer, wollte, daß ich mich selber für unbedeutend halten sollte, um keine bedeutenden Honoraransprüche zu machen, und Gutzkow mußte ihn dabei durch seine Schandartikel im „Telegraphen“ unterstützen. Und doch war sich Campe des Erfolges bei seinem „Nachtwächter“ nicht recht sicher: er setzte denselben auf seinen Fakturen und Ankündigungen dicht unter die „Unpolitischen Lieder“, so daß wirklich lange Zeit alle Welt glaubte (und manche glauben es noch!), ich wäre auch der Verfasser des „Nachtwächters“.

Am 29. August spaziere ich mit Campe am Strande. „Ich habe ein Lied gemacht, das kostet aber 4 Louisdor.“ Wir gehen in das Erholungszimmer. Ich lese ihm: „Deutschland, Deutschland über alles“, und noch ehe ich damit zu Ende bin, legt er mir die 4 Louisdor auf meine Brieftasche. Wir beratschlagen, in welcher Art das Lied am besten zu veröffentlichen. Campe schmunzelt: „Wenn es einschlägt, so kann es ein Rheinlied werden. Erhalten Sie drei Becher, muß mir einer zukommen.“ Ich schreibe es unter dem Lärm der jämmerlichsten Tanzmusik ab, Campe steckt es ein, und wir scheiden. Am 4. September bringt mir Campe das Lied der Deutschen mit der Haydnschen Melodie in Noten, zugleich mein Bildnis, gezeichnet von C. A. Lill. An letzterem nichts gut als der gute Wille. Hoffentlich werden meine Freunde ein besseres Bild von mir in der Erinnerung behalten haben. Viertehalb Wochen waren vergangen. Ich mußte das Baden einstellen, weil es mir nicht mehr bekam, und kehrte nach Hamburg zurück. 6. bis 14. September in Hamburg. Am 8. bei Campe. Nach seiner eigenen Aussage hat er vom 2. Teile der „Unpolitischen Lieder“ 4000 Exemplare drucken lassen und 2911 versendet. Der erste Teil in zweiter Auflage hat in Wien transeat bekommen,

während die erste Auflage nur erga schedam hatte. Von dem „Liede der Deutschen", das bei Fabricius stereotypiert ist, sind 400 Exemplare an Cranz in Breslau geschickt. Am 13. September, während Campe in Helgoland ist, erfahre ich in seinem Laden, daß vom 2. Teile der „Unpolitischen Lieder" kein Vorrat vorhanden ist.

2. Oktober. Campe besucht mich und meldet, daß ein Königsberger, ein Frankfurter und ein Breslauer je 12 Exemplare vom 2. Teil der „Unpolitischen Lieder" nachverlangen, „aber hier schreibt mir ein Breslauer, daß ihm 3 Exemplare am 24. konfisziert sind, und schickt das Zettelchen: Der bei Hoffmann und Campe erschienene 2. Teil von Hoffmanns von Fallersleben ‚Unpolitischen Liedern' ist wegen seiner verderblichen Richtung verboten. Breslau, 24. September 1841." Campe schmunzelt, als er mir das Zettelchen reicht, und meint, es sei nur ein Provinzialverbot; denn in Berlin würde die Sendung erst den 4. Oktober eintreffen. Nachher bin ich mit Wille im Rauchpavillon. Er erzählt mir eine rührende Geschichte von Campe aus den Tagen, als ich noch in Helgoland war: „Ich könnte dem Hoffmann seine ganze Badesaison verderben, wenn ich ihm die ‚Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters' nach Helgoland brächte, aber — ich will es nicht tun." — Ich lache laut auf und singe aus „Robert dem Teufel": „Ach, welche Großmut! die muß ich loben."

5. Oktober. Abends $10^1/_2$ Uhr wird Welckern, der zwei Tage vorher angekommen ist, ein Ständchen gebracht. Die Schäffersche Liedertafel und die Turner erscheinen und singen bei Fackelschein und mit Begleitung von Hornmusik: „Deutschland, Deutschland über alles!" Dann redet Dr. Wille auf Welcker. Ein donnernd Hoch ertönt aus tausend Kehlen. Seit der Anwesenheit Blüchers in Hamburg vor vielen Jahren soll man solche Begeisterung, solche Einmütigkeit nicht gesehen haben. Welcker dankt tief bewegt. Es wird nun ein zweites Lied von mir gesungen: „Deutsche Worte hör' ich wieder", komponiert von dem Vorsteher der Liedertafel, schön vorgetragen und von ergreifender Wirkung. Zum Schlusse singen die Turner unter Hornbegleitung: „Brause, du Freiheitssang!" Wir begrüßen dann Welcker, Wille überreicht ihm mein „Lied der Deutschen".

Den 10. Oktober verlasse ich Hamburg. 12.—18. Oktober in der Heimat. Freudiges Wiedersehen. Den 25. Oktober morgens 6 Uhr war ich wieder in Breslau. Ich kündigte meine Vorlesungen an und konnte sie bald beginnen. Zu meinem Publikum „Deutsche Literaturgeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts" hatten sich 25 Zuhörer gemeldet, zum Privatissimum „Handschriftenkunde" 7.

Schon den folgenden Tag erhielt ich eine Vorladung. Am 3. November fand ich mich rechtzeitig ein: Die Verhandlung dauerte nicht lange. Nachdem sie geschlossen war, erbat ich mir eine Abschrift des Protokolls:

„1. Ich habe die bei Hoffmann und Campe zu Hamburg erschienenen im zweiten Bande Seite 1 bis 170 enthaltenen ‚Unpolitischen Lieder‘ selbst verfaßt und zum Druck befördert, ich erkenne dies bis auf die darin enthaltenen Druckfehler an. Letztere kann ich im Augenblicke nicht auffinden, werde sie aber speziell angeben, wenn ihr Inhalt der Gegenstand einer besonderen Anschuldigung sein sollte.

2. Ich kann und werde mich auf eine Interpretation meiner Gedichte nicht einlassen und glaube auch, daß ein Dichter dazu niemals angehalten werden und nicht für seine Stimmung verantwortlich sein kann. Die Dichter reproduzieren die Stimmung der Zeit, in der sie leben. Dies ist in allen Zeitaltern der Fall gewesen. Ich verwahre mich gegen alle Interpretation von außen und werde mich gegen solche zu verteidigen wissen.

Es steht ja auch gar nicht fest, daß der Dichter allemal nur seine eigne Meinung ausspricht, vielmehr spricht er, wie schon oben gedacht und aus mehreren Liedern selbst hervorgeht, die Stimmung der Zeit aus.

3. Ich kann mich auch hier auf eine Interpretation meiner einzelnen Gedichte nicht einlassen, bemerke jedoch in Ansehung dessen, daß meine Stellung als Universitätslehrer dabei erwähnt ist, daß ich diese Gedichte nicht als Professor, sondern bloß als Dichter herausgegeben habe, so daß hier ein Zusammenhang mit meiner amtlichen Stellung nicht vorliegt, um so weniger, als ich nicht in dem Fache als Dichter angestellt bin.“

Das gegen mich eingeleitete Verfahren machte großes Aufsehen in ganz Deutschland. Da die inländische Presse nur etwas zu meinen Ungunsten mitteilen durfte, so wendeten sich meine Freunde an die „Sächsischen Vaterlandsblätter“, eins der wenigen Blätter, das unter den damaligen traurigen Preßverhältnissen sich frei und ehrlich aussprach. In Nummer 170 und 171 erschien ein Bericht aus Breslau über meine dortigen Begegnisse seit dem Verbote des 2. Teiles der „Unpolitischen Lieder“. Der Bericht wurde nachher als Flugblatt besonders gedruckt und verteilt.

Ein Brief meines Bruders vom 1. November traf, wenn er hätte wirken sollen, zu spät ein: ich war bereits zu Protokoll ver-

nommen worden. Mein Bruder schrieb: „Der 2te Teil Deiner ‚Unpolitischen Lieder' ist höchsten Orts sehr mißfällig vermerkt und, wie ich soeben in der Leipziger Zeitung gelesen, durch Ministerial-Erlaß bereits verboten worden. — Ich habe sie nicht gelesen, vermag auch nicht darüber zu urteilen, nur so viel sagen auch Deine wärmsten Freunde, daß es unrecht von einem Manne, der öffentlicher Lehrer ist und vom Staate besoldet wird, dergleichen in die Welt hineinzuschreiben. Ich soll Dich, wie mir von einer einflußreichen Person untern Fuß gegeben, warnen, dies tue ich hiermit. — Du wirst zu Protokoll vernommen werden, und wenn Du unbefangen erklärst, daß Du die Lieder harmlos niedergeschrieben und dabei nicht die Absicht gehabt hast, Personen oder den Staat anzugreifen oder zu kränken, dann wird, wie ich recht herzlich wünsche, die Sache ohne großen Eklat abgehen."

Man sieht übrigens aus dem guten Rate, den mir eine „einflußreiche Person" durch meinen Bruder zukommen ließ, daß man in Berlin gerne weiterer Maßregeln gegen mich überhoben gewesen wäre, zumal die Ansichten, wenigstens in den höheren Kreisen, nicht immer geradezu verdammend waren. Wohl hätte in Berlin eine mildere Ansicht über meine „Unpolitischen Lieder" die Oberhand gewinnen können, wenn nicht die ewigen Hetzereien und Anschwärzungen von seiten meiner Breslauer Kollegen beim Kurator der Universität, der zugleich Polizeipräsident war (also unter zwei Ministern stand), ein allezeit empfängliches Ohr und bereitwilligste Weiterbeförderung gefunden hätten. Die Herren Kollegen waren froh, daß sie doch diese eine Hoffnung hatten, mich beseitigt zu sehen, weil alle früheren ihnen verdorben worden waren.

Wie Jakob Grimm über meine Angelegenheit dachte, gab er mir brieflich kund. Er schrieb

(Berlin 8. nov. 1841.)

„Seit einigen wochen gehn hier ungünstige gerüchte um über Sie, und ich wünsche wol, daß Sie in einem ruhigen augenblick mir ungefähr sagen, was daran oder nicht ist. Um Ihretwillen, aber auch für die regierung selbst wäre mir lieber, daß an freie und dennoch vaterlandliebende äußerungen kein peinlicher maßstab angelegt würde; dergleichen soll nicht auf die spitze gebracht werden weder im anfechten noch im verantworten. Vielleicht aber hat das gerücht, wie gewöhnlich, vergrößert. Sollten Sie indessen den preußischen dienst verlassen, so tröste ich mich im voraus mit dem gedanken, daß Sie

sich schon lange in Breslau nicht mehr heimisch fühlten und Ihnen anderswo ein besseres glück beschieden sein kann. In Belgien oder Holland wären Ihre schönen kenntnisse in dieser sprache und literatur schon am rechten platz, und an mancherlei bekanntschaft kann es Ihnen dort nicht gebrechen."

Am 22. November wurde der 2. Teil der „Unpolitischen Lieder" im Königreich Hannover verboten und am 8. Dezember im preußischen Staate der ganze Campesche Verlag. Campe glaubte jetzt leichter das unbeschränkte Verlagsrecht der „Unpolitischen Lieder" an sich zu bringen und schrieb mir deshalb den 11. Dezember. Ich erwiderte, daß ich den 2. Teil so nicht aus Händen geben könne, und verwies Campe an meinen Vetter, den ich ihm beim Abschiede als meinen Bevollmächtigten vorgestellt hatte.

Den 2. Januar des neuen Jahres erhielt ich eine Vorladung, vom königlichen außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten, Geheimen Oberregierungsrat Heinke und dem königlichen Universitätsrichter, Stadtgerichtsdirektor Behrends unterzeichnet.

Das Verbot des ganzen Campeschen Verlags in den preußischen Staaten, schon am 8. Dezember vom Ministerium des Innern erlassen, machte großes Aufsehen im Volke und verbreitete Angst und Schrecken unter den Buchhändlern. Campe hielt die Sache anfangs nicht für so schlimm und hoffte sogar noch in einer „Offenen Erklärung" am 4. Januar „von der anerkannten Gerechtigkeitsliebe eines hohen Preußischen Ministeriums" eine Zurücknahme der Maßregel. Die aus Berlin kommenden Korrespondenzen verteidigten aber dieselbe, so daß an Zurücknahme wohl schwerlich zu denken war. Gegen diese ministeriellen Zeitungsartikel schrieb nun wieder Campe mit Unterzeichnung seiner Firma am 10. Januar eine lange „Rechtfertigende Erwiderung". Der Schluß lautet: „Die beiden letzlich genannten Gedichtsammlungen: ‚Die unpolitischen Lieder von Hoffmann von Fallersleben, 2. Teil', und die ‚Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters' sind mit Zensur gedruckt. Wir haben das legitime Imprimatur in Händen. Was soll aus dem deutschen Buchhandel werden, wenn man, selbst bei strengster Befolgung aller gesetzlichen Vorschriften, dennoch einer so unerhörten Strafe, wie der über uns verhängten, anheimfallen kann!" — Half nichts — Herr von Rochow hielt sein Verbot aufrecht, und Campe mußte erst mit halb Hamburg abbrennen, ehe es aufgehoben wurde.

Mein geselliger Verkehr während der trüben Winterzeit

war gering; ich beschränkte mich nur auf einige Freunde. Ich war viel zu Haus und arbeitete fleißig, besonders sehr gerne des Morgens, wenn es draußen noch dunkel und still war. Zunächst beschäftigte mich die Sammlung der schlesischen Volkslieder; sie sollte dies Jahr vollendet werden und erscheinen. Der Stoff war reichlich vorhanden, es bedurfte nur, ihn zu sichten, zu ordnen, zu vergleichen und zum Drucke sauber abzuschreiben. Zugleich lag mir sehr am Herzen, der Welt zu zeigen, daß deutsche Dichter sich von jeher freimütig über Staat und Kirche geäußert hätten. Ich sah die Werke vieler Dichter durch, machte für meine Zwecke passende Auszüge und suchte die äußeren Lebensverhältnisse der Verfasser zu ermitteln. Daß nicht jeder ungestraft die Wahrheit verkündet hatte, fand ich leider bestätigt: der Reformator Erasmus Alberus war siebenmal seiner geistlichen Ämter entsetzt worden, und noch dazu durch seine Glaubensgenossen.

Um diese Zeit machten sich die öffentlichen Blätter viel mit mir zu schaffen. Neben vielem Wahren wurde ebensoviel Unwahres zutage gebracht. Die „Sächsischen Vaterlandsblätter" hatten in einem längeren Artikel im Januar „Aus Schlesien" gemeldet: „Die Breslauer Bürger haben sich durch Unterschrift verpflichtet, Hoffmann von Fallersleben jährlich 600 Taler zur Unterstützung zu geben, falls er wegen jener Gedichte (der ‚Unpolitischen Lieder') abgesetzt und zur Festung geführt werden sollte." Diese Nachricht machte großes Aufsehn, namentlich in Berlin. Das Ministerium des Innern wendete sich deshalb an den Breslauer Polizeipräsidenten und dieser an den Breslauer Magistrat. Bald darauf wurde in einem halbamtlichen Artikel aus Berlin diese Nachricht in den Zeitungen widerrufen. Was war nun aber Wahres an der Sache? Weiter nichts als ein kläglicher Anfang. Einige Gesinnungsgenossen hatten allerdings eine Liste zum Unterzeichnen jährlicher Geldbeiträge in Umlauf gesetzt; einer und der andere hatte sich beteiligt, aber sich entweder mit den Anfangsbuchstaben seines Namens oder gar nur mit N. N. eingeschrieben. Und endlich verlor sich diese Liste wie der Rhein im Sande, und niemand wußte oder wollte wissen, was daraus geworden war. Die Angst war schließlich doch noch größer als der gute Wille, Gutes zu tun. Breslaus Bürgern aber blieb in den Augen Deutschlands die nie weiter angefochtene Ehre, mich jährlich mit 600 Talern (also 100 über meinen Gehalt) unterstützt zu haben! Unterdessen war es Frühling geworden, und wie er milderes Wetter brachte, so glaubten viele, er bringe auch in die Staatsregierung mildere

Ansichten. Letztere erwartete mancher von einem so geistreichen und für Poesie beseelten Könige wie Friedrich Wilhelm IV., aber sie irrten sich wie auch Träxler-Manfred[1]):

Nur eine deutsche Sängerkehle
Dort an der Oder lautem Strand,
Sie trauert mit getrübter Seele,
Durch strengen Urteilsspruch gebannt.
Gerichtet ward der Dichter, dessen
Gerichtshof Herzen sollten sein,
Von Männern, die noch nie ermessen,
Daß Fruhling, Frühling bricht herein! –

O Herr! es drängt die Dichterblicke,
Daß sie in allem groß dich sehn,
Es drängt das Herz, beim Mißgeschicke
Des Dichterbruders dich zu flehn.
Die Rose der Verzeihung pflücke
Und wirf sie ins Gericht hinein,
Daß den Verbannten sie beglücke —
Und Frühling, Frühling bricht herein!

Meine Vorlesungen hatte ich geschlossen, ich konnte nun den 26. März meine Reise durch Sachsen und Thüringen antreten, wozu mir der Minister Eichhorn bereits am 19. Januar Urlaub erteilt hatte.

Ich will jetzt einiges aus der Erinnerung und meinem Tagebuche mitteilen.

29. März. In Görlitz. Außerordentliche Versammlung der „Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften". Ich halte einen Vortrag über die literarischen Bemühungen für das deutsche Volkslied seit Nicolai (1777) und teile mehrere meiner gesammelten schlesischen Volkslieder mit. Etwa drittehalb Stunden dauert mein Vortrag. Von allen Seiten höre ich, daß er sehr angesprochen habe. Abends bei Baron Stillfried. Außer Leopold Haupt nur zugegen Präsident von Seckendorf. Ich spreche mich ganz unverhohlen aus über Staat und Kirche sowie über die Gebrechen unserer Zeit und alle Tagesfragen. Jedes Gespräch weiß ich mit irgendeinem meiner Lieder zu begleiten, nach Art unserer Katechismen, wo nach jeder Antwort noch Bibelstellen und Liederverse folgen. Der Herr Präsident meint, von oben müsse alles ausgehen, der Staat gebe die Idee und alles übrige müsse sich dieser Idee unterordnen. Ich

[1]) „Frühling 1842" im Feuilleton der „Kölnischen Zeitung".

behaupte dagegen, alles Heil könne nur von unten kommen; der Staat nehme alles unter seine Vormundschaft, und eben dadurch schwäche er sich selbst, weil er das Volk schwäche, ganz willenlos mache. In der Wirklichkeit zeige sich nirgend die Idee einer vernünftigen, zeitgemäßen Regierung. Es werde, wie schon Ancillon bemerkt habe, überall zuviel regiert; man müsse auch darin Maß halten. Nun gehen wir auf den Adel und seine neuesten Bestrebungen über. Beide Edelleute sprechen sich ganz entschieden dagegen aus und meinen sogar, daß man mit der „Adelsreunion" nur dem Adel selbst schade. Ich bringe meine Adelsgedichte an. Merkwürdig, daß beide Edelleute auch dagegen nichts einzuwenden wissen. Jetzt komme ich auf das Schul- und Universitätswesen. Ich lese dazu mein Lied: „Brotstudien". Der Präsident ganz mit mir einverstanden. Um nun endlich noch meine vaterländische Gesinnung und das, was ich überhaupt will, klarer an den Tag zu legen, lese ich die darauf bezüglichen Lieder. Der Baron Stillfried meint, man gewinne durch nähere Bekanntschaft mit mir eine ganz andere Ansicht von meinen Liedern; er halte sich selbst überzeugt, wenn ich so einmal dem Könige selbst meine Lieder vorläse, so müßte er mich liebgewinnen.

2. April in Leipzig. Moriz Haupt besucht. Wir sprechen viel über die schlesischen Volkslieder. Er hofft, daß Breitkopf und Härtel den Verlag übernehmen. Nach Tische holt mich Robert Binder ab. Er ist bereit, meine „Hundert deutschen Lieder" in seinem Verlag erscheinen zu lassen.

4. April. Brief von Vetter Wiede in Hamburg. Seine Bemühungen, Campen zur Gewährung meiner billigen Ansprüche zu bewegen, sind umsonst gewesen. Campe hat sich sehr kalt benommen, sich wegwerfend über den 2. Teil der „Unpolitischen Lieder" geäußert und erklärt, daß er nie eine Fortsetzung der „Unpolitischen Lieder" übernehmen wolle &c. Eins ist mir lieb: ich brauche nun auf ihn weiter keine Rücksicht zu nehmen, wenn ich wieder etwas der Art drucken lassen will. Über meine von ihm empfangenen Honorare wundern sich die Buchhändler nicht wenig. Als ich einem sagte, daß Campe über Krebse klagte, so meinte er, es könnten wohl allerdings einige kommen, aber was wolle das sagen? Er habe nach Magdeburg allein an einen einzigen Buchhändler über 100 Exemplare geschickt. Morgen mir zu Ehren ein Frühstück im Tunnel des „Hôtel de Pologne". Dr. Kaiser hat mich dazu eingeladen. Ich bin sehr erfreut, und doch wünsche ich, daß es schon vorbei wäre. Es ist immer ein un-

behagliches Gefühl bei mir vor dem Beginne solcher Festlichkeiten, immer die Angst, ich könnte in der Aufregung etwas Unpassendes, Mißfälliges oder gar Verletzendes sagen und so zur Mißstimmung, oder gar zu Streit und Hader Anlaß geben.

5. April. Maler Storck zeichnet mich. Dr. Kaiser holt mich ab ins „Hôtel de Pologne". Meist alle Herausgeber Leipziger Journale, mehrere Literaten und Buchhändler (Otto und Georg Wigand, Wilhelm Engelmann, S. Hirzel) haben sich bereits eingefunden. Über das Fest selbst erteilten die „Sächsischen Vaterlandsblätter" vom 9. April 1842 ausführlichen Bericht, dem ich nur einige Namen hinzufüge. Er lautet also:

„**Leipzig.** (Hoffmann v. Fallersleben.) Bei dem regen Sinne und der innigen Teilnahme, die Leipzig bei so manchen Gelegenheiten den freisinnigen Bestrebungen der Zeit und ihren Vertretern bewiesen hat, war es nicht anders zu erwarten, als daß die Anwesenheit des genannten Dichters Veranlassung zum Ausspruche der Verehrung und Liebe bieten werde, die derselbe sich in dem Herzen des deutschen Volkes in reichem Maße durch seine kräftigen freiheitatmenden Gesänge erworben hat. Und so geschah es denn am 5. April, daß sich ein großer Kreis der Verehrer des Dichters — vorzüglich aus Schriftstellern und Buchhändlern bestehend — im ‚Hôtel de Pologne' zu einem einfachen Frühstücke versammelte, das dem gefeierten Gaste zu Ehren veranstaltet war. Hoffmanns Erscheinung schon hat etwas Herzgewinnendes und Anziehendes. Eine hohe kräftige, männlichstolze Gestalt, der man es ansieht, daß sie nicht geschaffen ist, um Nacken und Rücken zu beugen, freundliche Züge, ein klares, treues deutsches Auge, blondes Haar und Bart, Einfachheit und Treuherzigkeit im ganzen Wesen, einen Anklang des niederdeutschen Dialektes in der Sprache und Offenheit und Biederherzigkeit in jedem Ausspruche — so tritt er uns entgegen, läßt den Gelehrten und Professor im ersten Augenblick vergessen und dafür den gemütlichen, durchaus volkstümlichen Dichter in ungeschminkter Treue sehen. Der erste Becherklang galt natürlich dem lieben Ehrengaste[1]), ‚dem graden, ehrlichen, deutschen Manne, dem rüstigen Vorkämpfer für Deutschlands Freiheit und Rechte, dem Dichter, der das Gefühl für das Gute und Wahre weckt und nährt mit mächtigem Klange in dem Herzen seines Volkes!' und in einem dreimaligen Lebehoch brachte ihm die Versammlung den freudigsten Gruß. Der Gast antwortete mit einem Trinkspruche ‚auf die Einheit des großen, starken,

---

[1]) Sprecher Dr. Kaiser.

freien Vaterlandes!' und schloß an das ernste Hoch, das derselben erklang, den Vortrag eines satirisch-launigen Gedichtes, welches mit scharfer Geißel die Vereinswut unserer Zeit traf und ungefähr mit den Worten schloß: ‚Für alles in der Welt dürfen wir uns vereinen, nur nicht für die Einheit unseres Vaterlandes.'

Mit dem Motto:

Uns blieb nur eine Waffe noch!
Frischauf! sie ist uns gut genug;
Mit ihr zertrümmert jedes Joch
Und jeden Lug und jeden Trug!

wurde dem ‚freien Wort!' als der einzigen, aber unwiderstehlichen und unüberwindlichen Waffe für die Freiheitsbestrebungen der Zeit ein donnerndes Vivat gebracht[1]). In gewandter geistreicher Rede verglich ein Teilnehmer[2]) den Ehrengast mit Béranger, dem er in der Volkstümlichkeit wie im Geiste seiner Lieder verwandt sei; wie treffend und in mannigfacher Beziehung richtig dieser Vergleich auch sein mochte, wurde er doch von einem andern Teilnehmer[3]) mit Recht zurückgewiesen, welcher behauptete, ‚der Name Hoffmann von Fallersleben habe einen so guten Klang im Vaterlande, daß es keines aus der Fremde hergeholten Anlehnungspunktes bedürfe, um die Bedeutung desselben zu bezeichnen; ebensowenig es dem Franzosen einfallen werde, irgendeinen Dichter den französischen Hoffmann zu nennen, ebensosehr solle man den ausländischen Maßstab meiden, um ein Talent zu messen, das so durchaus eigentümlich und so rein deutsch sei.' Die heitere, von Freiheitsmut und Hoffnung beseelte Stimmung der Gesellschaft wurde einen Augenblick getrübt durch die Rede eines Teilnehmers, der die vaterländischen Zustände von der schwärzesten Seite betrachtete und nirgend Trost und Hoffnung finden wollte; die ehrenvolle Gesinnung, aus der diese Ansicht hervorgegangen, anerkennend, antwortete ein anderer Redner in kräftiger edler Sprache, auf die wirklich reiche Errungenschaft der letzten Jahre hinweisend, den Geist und die Gesinnung segnend, welche die rechte Bahn zum wahren Fortschritte glücklich gefunden und Resultate auf derselben erzielt habe, um die selbst freiere Völker, um die Franzosen und Engländer uns zu beneiden Ursache hätten. Und diese Rede fand um so lautern Anklang, als sie die natürliche Stimmung der

---

[1]) Von Robert Blum.
[2]) Heinrich Laube.
[3]) Dr. Kaiser.

Gesellschaft wiederherstellte, die der Feier des Tages ganz angemessen war. Laute Billigung fand der ausgesprochene Wunsch, jeder Mann möge seine Gesinnung und sein Streben offen vor aller Welt zur Schau tragen, ungescheut zur ‚Fahne der Partei‘ schwören, die er aus Überzeugung gewählt, die Heuchelei aber und alles Schlechte mit offener Acht befehden. Bei der Erwähnung der drei sogenannten Nationalunternehmungen: des Kölner Dombaues, des Hermannsdenkmals und der Errichtung einer deutschen Flotte, wurde das erstere nur mit lautem Hohne aufgenommen; aber allgemeine Zustimmung erfolgte, als der Redner aufforderte, den ‚Kölner Dom, der auf verwitterter moralischer und physischer Grundlage erbaut werden solle, der ewig eine tote hohle Steinmasse bleiben werde, ob auch Pfaffen darin hausten, und an den das deutsche Volk kein einziges Band knüpfen könne, links, sehr weit links liegen zu lassen; dem Hermannsdenkmal, an das sich eine schöne Erinnerung knüpfe, eine lebhafte Teilnahme zu schenken, dagegen alle Kräfte auf die Herstellung einer Flotte zu lenken, von der die Farben des freien Vaterlandes jubelnd flattern durch die freie Luft und dahinwehen auf dem freien Meere bis zu dem fernsten Punkte der Erde, wo deutsche Brüder hausen‘. Noch mancher herzlich gebrachte und freudig aufgenommene Trinkspruch erhöhte die Begeisterung; darunter sind besonders zu nennen: die hannoversche Opposition, die Stadt Osnabrück, der Unionsklub in derselben, die Majorität der badischen Kammer und ihr Sieg, die unabhängigen Blätter, die redlich für die gute Sache wirken usw. Dazwischen erfreute der Ehrengast die Gesellschaft mit dem Vortrage zahlreicher neuer Lieder, die für eine neue Sammlung bestimmt sind und die größte Heiterkeit hervorriefen, diese aber wechselten mit Gesang, und manches Lied aus dem 1. und 2. Teile der ‚Unpolitischen Lieder‘ erklang aus voller Brust. Gegen Abend trennte sich die Versammlung in der glücklichsten, freudigsten Stimmung. Es war ein Fest, reich an Inhalt und Bedeutung, würdig schön und erhebend in seiner ganzen Haltung, freudig anregend und im Guten stählend in seiner Nachwirkung; ein Fest, das den Gebern ebensosehr zur Ehre gereicht als dem Gaste, für den es veranstaltet wurde.“ —

Daß dieser Tag, der für mich ein Ehrentag war und Freudentag bleiben sollte, für die Erinnerung auch noch zu einem Trauertage wurde, wie hätte ich das ahnden können? An diesem Tage starb in Berlin mein Bruder, fern von den Seinigen. Wochen vergingen, ehe ich den Brief eines Freundes erhielt, der mich von dem traurigen Ereignis in Kenntnis setzte.

Daniel Hoffmann war geboren den 25. Mai 1790. In den Jahren 1811—1813 war er Mairiesekretär meines Vaters, 1814 trat er in preußische Dienste, 1821 kam er in das Finanzministerium und wurde 1827 Rechnungsrat.

In allen Beziehungen des Lebens bieder, offenherzig, wohlwollend, gefällig, den Freunden ein treuer Freund, der Familie sein ganzes Leben hindurch in aufopfernder Liebe zugetan; in seinem Berufe allen, selbst den schwierigsten Arbeiten gewachsen, ausgezeichnet durch Geschäftskenntnis, gewissenhaft, fleißig, unverdrossen, bei seinen Obern und Amtsgenossen geliebt und geehrt; in Gesellschaften gemütlich, liebenswürdig, unerschöpflich an guter Laune, reich an Scherzen und Witzen und ergötzlichen Geschichten, wobei ihm sein treffliches Gedächtnis und seine Belesenheit sehr zustatten kamen. Nur in den letzten Lebensjahren war er ernst und stiller geworden; er hatte sich von allen Gesellschaften zurückgezogen und nur auf einen kleinen Kreis von Freunden und befreundeten Familien beschränkt. Bei seiner häufigen Kränklichkeit fing er an, leider zu spät! mehr für seine Gesundheit zu sorgen.

Obschon er mit dem Wie [, mit dem] damals regiert wurde, durchaus nicht immer einverstanden war, so konnte er doch nicht billigen, daß jemand sich in meiner Stellung berufen fühlen konnte, öffentlich dagegen zu dichten. Als älterer Bruder und ältestes Mitglied der Familie übte er gegen mich immer eine Art von Vormundschaft und konnte sich von dem Gedanken nicht frei machen, daß er als der Ältere noch immer wie sonst alles besser wissen müßte. Und so zeigte sich denn auch bei uns, daß nichts so sehr als politische Ansicht und Überzeugung die Herzen einander zu entfremden vermag. Ich ehrte seine Besorgnis für mich, aber wie ich ihm gegenüber immer meine Selbständigkeit behauptet hatte, so fühlte ich auch jetzt mich nicht im mindesten veranlaßt, diese meine Selbständigkeit ihm zuliebe aufzugeben. Daß er ohne die freudige Teilnahme, wie er sie sonst immer an meinem Leben genommen hatte, jetzt aus der Welt geschieden war, blieb für mich ein nachhaltiger Schmerz.

9. April. Abends im „Literatenverein“. Ich werde gebeten, einiges vorzutragen. Ich wähle lauter Literarisches. Man war mehr stutzig als erfreut. Die Leute stecken zu tief in der griechischen und römischen Klassizität und Ausländerei, als daß sie sich mit meinen Ansichten befreunden könnten.

11. April. Binder erhält einen Bescheid des Zensurkollegiums, unterzeichnet von Dr. C. Gretschel, in betreff meiner „Hundert deutschen Lieder“. Darin heißt es unter anderm, „daß

ein großer Teil der gedachten Lieder offenbar ganz unpassierlich ist, daß ein anderer Teil derselben nicht ohne wesentliche Veränderungen das Imprimatur würde erlangen können, und daß mithin nur ein verhältnismäßig kleiner Teil der Lieder gedruckt werden könnte". Binder war wie aus den Wolken gefallen. Noch einige Tage vorher hatte er hoffnungsreich mir gesagt: „Gretschel hat noch gestern das Ganze gelesen, er ist entzückt davon und will Sie besuchen." Er hat sich wohl gehütet! Am Nachmittage fahre ich mit dem Eilwagen nach Altenburg. Kurz vorher wird mir noch ein Breslauer Brief gebracht, man meldet mir, daß ich suspendiert sei.

12. April. Das Merkwürdigste für mich in Altenburg Heinrich August Pierer, Major, Hofbuchdrucker und Herausgeber des „Universallexikons". Daß sein Werk einst jahrelang meine einzige Bibliothek sein würde, ahndete ich damals nicht; ich würde sonst noch mit größerer Ehrfurcht dem Manne mich genähert haben, der so manchem im Leben aus Verlegenheit geholfen und so manchen vor Unwissenheit bewahrt hat. Der Herr Major macht den Eindruck eines biederen, gemütlichen und wohlhäbigen Mannes.

13.—20. April in Jena. Ich besuche Göttling. Er erkennt mich, aber nur, weil er in diesen Tagen mein Bildnis sah, das an einem hiesigen Laden aushangt. Wir frühstücken und gehen dann zur Bibliothek. Ich sehe die alten Liederhandschriften durch und untersuche mehrere Bruchstücke mittelniederländischer Handschriften. Georg Forsters Lieder leihe ich mir. Nach Tische spaziert. Wunderschönes Wetter, die Berge in herrlichster Beleuchtung. Dahlmann begegnet uns, dann Prutz mit Frau und Schwägerin, der alte Fries, O. L. B. Wolff. Abends bei Prutz mit Wolff. Sehr lebhafte Unterhaltung: wir streiten über antike Bildung, über das Nachlateinen u. dgl. Wolff meiner Ansicht, Prutz uns entgegen. Wir bewirten uns wechselseitig mit Gedichten. Wolff improvisiert ganz allerliebst. Erst um 1 Uhr scheiden wir in heiterster Stimmung. 14. April. Abends um 7 Uhr bei Wolff. Wir hören Gesang, schauen zum Fenster hinaus, gewahren aber niemand. „Das gilt Ihnen," sagt Wolff, „kommen Sie nur mit auf den Hof!" Da stehen etwa 30 Studenten, die in den Ferien zurückgeblieben sind, und singen: „Freiheit, die ich meine". Dann tritt einer hervor und bringt mir ein Hoch aus. Ich reiche jedem die Hand und danke herzlich für die Liebe und Anerkennung. Ich will noch mehr sprechen, aber ich bin zu bewegt. Sie singen dann noch eins meiner Lieder und gehen befriedigt heim. 16. April. Mit Wolff im Ein=

spänner nach Weimar. Wir besuchen die Bibliothek. Ich werde Riemer vorgestellt. Der Mann mit seinem roten Gesichte und der dicken Nase hat etwas Abschreckendes, eine in Spiritus gesetzte Reliquie aus Weimars Glanzperiode. Die „Unpolitischen Lieder" sind angeschafft, die Bibliothekare haben aber die Weisung erhalten, sie nicht auszuleihen. Wird wohl nicht so genau befolgt sein. Ich leihe mir auf Wolffs Namen das Liederbuch des Paul von der Älst und zwei Bände mit Liedern des 16. Jahrhunderts in fliegenden Blättern. Ich verkehrte die letzten Tage in Jena nur mit Wolff. Er ist ein angenehmer, ergötzlicher Unterhalter, unerschöpflich an Witzen, Einfällen, Geschichten aus dem Leben und der Literatur. Durch ihn lernte ich Dr. Johann Heinrich Sievers kennen. Er hatte sich bereits durch ein Gedicht an mich bei mir angemeldet. Er wollte Buchhändler werden und hielt sich Buchhandelns halber in Jena auf. Ein harmloser Mecklenburger, der von der politischen Regung der Zeit mitergriffen war und deshalb glaubte, sich poetisch daran beteiligen zu müssen. Ich machte ihm den Vorschlag, mich auf meiner Reise eine Strecke zu begleiten. Er ging darauf ein, und so fuhren wir am 21. April morgens nach Rudolstadt. Bis Kahla immer im Nebel, dann klärt es sich, und bei schönstem Sonnenscheine kommen wir in ein liebliches Tal, welches noch lange nicht genug gekannt ist. Bald erreichen wir Rudolstadt, speisen zu Mittag, spazieren dann zum Schlosse hinauf und erfreuen uns der schönen Aussicht. Dann fahren wir zum Chrysopras. Es ist ein einsam liegendes Wirtshaus am Eingange ins Schwarzatal. Wir treffen ein, als gerade eine Flößerei im besten Gange ist. Einige hundert Frauen, Mädchen und Kinder sind beschäftigt, auf beiden Ufern der Schwarza die Holzscheite, die stehengeblieben sind, abzustoßen und so wieder in Bewegung zu setzen. Drei Holzvögte, jeder mit einem langen messingbeschlagenen Stabe, schreiten gebieterisch einher und erteilen ihre Befehle mit lauter Stimme. Sie haben sich in ihrem nassen Berufe durch Feuergeist gehörig zu stärken gewußt.

22. April immer unterwegs: durchs Schwarzatal nach der Schwarzburg und dann immer zwischen hohen Bergen voll Fichten und Tannen nach Wallendorf, von da über den Rennweg nach Sonneberg, und abends in Koburg.

23. April. Wir kehren in Neuses bei Rückert vor. Wir hatten ein hübsches Landgut mit einem parkartigen Garten in einer lieblichen Gegend erwartet und finden eine ganz gewöhnliche Gegend, ein unansehnliches Haus und einen eben angelegten Garten mit jungen Bäumchen und Sträuchen. Es gehört wirk-

lich eine große Phantasie dazu und noch größere Genügsamkeit, um das alles auf die Dauer schön zu finden. Rückert sitzt im Garten. Als er uns nahen sieht, erhebt er sich. Ein langer, ziemlich hagerer Mann; sein Gesicht mit starken Zügen hat etwas Finsteres und fast Abgelebtes; sein langer Rock ist so verschossen, daß es schwerhält, nach irgendeiner Farbenskala seine jetzige Farbe zu bezeichnen. Er bewillkommnet uns sehr ernst, beinahe kalt. Wir gehen in eine Laube ohne Laub und setzen uns.

Ich. Wie gefällt es Ihnen in Berlin?

R. Jetzt besser als früher.

Ich. Was haben Sie diesen Winter gearbeitet? Wohl an einer Übersetzung der „Hamasa"?

R. Ja, ich bin damit fertig geworden. (Er läßt sich aus über Übersetzungstreue.)

Ich. Was gibt's denn Neues in Berlin? Das „Frankfurter Journal" meldet aus Preußen, daß Jacoby verurteilt ist, und daß ich entlassen sei.

R. Sie haben auch wohl nichts anderes erwartet?

Ich. Ich freilich nicht, aber andere haben anderes erwartet, viele glauben noch gar nicht daran.

R. Sie haben es provoziert.

Ich. Der Staat hat das Recht, sich der Staatsdiener, die ihm nicht genehm sind, zu entledigen, aber nicht das Recht, ohne Urteil und Recht jemanden abzusetzen. Der König hat die Kabinettsorder, wie es heißt, unterzeichnet.

R. Sie werden Pension bekommen — ich kann es mir gar nicht anders denken — und da wird man Ihnen erlauben, überall zu leben.

Ich (lächelnd). Sie beneiden mich am Ende noch!

Rückert wurde zutraulicher.

R. Es ist weiter kein Unglück, wenn Sie mit 500 Rt. pensioniert werden rc., in Hildburghausen können Sie mit 500 Rt. das erste Haus machen. Ich ließe mich gleich pensionieren.

Ich. Sie dürfen nur wieder etwas Politisches dichten.

R. O ja, wenn man nur die Grenze wüßte!

Ich. Das Schlimmste für mich wäre, wenn ich aus Deutschland verbannt würde.

R. Da bleibt Ihnen Europa offen, und wenn das auch Ihnen versagt ist, gehen Sie nach Amerika. Dort lebt jetzt deutsche Kunst und Wissenschaft auf. Wir müssen einen deutschen Staat gründen. Meine Söhne sollen auch hin.

Ich. Ich bin mit Deutschland zu sehr verwachsen: Verbannung wäre mir das größte Unglück.

So scheiden wir. Spät abends zu Hildburghausen im „Englischen Hof". Ich gebe mich für einen Papierhändler aus, werde aber von einem der Anwesenden erkannt. Das Fremdenbuch wird umhergereicht. Sievers schreibt in die Rubrik: Zweck der Reise „Chausseegeld zu bezahlen". Wir hatten sehr oft und viel bezahlt. Ich schreibe: „Die Dorfzeitung an der Quelle zu lesen"[1]).

24. April. Unser erster Besuch gilt dem Gründer des Bibliographischen Instituts, Josef Meyer. Wir finden ihn in seinem Comptoir. Er empfängt uns sehr freundlich. Wir sprechen über die neuesten Zeitverhältnisse. Ich finde ganz den Mann wieder, wie er sich selbst gibt in seinem „Universum". Wenn man auch nichts weiß von seinen großen Leistungen auf dem Gebiete des Wissens, des Handels und der Industrie, so gewahrt man doch gleich den außerordentlichen Mann, der mit vielseitigen Kenntnissen glühenden Mut verbindet für des Vaterlandes Glück, Freiheit und Recht und für den Fortschritt der Menschheit. Wenn ich seine „Groschenbibliothek der deutschen Klassiker für alle Stände" vom gewöhnlichen Buchhändlerstandpunkte aus mißbilligen mußte und vom literarischen aus nicht billigen konnte, denn er geht zu einseitig zu Werke[2]), so war ich doch einverstanden mit dem, was er beabsichtigte. Er hatte, wie alle bedeutenden Menschen, seine Feinde, aber wenn von diesen längst keine Rede mehr ist, wird das Edle in seinen Bestrebungen noch leben.

Noch am Nachmittag reisen wir weiter und sind am Abend im „Sächsischen Hof" zu Meiningen.

25. April. Wir besuchen Ludwig Bechstein. Er ist ein angenehmer Gesellschafter, der lebendig und ergötzlich zu unterhalten weiß. Er scheint mit seinem Schicksale zufrieden: er hat Haus, Frau und Kinder, eine hübsche Bibliothek und Kuriositätensammlung und als Hofbibliothekar einen kleinen Gehalt und denselben Titel, der einst von hier aus Schillern zuteil ward. Von seiner fruchtbaren Schriftstellerei hatte ich am liebsten „Fahrten eines Musikanten". Merkwürdig, daß gerade dies seiner Bücher nur die eigene Aufzeichnung seines Freundes, des Musikers Elster ist, die er zugestutzt hat und vielleicht nicht einmal immer glücklich. Seine Vielschreiberei scheint nicht allein aus einem unwiderstehlichen Triebe zu dichten und zu erzählen hervorgegangen zu sein, sondern auch aus der Notwendigkeit,

[1]) Darüber ist später noch oft gescherzt worden, selbst in thüringischen Blättern. Herr Ludwig Wefstrum hat daraus eine ganze Geschichte gemacht und in Versen zum besten gegeben im „Dorfbarbier" 1866. Nr. 49, vom 2. Dezember.

[2]) So erschien ich z. B. nur von einer Seite, von der politischen; siehe das 237. Bändchen.

das, was ihm zur Erhaltung seines Hausstandes und seiner Liebhabereien fehlte, durch Honorare einzubringen. Leider läßt sich auch von seiner Schriftstellerei sagen: „Etwas weniger wäre mehr gewesen“.

27. April. Um 4 nachmittags wieder in Jena. Endlich komme ich ins klare über mein nächstes Schicksal. Während die Zeitungen bereits meine Absetzung verkündeten, ist bis jetzt nur erst die Suspension erfolgt, wie mir Heinke in einem Schreiben vom 14. April mitteilt.

28. April. Am Abend wird mir angezeigt, daß die Studenten vom „Fürstenkeller“ mir ein Ständchen bringen wollen. Gegen 60 kommen schweigend in den Hof der „Sonne“, bilden einen Halbkreis und singen. Als ich das Fenster geöffnet habe und hinabsehe, tritt einer vor und bringt mit lauter Stimme folgendes Hoch aus: „Dem Manne der Wissenschaft und der Gegenwart, dem Kämpfer für Licht und Wahrheit, dem Sänger des Liedes, welches Tat ist, H. v. F., bringen Jünglinge, deren Streben ist, zu erfassen die Gegenwart und mitzubilden die Zukunft, ein dreifach donnernd Hoch.“ Es wird noch ein Lied gesungen, dann alles still. Ich danke tiefbewegt mit wenigen herzlichen Worten, und schweigend geht der Zug von hinnen. Es war nicht gestattet worden, mir ein feierliches Ständchen zu bringen. Wie ich später erfuhr, war der Sprecher Wilhelm Genast, Sohn des Hofschauspielers Genast in Weimar.

29. April. Abreise aus Jena. Mich fährt derselbe Hauderer, der gestern den von Berlin heimkehrenden Professor Dahlmann nach Jena zurückgebracht hat. Wunderliches Zusammentreffen! In demselben Wagen gestern der abgesetzte, landesverwiesene Göttinger Professor, der eine ehrenvolle Anstellung in Preußen findet, und heute wieder ein Professor, der aber in Preußen abgesetzt werden soll!

Durch die sogenannte weimarische Schweiz, Dornburg und Umgegend, nach Schulpforta. Im Einspänner nach Leipzig. 6. Mai. Als ich mir abends im „Hôtel de Pologne“ Essen bestellt habe, meldet mir Dr. Wuttke, daß die Studenten mir ein Ständchen bringen wollen. Wir sitzen im großen Saale und speisen; da öffnen sich die Flügeltüren. Gegen 300 Studenten stehen in und vor dem Hause. Sie singen: „Ach, wir armen Narren hoffen stets und harren“. Dann hält ein Student eine Rede und bringt mir ein Hoch aus, in das alle einstimmen. Ich trete vor und danke; was ich sagte, weiß ich nicht mehr — ich war sehr ergriffen. Dann singen sie: „Freiheit, die ich meine“. Ich lasse das freie Wort leben.

7. Mai. Gestern kaufte ich 6 Exemplare des 2. Teils der „Unpolitischen Lieder“ für einen Freund. Ich mache gleich die Entdeckung, daß der Druck mit dem früheren nicht stimmt. Heute vollende ich die Vergleichung beider Drucke: in dem neuen finde ich über 155 Abweichungen. Campe hat mich also ohne mein Wissen und meinen Willen nachgedruckt. Wuttke rät mir, ihn zu verklagen. Niemand sei erfahrener in solchen Dingen als der Advokat Schellwitz. Wir gehen zu ihm. Ich übergebe ihm den Tatbestand. Schellwitz meint, in Hamburg lasse sich bei den Gerichten gar nichts ausrichten; man müsse warten, bis Campe wieder zur Messe komme. Übrigens wolle er an ihn schreiben und ihn auffordern, sich gemütlich mit mir abzufinden. Ich hatte schon mehrere Berliner gefragt, die meinen Bruder kannten, ob sie nichts von ihm wüßten. Niemand wollte mir die Wahrheit sagen, es hieß immer, er wäre krank. Ein marterndes Gefühl sagt mir immer: er ist tot, und dies Gefühl verläßt mich nicht mehr. Am späten Abend höre ich dann die schreckliche Kunde von seinem Tode. Ich entschließe mich so schnell als möglich nach Berlin zu gehen.

8. Mai. Ich höre heute erst von dem furchtbaren Brandunglücke Hamburgs. Die ganze Deichstraße ist abgebrannt. Als Campe Leipzig verließ — denn er war hier —, lag sein Haus bereits in Asche. Ich nehme meine Klage gegen ihn sofort zurück. — Breitkopf und Härtel übernehmen den Verlag der schlesischen Volkslieder. Bei Engelmann werden „Politische Gedichte aus der deutschen Vorzeit“, von mir gesammelt, erscheinen. 10. Mai treffe ich in Berlin ein und noch denselben Tag untersuche ich den Nachlaß meines Bruders. Ich besuche die Freunde meines Bruders und die Grimms; bei letzteren treffe ich Bettina, die sehr ergötzliche Geschichten erzählt.

12. Mai werde ich zu einem Frühstücke abgeholt, welches 20 Studenten mir zu Ehren veranstaltet haben. Ich war tags vorher dazu eingeladen und hatte es nur angenommen unter der Bedingung, daß es an keinem öffentlichen Orte stattfände. Mein Wunsch war erfüllt: wir befanden uns ganz unter uns auf einer geräumigen Studentenkneipe. Ohne alles Aufsehn verlief sich die Sache, obschon es nicht eben geräuschlos herging. Es wird gut gefrühstückt und noch besser getrunken und viel gesungen. Ich höre meine Lieder oft nach neuen, von den Studenten gemachten Melodien singen. Mitunter kommen auch hübsche Varianten vor:

Dankbar essen wir drum Juchten,
Gehn spaziern in Kaviar.

Am 14. Mai wieder in Breslau. Durch meine einstweilige Entamtung war ich ein ganz freier Mann geworden und konnte nun meine Zeit nach Belieben verwenden. So erwünscht mir das früher gewesen wäre, so war es mir doch unter den jetzigen Umständen sehr unwillkommen. Ich fühlte mich vereinsamt und fast überall, wo ich mich blicken ließ, unangenehm berührt. Die vielen guten Bekannten, zumal aus dem Beamtenstande, suchten jetzt absichtlich jedes Zusammentreffen mit mir zu vermeiden, und um ihre verwandelte Gesinnung gegen mich zu verhüllen, grüßten sie mich um so freundlicher, beeilten sich aber an mir vorüberzukommen. Die Herren Kollegen zeichneten sich in dieser Beziehung noch ganz besonders aus; sie flohen mich wie ein räudiges Schaf. Auch die Breslauer Poeten, die mich bisher als ihren Zunftgenossen, wenn auch ungerne, betrachtet hatten, hielten es nicht unter ihrer Würde, mir, dem Fastabgesetzten, bei jeder Gelegenheit eins zu versetzen.

Das Leben in Breslau war mir mehr als je verleidet; ich sehnte mich hinaus nach frischer, freier Luft und begab mich ins schlesische Gebirge zu meinem Freunde Eduard Kießling.

Es war um diese Zeit viel gestritten in öffentlichen Blättern über das amtliche Verfahren gegen mich, nach welchen Gesetzen ich verurteilt und durch wen ich abgesetzt werden könnte, ob durch das Staatsministerium oder den Staatsrat oder nur durch den König. Wie es bisher üblich gewesen war in ähnlichen Fällen, wurde auch gegen mich verfahren; die letzte Entscheidung lag bei dem König. Man war noch immer der Meinung, daß ein so geistreicher kunstliebender König, wie Friedrich Wilhelm IV., der eben erst einem Dichter, Friedrich Rückert, ein Amt verliehen hatte, einen andern nicht seines Amtes entsetzen würde. Diese Meinung teilte auch Gustav Schwetschke und richtete an den König ein langes Gedicht: „Der neue Archias[1])". Es beginnt:

Für Archias den Dichter
Sprach einst des Rhetors Kunst;
Vergönne, milder Richter!
Dem Deutschen gleiche Gunst.
Für Hoffmann-Fallersleben,
Den freien Sangeshort,
Laß mutig sich erheben
Ein frei beflügelt Wort.

Alles recht schön und gut, aber alles umsonst.

[1]) Gustav Schwetschkes ausgewählte Schriften. (Halle 1864.) S. 26–29.

Unterdessen war mir der Aufenthalt in Breslau immer unheimlicher geworden. Da man mir von seiten des Ministeriums kein Hindernis mehr in den Weg legte, so erteilte man mir, sooft ich darum bat, Urlaub, und kaum war wieder einer in meinen Händen, so reiste ich ab (den 27. Juli).

In Leipzig mache ich wenig Besuche. Am 1. August bei H. Brockhaus. Die Verlagsbuchhandlung hatte mir für meine 1834 erschienenen Gedichte kein Honorar gegeben und beanspruchte nun sogar noch das alleinige Eigentumsrecht derselben. Ich wünschte endlich mit ihr ins reine zu kommen und erhielt nach einigen Verhandlungen die schriftliche Erklärung, daß mir die freie Benutzung meiner Gedichte zustände. Dies Zettelchen und die Ehre, unter der Firma Brockhaus Gedichte herausgegeben zu haben, war also mein ganzes Honorar!

3. August in Althaldensleben. Ich spaziere im Nathusiusschen Park. Das Ganze überraschend, Natur und Kunst, Nutzen und Vergnügen im besten Verbande. Ich erkundige mich beim Gärtner nach dem Dichter Nathusius. Er wohnt dem Parke gegenüber. Ich finde schnell mich zurecht. Auf der Treppe begrüße ich ihn. Er ist verlegen, und ich werde es auch. Erst als ich sage, wer ich bin, wird mir ein freundlicher Empfang. Kaum sitze ich mit ihm auf dem Sofa, so kommt seine Frau und flüstert ihm etwas zu. Ich werde zu Abend eingeladen. Wir spazieren vorher noch im Park. Auf dem Balkon wird gespeist. Frau Marie Nathusius trägt ihre Kompositionen vor. Wir singen viel. 4. August. Philipp Nathusius ladet mich zu Mittag ein. Unsere Gespräche werden sehr politisch. Marie ist sehr bewegt: „Nun, was meinen Sie denn, was soll denn der einzelne tun?" — „Ich denke mir immer, es muß jeder von seinen Verhältnissen aus zu wirken trachten, jeder für sich erst tüchtig werden — —" Merkwürdig, daß immer die Frauen am lebendigsten durchdrungen sind von der Notwendigkeit des Fortschritts und eifriger als ihre und andere Männer der Partei der Bewegung angehören, entschiedener sind oder werden. Am folgenden Tage fahre ich in meine Heimat. 6.—13. August in Fallersleben. Meine Mutter für ihr hohes Alter noch sehr munter und rüstig; wir machen sogar einen Spaziergang von einer Stunde nach dem nächsten Dorfe. Ich spaziere viel im Garten, lese Zeitungen und dichte. Stille, heitere Tage. 14. August mit meiner Mutter und Schwester Minna nach Wittingen in der Lüneburger Heide, dem Geburtsorte meiner Mutter. Schöner Morgen. Jenseit der Aller eine andere Welt: Sand, Heide, Nadelholz, Heirauch, nirgend ein Haus, nirgend

ein Acker, Wege nach allen Richtungen, furchtbare Einöde. — 15. August. Ich nehme Abschied, heiterer wie sonst, und ahnde nicht, daß ich meine gute Mutter nicht wiedersehen sollte. Am 16. August treffe ich in Hamburg ein. Um 10 Uhr abends führt mich mein Weg durch die unermeßliche Brandstätte. Während ringsumher noch geschäftiges Leben, ist hier alles totenstill, der Vollmond beleuchtet den grausigen weiten Trümmerhaufen.

18. August. Im Schöneschen Quartettvereine höre ich mehrere Kompositionen meiner „Unpolitischen Lieder“; Schöne hat gegen 50 komponiert. Ich bin sehr überrascht: der Komponist hat geleistet, was ich wünsche; er hat einen neuen Weg eingeschlagen, eine neue Musik geschaffen, wie sie die neue Dichtung fordert. Ich blieb nun noch einige Tage, um mit Campe ins reine zu kommen, und es gelang: am 22. August zahlte er noch 400 Rt. für den zweiten Teil, und ich unterzeichnete einen Vertrag, wodurch alle meine Ansprüche meinerseits so gut wie für immer beseitigt wurden. Campe verpflichtet sich nämlich, noch 200 Rt. zu zahlen, wenn binnen 3 Jahren eine 2. Auflage mit Genehmigung der preußischen, Hamburger oder königlich sächsischen Zensur erscheinen darf. Wird aber in diesem Zeitraume die Druckerlaubnis nicht erzielt, so fällt die Zahlung obiger zweihundert Taler gänzlich weg, „und zwar dergestalt, daß die Verleger für die heute gezahlten vierhundert Taler das Verlagsrecht dieses zweiten Teils ein für allemal gekauft und erworben haben“. Von dieser Seite durfte ich also nichts mehr für mich erwarten, und wenn es mir noch so schlecht ginge. Meine Entdeckung seiner Nachdruckerei, die in der ganzen Buchhändlerwelt übel vermerkt worden war, hatte ihn zu sehr verdrossen. Wie viele zweite Auflagen des 2. Teils erschienen sind, ist mir nie bekannt geworden; ich weiß nur, daß auf jedem Abdrucke 1842 steht. Daß er es mit dem zweiten Teile ebenso gemacht haben wird, wie mit dem ersten, ist ziemlich gewiß.

23. August nach Helgoland. Oben an der Treppe treffe ich Dr. Freytag und Graf Dyhrn nebst Frau. Von den alten Freunden, Bekannten und Landsleuten finde ich nur wenige wieder und mache wenig neue Bekanntschaften. Ich verkehre meist mit den Helgolandern und beschäftige mich viel mit ihrer Sprache. Meine Ausbeute habe ist erst später veröffentlicht[1]).

Den 12. September verlasse ich Helgoland. Gute Fahrt;

[1]) Hölluner Sproek in Frommanns Zeitschrift „Die deutschen Mundarten“. 3. Jahrg. (1856) S. 25—34

wir kommen wohl und munter in Kuxhaven an. Die hannoverschen Freunde warten schon auf mich. Wir spazieren nach Ritzebüttel. Abends mir zu Ehren ein großes Gastmahl. Viele Hofbesitzer aus dem Lande Hadeln, einige Bremerleher und Hauptmann Böse von Bederkesa, etwa 40 sind eingetroffen.

13.—16. September im Lande Hadeln. Wir machen Ausflüge nach verschiedenen Richtungen, und so lerne ich das kleine merkwürdige Ländchen bald kennen. Überall, wohin ich komme, wird mir die herzlichste Teilnahme. Was die Natur nicht bietet, sucht man durch Treuherzigkeit und Gastfreundschaft zu ersetzen. Es ist alles so wahr an diesen Leuten, daß man sich nicht wundern darf, wenn sie so fest halten an den einfachen Begriffen von Freiheit und Recht und sich als verfassungstreue Männer bewährt haben und ausharren. In allen lebt der alte friesische Freiheitsgeist noch fort und spricht sich wie im gewöhnlichen Leben so auch noch in ihrem Gemeindewesen aus. Wie ein alter lieber Freund war ich aufgenommen und so schied ich wieder, und allen mußte ich versprechen, recht bald wiederzukehren, und jeder bat mich noch dringend, auch dann bei ihm eine Zeitlang zu wohnen.

18. September nach Bremerhaven, und dann mit dem Dampfschiffe nach Bremen, und von da mit der Post die Nacht durch nach Osnabrück. Nach den anstrengenden Fahrten der letzten Tage, besonders nach der letzten Nacht, war ich sehr angegriffen; ich sehnte mich nach Ruhe und hoffte sie reichlich zu finden, da ich ja niemanden in Osnabrück kannte. Als ich mich aber nach einigen Stunden im Gasthofe sehr einsam fühlte, so trieb's mich hinaus: ich besuchte den Prokurator Hollenberg, an den mir Böse einige Zeilen mitgegeben hatte. Wir verabredeten einen Spaziergang auf den Nachmittag. Nach Tisch wurde ich abgeholt. Wir wanderten nach Schumla, von da nach der Musenburg. Ohne zu ahnden, was mir bevorstand, trat ich ein: gegen 50 Bürger warteten mein und wünschten mich zu sehen, zu hören und zu ehren. Was nun weiter geschah, erzählet ein Bericht. Den Männern der politischen Bewegung lag es damals daran, die Teilnahme an den vaterländischen Angelegenheiten zu erhalten, zu steigern und weiterzuverbreiten. Es genügte ihnen deshalb nicht, daß man bei dieser oder jener Gelegenheit sich freisinnig ausgesprochen hatte; alle Welt sollte wissen, daß man seine Überzeugung öffentlich kundzugeben sich nicht scheute. Und so galt denn der Bericht über diesen Abend ebensowohl der Partei als mir. Die Osnabrücker Geschichte blieb aber nicht ohne Folgen. Viele Teilnehmer wurden in

Untersuchung gezogen, um von ihnen zu erfahren, wie es dabei hergegangen sei und welche Trinksprüche man ausgebracht habe. Die hannoversche Regierung schenkte mir von dieser Zeit ab eine größere Aufmerksamkeit. Am folgenden Tage begleiteten mich eine große Anzahl Bürger zur „Post“ und ließen bei meiner Abfahrt ein jubelndes Hoch erschallen. Daß mein Singen den Menschen nicht immer und überall angenehm war, wußte ich längst; daß es aber auch den Tieren mißfallen könnte, war mir neu. Unterweges bei dem schauerlichen Herbstwetter, das einen leicht verstimmen konnte, fing ich an zu singen. Da hielt der Postillon still, kam an den Kutschenschlag und bat mich, um Gottes willen nicht zu singen, sein Handpferd könne es durchaus nicht vertragen, es würde flüchtig.

22.—24. September in Köln. Den 23. September enthält die „Rheinische Zeitung“ mein Gedicht: „An meinen König“. Dasselbe wurde mir von einigen Seiten sehr übelgenommen; man nannte es sogar einen Bettelbrief. Ich hatte für mich nichts gebeten; denn ich sprach frei und ließ mich durch niemanden irremachen; und was ich drucken lassen wollte, ließ ich nach wie vor drucken.

26. September in Heidelberg. Ich besuchte Gervinus, treffe aber nur seine Frau. Sie ist sehr lebendig und teilnehmend und wahrscheinlich viel freisinniger als ihr Herr Gemahl.

27. September — 4. Oktober in Straßburg. Abends um 9 am Bord des Dampfschiffes in Mannheim. Mit allerlei Flaggen und unter dem Donner der Böller kommen wir vor Straßburg an. Morgen beginnt der Congrès scientifique de France seine zehnte Versammlung. Nicht die Aussicht auf große wissenschaftliche Ausbeute hat mich hiehergeführt, sondern nur die Hoffnung, diesen und jenen wiederzusehen oder kennen zu lernen. Mir ist der Verkehr mit meinen Landsleuten mehr wert als der ganze Kongreß. Man hat mir zwar die Ehre erwiesen, mich in der 7. Sektion „Littérature française et étrangère“ zum Vizepräsidenten zu ernennen, ich nehme aber weder an den Sitzungen noch an den Festlichkeiten teil. Die letzteren sind mir denn doch etwas zu französisch, z. B. Sonntagmorgen den 2. Oktober wurde uns zu Ehren eine große Parade auf dem Kleberplatze abgehalten, wozu die ganze Besatzung aufgeboten war — sehr schön, aber sehr langweilig! Durch Georg Fein lernte ich die letzten Reste des deutschen Volkslebens kennen: wir besuchten die Bierhäuser und Tanzorte. Das Ergötzlichste für mich war ein Kommers der Deutschen, wozu ich selbst die Anregung gegeben hatte, ein Kommers, wie er

wohl noch nie vorgekommen war: Männer von den mannigfaltigsten, zum Teil widerwärtigsten Schicksalen saßen hier in jugendlicher Heiterkeit und sangen ihre alten Burschenlieder. Ich hatte darauf gerechnet, daß eine größere Beteiligung stattfinden würde; viele mochten sich scheuen, mit so politisch Anrüchigen zusammenzukommen, auch nahm kein Elsasser teil. So saßen wir im „Apfel" zu Straßburg von 8 Uhr abends bis 1 Uhr einmütig und fröhlich beisammen und schufen uns selbst die angenehmste Erinnerung an Straßburg.

Der Hauptzweck meiner Rheinreise war noch nicht erreicht. Ich wollte nämlich eine Fortsetzung meiner „Unpolitischen Lieder", die in Deutschland nun einmal nicht erscheinen konnten, in der Schweiz drucken lassen. Ich hatte mich an das „Literarische Comptoir" in Zürich gewendet und wollte von Basel aus diese Angelegenheit weiter betreiben. Den 5. Oktober verließ ich daher mit Georg Fein Straßburg.

Georg Fein, ein merkwürdiger Mensch! Jetzt erst lerne ich ihn näher kennen. Trotz aller Mühsale und Widerwärtigkeiten, woran sein Leben so reich ist, hat er seine Liebe für Freiheit und Vaterland treu gehegt, nie seine Überzeugung geleugnet, nie den Mut verloren, für seine Ideen zu leben und zu wirken. Bewundernswert ist seine jetzige Tätigkeit, die deutschen Handwerker in Frankreich und der Schweiz durch Fortbildungsvereine zusammenzubringen und zusammenzuhalten, damit sie recht vaterländisch gesinnt, sittlich und gebildet werden, um einst heimgekehrt als würdige Söhne des Vaterlandes die bessere Zukunft Deutschlands mit herbeiführen zu helfen. Überall, wo wir länger verweilten, hatte er Besprechungen mit deutschen Handwerkern und verteilte kleine Schriften, worin Winke und Wünsche ausgesprochen waren, ein besseres Leben und Streben für das Vaterland anzubahnen.

In Basel fühle ich mich sehr unwohl und begebe mich zu Bette. Um 10 Uhr abends meldet mir Fein, man beabsichtige mir einen Fackelzug zu bringen. Nach einigen Minuten rückt schon der Zug mit Fackeln heran, an der Spitze die Musik des eben im Dienst befindlichen Jägerbataillons. Vom Bette aus höre ich die Hörner und sehe den Fackelschein. Der ganze Platz an der Barfüßer Kirche soll gedrängt voll Menschen sein. Professor Hagnauer, der mich zuvor begrüßt hat und eben wieder bei mir ist, hält eine Antwort für notwendig auf das Hoch, das auf mich eben ausgebracht ist. „Nun," sage ich, „wenn du meinst, so antworte!" Er dankt für mich im Schweizerdeutsch: „Der Hoffmann isch chrank — er losst üch danke, dass ihr

ihm e gueten Obed bringt — ich aber säg üch e guete Morge — Schwyzer, mir säge e guete Morge!“ Das ist eine wunderliche Rede — wir können das Lachen nicht lassen.

8. Oktober. Am Morgen kommt Julius Fröbel, Mitgründer und Hauptleiter des „Literarischen Comptoirs“ in Zürich. Ein stattlicher Mann, dessen äußere Erscheinung schon keinen gewöhnlichen Eindruck macht: schwarzes Haar, hohe Stirn, tiefliegende dunkele Augen, ernst, nachdenkend, scheinbar ruhig. Wir verhandeln über die „Deutschen Lieder aus der Schweiz“, die als Fortsetzung der „Unpolitischen Lieder“ betrachtet werden können, und sind sofort einig. „Die Verlagshandlung darf von diesen Gedichten eine erste Auflage von fünftausend Exemplaren veranstalten“, ferner: „Der Herr Verfasser teilt mit der Verlagshandlung den reinen Gewinn dieser Auflage“ und „Bei einer neuen Auflage wird neu kontrahiert.“ 9. Oktober. Ich besuche abermals Professor W. Wackernagel. Er macht mir abermals Vorwürfe, daß ich mit solchen Leuten, wie die Anstifter des Ständchens, verkehre. Ich soll also Partei nehmen gegen Leute, die mir eine Ehre erweisen, bloß weil ein alter Freund nicht zu ihrer Partei gehört! Wunderliche Zumutung! Unsere Zusammenkunft war diesmal eine unerfreuliche. Aus unseren Gesprächen ergab sich, daß wir in religiösen wie in politischen Dingen wenig übereinstimmten: der Breslauer Wilhelm war ein Baseler Herr geworden.

Ich trete die Rückreise an; am 10. Oktober von Kehl mit dem Dampfschiffe nach Heidelberg. In der Kajüte lese ich die Zeitungen und finde einen Berliner Artikel, der mir darauf berechnet zu sein scheint, mich zu schleuniger Rückkehr von meiner Reise zu veranlassen. „Dem Professor H. v. F. soll es höheren Orts wieder gestattet sein, nach wie vor, auf der Breslauer Universität zu dozieren, da die Gründe zu seiner beabsichtigten Suspension nicht triftig genug befunden worden sind.“ Ich lasse mich nicht irremachen und folge noch denselben Tag einer Einladung in die Rheinpfalz.

20. Oktober in Leipzig. Ich werde sehr angenehm überrascht: Engelmann überreicht mir die fertigen Exemplare meiner „Politischen Gedichte aus der deutschen Vorzeit“. Ebenso freut es mich, daß bereits drei Hefte der schlesischen Volkslieder gedruckt sind. Ich eile über Dresden und Görlitz nach Breslau und treffe den 24. Oktober morgens ein. Zu meiner Bewillkommnung enthielten beide Breslauer Zeitungen an einem und demselben Tage folgenden Artikel aus Leipzig: „Die Art und Weise, wie Herr Hoffmann durch Deutschland zieht, sich fetieren läßt und

Lieder dagegen als Entschädigung vorträgt, mißfällt hier auch denen, die seiner Sache zugetan sind."

Ich lebte sehr zurückgezogen, eigentlich nur meinen literarischen Arbeiten und meinen Freunden. Zunächst schrieb ich die Vorrede zu den schlesischen Volksliedern, deren Druck mit dem vierten Hefte vollendet war. Obschon sich unsere Sammlung vor allen ähnlichen durch Reichhaltigkeit und treues Wiedergeben der Texte und Melodien, und durch literarische Nachweisungen und Vergleichungen vor allen bisherigen Sammlungen auszeichnete, fand in Schlesien unser Buch doch nicht die Teilnahme, die wir erwarteten, und der Titel: „Schlesische Volkslieder", der uns in Schlesien nichts nützte, schadete uns nach außen hin. Wir hätten besser getan, wenn wir: „Deutsche Volkslieder. Gesammelt aus dem Munde des schlesischen Volkes" gesagt hätten. Wir fühlten uns übrigens reichlich belohnt durch unsere Arbeit; sie hatte uns viele genußreiche Stunden gewährt.

Ich fühlte mich die beiden letzten Monate nach meiner Rückkehr recht wohl und war sehr heiter gestimmt. Ich lebte am liebsten in der Kinderwelt und dichtete nur aus ihr und für sie. Ich ließ mir die schönsten Volksweisen öfter vorspielen, bis ich sie auswendig wußte, und dann fand ich bald einen passenden Text dazu. Man hat auch diesen harmlosesten Liedern eine politische Bedeutung untergelegt und sie zu verdächtigen gesucht, aber umsonst — sie fanden damals ihren Weg zu den Herzen der Kinder und finden ihn heute noch. Ich war überrascht und ganz glücklich über den glänzenden Erfolg einer pädagogischen Tätigkeit, die niemand, am wenigsten ich selbst, mir zugetraut hatte.

Diese stille Freude wurde durch ein sehr trauriges Familienereignis plötzlich gestört: am 3. Dezember starb meine gute Mutter. Die Trauerbotschaft kam mir am 8. Wenige Stunden nachher schrieb ich meiner Schwester Minna: „Das Unvermeidliche ist also gekommen: unsere gute Mutter ist nicht mehr. Ich habe so heftig geweint, daß mir das Blut zur Nase heraus drang. — — — Bei aller Wehmut habe ich den schönen Trost, daß ich unserer Mutter doch manche Freude in ihren letzten Tagen bereitet habe, und daß sie gewiß mit einem Segen auch für mich diese Welt verlassen hat. Während ihrer Krankheit habe ich viele lustige Lieder gedichtet, lauter Kinderlieder. Merkwürdig, gerade an ihrem Sterbetage ein trauriges Lied auf eine schöne Melodie: wie ein Kind sich im Frühling nach Genesung sehnt. Merkwürdig ferner, daß ich heute morgen erst

vom Buchbinder einen ganzen Band Familienbriefe bekam, von 1814—1842. Ich blätterte und las darin. Da dachte ich: Großer Gott, wenn nur nicht ein schrecklicher Schlußbrief kommt! Und er kam!“

Und merkwürdig — hätte ich einige Wochen später hinzufügen können —, daß den folgenden Tag das Staatsministerium meine Absetzung beschlossen hatte!

Vierter Band.

(1843 bis 1847.)

Zu Neujahr wurde ich eingeladen vom Grafen Eduard Reichenbach nach seinem Gute Waltdorf im Neißer Kreise. Die Einladung war mir sehr willkommen: ich durfte hoffen, fern dem Herde der vielen Unannehmlichkeiten einige ruhige und heitere Tage zu verleben. Waltdorf war eine Freistätte für alle Gleichgesinnten, Wirt und Wirtin boten alles auf, jedem Gaste den stillen ländlichen Aufenthalt lieb und wert zu machen. Die Unterhaltung war meist sehr lebhaft; jeder sprach sich frei aus, und es fehlte dann oft nicht an entgegengesetzten Meinungen und Ansichten.

Ruhiger und heiterer, als ich gekommen, kehrte ich heim. Den 14. Januar war ich wieder in Breslau.

Meine Ankunft wurde schnell bekannt. Schon am Nachmittag brachte mir der Pedell meinen Gehalt für die Monate Januar, Februar, März und zugleich eine Vorladung in das Senatszimmer. Was meine Freunde fürchteten, meine Feinde wünschten und ich längst vorhergesehen hatte, erfolgte. Im Beisein des Kurators der Universität las mir der Universitätsrichter Behrends den Beschluß des Staatsministeriums vor, wonach ich ohne Pension meiner Professur entsetzt war. Der Beschluß war vom 4. Dezember 1842, die königliche Bestätigung vom 20. Dezember. Ich unterzeichnete das Protokoll, erbat mir Abschrift, die mir aber verweigert wurde, und empfahl mich. Ich faßte sofort den Beschluß, Breslau baldigst zu verlassen. Schon die nächsten Tage ordnete ich meine Bibliothek und verzeichnete, was ich behalten und was ich versteigern lassen wollte.

Am 19. Januar stand das Urtel über meine Absetzung vollständig gedruckt in der „Breslauer Zeitung“. Weil ich darin eine Verschärfung der „gegen mich ausgesprochenen Strafe sah, welche kein Gesetz und keine allerhöchste Order anordnet“, und zugleich wissen wollte, ob der Abdruck ein amtlicher wäre, so

verklagte ich die „Breslauer Zeitung“, wurde aber vom Oberlandesgerichte mit meiner Klage abgewiesen, weil die „Breslauer Zeitung“ von einer Behörde zur Mitteilung „autorisiert“ worden sei.

Ich war nicht weiter überrascht: schon am 21. November vorigen Jahres hatte ich vorhergesehen, was kommen würde, und mir ein „Trostlied eines abgesetzten Professors“ gedichtet.

19. Januar überreichte mir ein Student eine meine Tätigkeit und mein Wollen sehr warm anerkennende Adresse, von beinahe 50 seiner Kommilitonen unterzeichnet, darunter evangelische und katholische Theologen. Über diese Kundgebung war ich sehr überrascht. Es konnte kein Geheimnis sein, daß ich mich über das Breslauer akademische Leben und Treiben nie sonderlich günstig ausgesprochen hatte.

Die Universität verhielt sich sonst ruhig. Die Herren Kollegen gaben durch Schweigen ihre Teilnahme zu erkennen. Nur ein Privatdozent wagte sich schriftlich gegen mich auszusprechen: Dr. Freytag. Er war verhindert selbst zu kommen, weil ihn eben damals seine Vorlesungen zu sehr in Anspruch nahmen. Er las auf der Börse vor einem sogenannten gebildeten Publikum über neuere Literatur. Als ich an die Reihe kam, wollte er sich keine polizeiliche Unannehmlichkeiten zuziehen und fragte vorher den Polizeipräsidenten Heinke, ob er denn auch wohl über die „Unpolitischen Lieder“ reden dürfe? „O ja,“ meinte der Herr Präsident, „wenn Sie sie weiter nicht loben wollen!“ — Freytag schrieb mir: „.... Gott tröste Sie und Ihre Kraft. Sie haben Ihrer Gesinnung Ihr äußeres Sein geopfert, Sie werden darin am Ende, wenn die ersten heftigen Eindrücke der Kränkung und des Unmutes vorüber sind, einen Trost finden. Freilich würde der schneller und vollständiger sich einfinden, wenn Sie kein Dichter wären; denn die weiche, nervöse und reizbare Empfänglichkeit für Eindrücke, welche Ihnen eigen ist, sowenig das die Welt glauben mag, wird Ihnen, fürchte ich, den Kampf erschweren. Doch Mut und Fassung, mein guter, lieber Freund. Wenn Ihnen die herzlichste Teilnahme eines Mannes, der Ihnen bei allem Entgegengesetzten in seiner Natur warm und herzlich ergeben ist, auch nur auf einen Augenblick tröstend ist, werde ich glücklich sein.“

In den ersten Tagen des Februars hatte ich meine Bibliothek geordnet und verzeichnet und ließ sie zu meinem Freunde Milde hinüberschaffen, der mir dafür ein Zimmer in einem seiner Nebengebäude eingeräumt hatte. Von meinem Hausrat behielt ich nur wenig, das meiste verschenkte ich. Das Ver-

zeichnis der zu verkaufenden Bücher war gedruckt. Der Titel lautete: „970 Bücher aus der Bibliothek des Professors Dr. Hoffmann von Fallersleben sollen am 22. Mai 1843 zu Breslau öffentlich versteigert werden", wurde aber von der Zensur beanstandet; der „Professor" war darin gestrichen. Ich eilte sofort zum Polizeipräsidenten Heinke und setzte ihm auseinander, daß ich den Professor nicht allein dem Könige verdankte, sondern auch den zweimaligen Habilitationsleistungen 2c. Der Herr Zensor, der als Kurator der Universität die akademischen Einrichtungen nachgerade etwas kennen gelernt hatte, erteilte dem „Professor" das Imprimatur.

Um diese Zeit erhielt ich verschiedene Beweise der Teilnahme. So schickten mir zwanzig meiner Verehrer aus Stuttgart funfzig Flaschen edelen Schwabenweins mit einem herzlichen anerkennenden Schreiben. Philipp Nathusius richtete an mich zwei Gedichte und lud mich ein, ihn den Sommer wieder zu besuchen.

Die letzten Tage meines Breslauer Aufenthalts verwendete ich zu Abschiedsbesuchen. Den 25. Februar abends 7 Uhr begleiteten mich einige Freunde zur „Post". Am andern Morgen stand in den Zeitungen:

Feinden und Freunden ein herzliches Lebewohl.

Breslau, den 25. Febr. 1843. Hoffmann von Fallersleben.

So endete mein zwanzigjähriges Breslauer Leben.

Nachdem ich einige Tage bei meinen Freunden in Görlitz verweilt hatte, traf ich den 28. Februar in Dresden ein.

In der winterlichen Zeit war an Spazierengehen im Freien nicht zu denken, und so mußte ich mich denn beschränken auf den geselligen Verkehr mit Gelehrten, Dichtern, Künstlern und Männern gleicher Gesinnung und gleichen Strebens in politischer Beziehung. Einige kannte ich bereits von früher her, andere lernte ich jetzt erst kennen. Wir trafen uns an verschiedenen Orten, und ich verlebte manche angenehme Stunde mit ihnen: Echtermeyer, Ruge, Mosen, E. von Brunnow u. a.

Ich eilte nun nach Leipzig. Hauptzweck meiner Reise war, mir einen Verleger zu verschaffen für eine Sammlung meiner Kinderlieder mit Klavierbegleitung. Es waren 50 Stück, ein Drittel davon war erst im Dezember v. J. in Breslau, meist zu schönen Volksweisen, gedichtet. Ernst Richter hatte dazu eine einfache, wohlgefällige Begleitung gesetzt. Das kleine Werk hatte

mir große Freude gemacht, und so hoffte ich denn, daß es auch anderen Freude bereiten würde. Es war Georg Wigand (Firma: Mayer und Wigand) als Verleger mir empfohlen. Schon den ersten Nachmittag nach meiner Ankunft (4. März) besuchte ich ihn, ich überreichte mein Manuskript und teilte ihm meine Ansichten und Wünsche mit. Er zeigte sich sehr bereit, wollte sich erst eine Probe setzen lassen, dann seine Berechnungen machen und mir seine Bedingungen sagen. Nach einigen Tagen legte er mir den Vertrag vor, ich unterzeichnete ihn für mich und Richter, und unser Geschäft war gemacht. Nach einigen Wochen erschien meine Sammlung unter dem Titel: „Funfzig Kinderlieder von Hoffmann von Fallersleben. Nach Original- und bekannten Weisen mit Klavierbegleitung von Ernst Richter.“ (Leipzig 1843. Mayer und Wigand) hübsch gedruckt in Groß-Querquart, zu dem billigen Preise von 15 Sgr.

So hatte ich denn meine literarischen Zwecke erreicht und konnte über meine Zeit frei und nach Belieben verfügen. Ich kam viel zusammen mit Literaten, Publizisten, Gelehrten und Buchhändlern, und das war, wenn auch nicht immer angenehm, doch immer interessant. Das Leipziger Literatentum stand damals in hoher Blüte; es suchte sich durch den Literatenverein zu einer geschlossenen Körperschaft zu gestalten und so den Buchhändlern, dem Staate und dem Publikum gegenüber seine Interessen geltend zu machen. Es beherrschte einen großen Teil der Unterhaltungsliteratur durch Redaktion von Zeitschriften, durch eigene Erzeugnisse und kritische Besprechungen. Mir ergab sich häufig Gelegenheit, den einen und den andern zu sehen und zu sprechen: Laube, Diezmann, Hermann Marggraff, von Corvin u. a. Auch die Publizistik hatte in Leipzig damals manchen Vertreter. Ich verkehrte viel mit Robert Blum, seinem Schwager Günther und Dr. Julius. Mit der eigentlichen gelehrten Welt kam ich wenig in Berührung. Moriz Haupt sah ich nur einmal, Buddeus und Wachsmuth lernte ich bei Laube kennen, Wuttke hingegen bewies mir auch jetzt wieder seine treue Anhänglichkeit. Sehr lehrreich für mich war auch diesmal wieder der Verkehr mit den Buchhändlern, namentlich Wilhelm Engelmann: ich bekam in das Wesen des Buchhandels eine bessere Einsicht und lernte die Unternehmungen der Verleger und die Ansprüche der Schriftsteller besser zu würdigen. Kurz vor meiner Abreise brachte mir Günther (Herausgeber der „Sächsischen Vaterlandsblätter“) die frohe Botschaft: „Die Gütersloher haben Ihnen auf 5 Jahre, jedes Jahr 80 Rt. gesichert.“

16.—22. März in Berlin. Den ersten Abend war ich bei Jakob Grimm. In traulichen Gesprächen vergingen nur zu rasch die wenigen Stunden. Später lud er mich schriftlich zum Mittagsessen ein. Wir waren sehr vergnügt. Ich gab mehrere lustige Geschichten und einige Kinderlieder zum besten. Jakob mißbilligte sehr Maßmanns Ausfall gegen mich in seinem schlechten Eraklius. Zwei Abende war ich bei Wallmüller mit einigen Studenten und den sogenannten Freien: Bruno und Edgar Bauer, Arthur Müller, Köppen, Ludwig Buhl u. a. Es ging wüst und roh her; mir ward angst und bange, als ich sehen und hören mußte, wie hier die Freiheit in Szene gesetzt wurde. Den 22. März reiste ich ab. Ich blieb nun zwei Tage bei Philipp Nathusius und fuhr dann nach Fallersleben. Ich kam mit der Hoffnung, einige Zeit bei und mit den Meinigen ungestört zu verweilen. Es schien sich auch alles nach Wunsch zu gestalten. Ich beschäftigte mich viel im Garten, spielte mit den Kindern, spazierte im Freien, las Zeitungen, arbeitete und dichtete. Zu meinem Geburtstage begrüßten mich die Kinder mit Glückwünschen und Blumenkränzen. Ich war einige Tage recht unwohl gewesen, jetzt wieder recht munter. Den Abend vorher erzählte mir mein Vetter Jakob Behne, es sei ihm mitgeteilt worden, daß ich beobachtet würde, und er meinte, ich möchte doch vorsichtig sein. Den 5. April hatte der Drost ein Schreiben von Lüneburg bekommen, hohe Landdrostei wundere sich, daß meine Ankunft noch nicht angezeigt sei. Den 8. April erhielt ich vom Drosten eine Vorladung. Er empfing mich sehr freundlich, zeigte mir aber an, daß mir auf Befehl des Königs vom 12. Dezember 1842 der Aufenthalt in den hannoverschen Landen verboten sei, wenn ich nicht ein Domizil nachweisen könne. „Und das können Sie ja" — fügte er hinzu. „Ich werde der Landdrostei schreiben, daß Sie hier noch Anteil am Hause Ihrer Frau Schwester hätten." Erst nach anderthalb Stunden kam ich nach Haus. Man hatte meiner in großer Angst geharrt. Die Kinder kamen mir weinend entgegen. Ich beruhigte sie, obschon ich selbst unruhig war, denn ich war fest überzeugt, daß ich am längsten hier gewesen. Ich ging auf mein Zimmer und dichtete[1]). Wenige Tage nachher veranlaßte ich meinen Schwager, sich wegen meiner Angelegenheit beim Drosten zu erkundigen. Letzterer riet mir, abzureisen, Domizilrechte könnte ich nicht beanspruchen, es gehe alles vom Könige selbst aus. Am 12. April des Nachmittags traf der Leutnant der Landdragoner ein. Die Sache war

[1]) „Und wieder hatt' es mich getrieben". In Musik gesetzt von „E. H. z. S," (Ernst Herzog zu Sachsen-Koburg.) Leipzig. Breitkopf und Härtel,

mir sehr verdächtig, obschon er erklärt hatte, er sei nicht um meinetwillen gekommen. In der Dämmerung schleichen die Landdragoner ums Haus herum und spät abend bewachen sie es aus der Nachbarschaft. Da scheint es mir denn doch geraten, abzureisen. Ich bitte meinen Vetter, auf der Ziegelei einen Wagen für mich bereitzuhalten, ich würde mich baldigst einfinden. Um kein Aufsehen zu erregen, gehe ich mit meinem Schwager in den Kuhstall, wir erweitern eine Öffnung in der Wand und kriechen durch. Aus des Nachbars Garten dringen wir weiter durch Hecken und Stakete, und endlich sind wir im Freien. Der Mond scheint hell auf den frischgefallenen Schnee, ringsum Totenstille, während eben noch im Hause meine Nichten, um die Landdragoner zu täuschen, die lustigsten Stücke gespielt und gesungen hatten. Der Wagen wartet schon, ich steige ein, und in einer Viertelstunde bin ich jenseit der hannoverschen Grenze und um 3 Uhr morgens zu Braunschweig im „Deutschen Hause". Während ich noch im Bette lag, ließ der Herr Drost anfragen, ob er mich besuchen könne. Er wohnte mit mir in demselben Gasthofe. Ich war sehr überrascht, erfuhr aber bald aus seinem Munde den Anlaß zu seiner Reise. Um einem unangenehmen Auftrage sich zu entziehen, hatte er sich entfernt, es war nämlich gestern der strenge Befehl gekommen, wenn ich ausginge, sollte mich stets ein Landdragoner begleiten. Diese Geschichte bildet den Anfang einer Reihe von Verfolgungen und Belästigungen, denen ich bis zum Jahre 1861, also fast zwanzig Jahre in meinem Geburtslande Hannover ausgesetzt war. 13.—18. April in Braunschweig. In angenehmem Verkehre mit Verwandten, Freunden und Bekannten verging mir die Zeit sehr rasch. Bei einem Ausfluge nach Wolfenbüttel lieh ich mir von der dortigen Bibliothek das Antwerpener Liederbuch vom Jahre 1544. 21. April — 24. Mai in Althaldensleben. Ein schöner Frühling; ich war wohl und heiter und befand mich unter lieben Menschen, die mit einem edelen Sinne für Kunst und Wissenschaft innige Teilnahme für den Gast verbanden, der ihnen interessant und angenehm war. Die Morgenstunden war ich immer allein, ich arbeitete oder spazierte im Freien. Philipp sah ich nicht eher als beim Mittagsessen. Gegen Abend pflegten wir miteinander zu spazieren und später nach Tische waren wir immer beisammen. Wir unterhielten uns über ältere und neuere deutsche Literatur, Zeitgeschichte, namhafte Persönlichkeiten, wir musizierten, sangen Volkslieder oder lasen uns etwas vor. Eines Abends teilte er Bürgers Briefe mit an Philippine Engelhardt, geb. Gatterer, seine Großmutter. Eines anderen

Abends las ich ein Stück aus meinem Leben: „Mein Anteil an der Politik". Maria, Philipps Gattin, trug ihre Kompositionen vor, auch wohl deutsche Volkslieder, in die wir dann gewöhnlich einstimmten. Wir sprachen auch über allerlei literarische Arbeiten, mit denen wir uns eben beschäftigten. So freundlich ich hier in dem genußreichen Althaldensleben aufgenommen, so konnte mir doch das Wanderleben nicht mehr genügen; ich sehnte mich nach einem bleibenden selbständigen Aufenthalte an einem Orte, der mir neben anregendem Verkehr und Hilfsmitteln die gehörige Ruhe zum Arbeiten gewährte und zugleich Gelegenheit böte, etwas zu verdienen. Ich hatte lange hin und her gewählt und mit Freunden und Bekannten viel darüber gesprochen. Endlich wählte ich Dresden und schickte mich an, dort vorläufig mich niederzulassen. Den 25. Mai, am Himmelfahrtstage, reiste ich ab mit meinem ganzen Gepäck, es bestand aus zwei Kisten mit Büchern, einem Koffer und einer Reisetasche.

26.—30. Mai in Leipzig. Den ersten Abend besprach ich mich mit meinen Freunden über die neue Ausgabe meiner Gedichte. Sie rieten mir mit Weidmanns in Unterhandlung zu treten. 28. Mai. Julius Fröbel besucht mich und erzählt von seinem Aufenthalt in Berlin. Alexander von Humboldt hatte sich geäußert, wenn er nicht eben damals in Paris gewesen, so hätte das mit mir nicht vorkommen können; leider sei meine Angelegenheit in die Hände des Ministers Eichhorn geraten usw. — 29. Mai. Vormittags bei Weidmanns. Sie sind geneigt, die neue Ausgabe meiner Gedichte zu übernehmen. Hirzel überreicht mir einen vorläufigen Vertrag. Ich bin damit einverstanden, und obschon er mich bittet, mich lieber noch zu besinnen, so gehe ich doch darauf ein und unterzeichne. 30. Mai — 4. August in Dresden. Stadt und Gegend recht schön. Ich glaubte, alles übrige würde damit übereinstimmen. Leider überzeugte ich mich bald, daß das nicht der Fall war. Ich war mit sehr bescheidenen Ansprüchen gekommen, aber auch diese wurden wenig oder gar nicht erfüllt. Von dem Augenblicke an, als ich mich für einheimisch betrachtete und anderen dafür galt, trat das ganze Dresdener Leben in seiner wahren Gestalt mir entgegen: Männer ohne männliche Gesinnung, jedermann höflich und gefällig, wenn es nichts kostet, kleinlich und knickerig im Handel und Wandel, viel Lakaientum und Philisterei, wenig geistiges Leben, gar keine Gastfreundschaft. Die ganze Bevölkerung schien mir zufrieden mit dem, was sie war und was sie hatte; Gewohnheit hielt den einzelnen ab, etwas anderes, Besseres sein zu wollen.

so wie die Angst ihn abhielt von jedem Weiterstreben in geselliger und materieller Beziehung. Obschon jahraus, jahrein viele hundert fremde Familien in Dresden leben, viele tausend Fremde jährlich Dresden besuchen, der echte Dresdener bleibt davon unberührt. Nachdem ich verschiedene vergebliche Versuche gemacht hatte, mit den eigentlichen Dresdenern näher bekannt zu werden, wendete ich mich nun lediglich an die Fremden, und nur so gelang es mir, den bald langweiligen Aufenthalt etwas kurzweilig zu machen. Ich hatte eine freundliche, stille Wohnung bezogen an der Bürgerwiese. Die Morgenstunden blieb ich fast regelmäßig zu Hause und arbeitete. Schon in den ersten Tagen vollendete ich ein Heft Lieder: „Fliegende Blätter". Es erschien schon Mitte Junis unter dem von Fröbel gewählten Titel: „Deutsche Gassenlieder von Hoffmann von Fallersleben". Zürich und Winterthur. Verlag des Literarischen Comptoirs. 1843. kl. 8°. 26 Lieder.) Darauf vollendete ich die neue Ausgabe meiner Gedichte; es war die dritte, für die vielen weggelassenen der früheren Ausgaben kamen viel mehr neue hinzu. Sie erschien bereits in den ersten Tagen des Augusts: „Gedichte von Hoffmann von Fallersleben". (Leipzig. Weidmannsche Buchhandlung. 1843. 8°. 576 S.) Im Juli sendete ich an Haupt zu seiner „Zeitschrift für deutsches Altertum" eine Sammlung althochdeutscher Glossen aus Admont, St. Paul usw.[1]). Schon Anfang Julis faßte ich den Entschluß, die deutschen Gesellschaftslieder schon jetzt herauszugeben. Dies lange mit Liebe gehegte und gepflegte Werk konnte, da es bereits zu 200 Liedern gediehen war, füglich zum Abschluß gelangen. Gegen Ende Julis schrieb ich die Vorrede, und am 5. August war das Manuskript druckfertig. Es war Ludwig Uhland gewidmet und erschien noch im Laufe dieses Jahres: „Die deutschen Gesellschaftslieder des 16. und 17. Jahrhunderts. Aus gleichzeitigen Quellen gesammelt von Hoffmann von Fallersleben." (Leipzig. Wilhelm Engelmann. 1844. gr. 12°. XVIII. 306 S.)

Meine tägliche Morgenbeschäftigung wurde nur selten unterbrochen. Im Laufe des Junis besuchten mich Uhland, Walesrode, Aderholz, Graf E. Reichenbach, Philipp und Heinrich Nathusius; im Juli Eduard und Albert Kießling und Dr. E. Sommer. Mit den meisten pflegte ich dann den Tag über beisammen zu sein. Es war für mich eine oft willkommene Unterbrechung meiner Studien; ich hörte, wie's meinen alten Freunden und Bekannten ging, wir verplauderten angenehm die Zeit im

---

[1]) Sie sind gedruckt Bd. 3 (1843), S. 368 ff., 460 ff.

Freien auf weiteren Ausflügen oder auf der Brühlschen Terrasse. Sehr angenehm war mir die Bekanntschaft mit Walesrode. Wir begegneten uns nachher noch öfter auf unseren Wanderungen. Die Nachmittage und Abende widmete ich meist dem Verkehre mit Fremden, die sich in Dresden niedergelassen hatten. Der bedeutendste unter ihnen war Ruge.

Da ihm damals seine literarisch-publizistische Tätigkeit in Deutschland unmöglich gemacht worden war, gab er vorläufig sein Wirken in Deutschland auf, aber nicht für Deutschland, und hoffte in Frankreich seine Tätigkeit ungehindert und erfolgreicher fortsetzen zu können. Mir tat es weh, daß eine so tüchtige geistige Kraft dem Vaterlande verloren gehen sollte; denn ich betrachtete jeden, der das Ausland mit dem Vaterlande vertauschte, für einen diesem und uns Verlorenen. Ich sagte ihm oft: „Lieber Ruge, bleib hier! Du bist zu deutsch, du kannst nur in Deutschland recht leben und wirken. Ich bin fest überzeugt, nach Jahr und Tag kehrst du zurück.“ Ruge war zu sehr eingenommen für die kommunistischen und sozialistischen Ideen, die ihren Herd in Frankreich hatten; er erwartete von ihnen eine neue Weltordnung, Heil und Segen für die ganze Menschheit. Ruge war immer sehr liebenswürdig und teilnehmend, wie auch seine Frau; ich war oft und gern da. Als ich mich mit dem schlechten Essen in den Gasthöfen lange genug gequält hatte und ihm meine Not klagte, da bat er mich, jeden Mittag bei ihm zu speisen. So waren wir denn die letzten acht Tage vor seiner Abreise meist immer beisammen. An Stoff zur Unterhaltung fehlte es uns nie. Ich wurde immer angenehm angeregt und ich dichtete gern, und weil ihn jedes neue Lied, wie ich wußte, erfreute, so war er der erste, dem ich es vorlas oder vorsang. Die meisten der nachher unter dem Titel „Salonlieder“ erschienenen Lieder sind damals entstanden. — Den 19. Juli nahmen wir Abschied. Um 1 Uhr reiste er ab nach Paris.

Mosen wohnte den Sommer über in Strehlen. Wenn ich ihn besuchte, so war das für mich zugleich ein hübscher Spaziergang; ich ging immer durch den großen Garten. Mosen, damals in der Fülle jugendlicher Kraft, gesund und heiter, frisch an Leib, Geist und Gemüt, erschien mir neben seiner lieben Gattin wie ein recht glücklicher Dichter. Ich verlebte bei ihm einige frohe Tage, so den 8. Juli, seinen Geburtstag.

Die letzten Tage in Dresden war ich recht leidend und mitunter sehr verstimmt. Ich hoffte, wenn ich nur erst wieder unterweges wäre, so würde sich alles zum Guten wenden, und so trat ich denn am 4. August meine Reise an. Ich blieb einige

Tage in Leipzig, leider aber wurde mein Zustand nicht sonderlich besser. Trotzdem entschloß ich mich den 8. zur Weiterreise nach dem Rhein.

Einige Tage in Frankfurt. Den Abend vor meiner Abreise, 14. August, hatte mich der Buchhändler Suchsland zum Abendessen eingeladen. Er wohnte am Main neben der Bibliothek. Aus seinen Fenstern eine herrliche Aussicht auf den Fluß und Sachsenhausen. Es war große Gesellschaft. Noch ehe wir uns zu Tische setzen, kommt eine Gondel mit bunten Laternen den Main herauf und legt uns gegenüber mitten im Flusse vor Anker. Die Sänger singen „Deutsche Worte hör' ich wieder“ und bringen darauf mir ein Hoch aus. Unten am Strande viele Menschen. Bei Tische geht es recht munter zu. Nachdem ein Herr Dr. Müller mir einige freundliche Worte gewidmet, werde ich dringend gebeten, einige Lieder zu singen. Ich singe: „Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald“ und das Hohelied vom Zensor. Obschon diese Ehrenbezeigung keine öffentliche war, so wurde sie doch als solche besprochen, und eine Zeitung machte den gehässigen Zusatz: „Man sieht ihn rüstig und munter an der Wirtstafel seine eigenen Lieder vorsingen.“

15. August in Koblenz. Der Zweck meiner Reise hieher war, eine Freundin nach langen Jahren wiederzusehen und ihr meinen Dank abzustatten für die innige Teilnahme, welche sie von neuem mir bewiesen hatte. Um 4 Uhr nachmittags ging ich zur Laubbach hinaus. Nach 25 Jahren sahen wir uns wieder und erfreuten uns der alten lieben Erinnerungen.

Nachdem ich den ganzen folgenden Morgen im „Riesen“ von meinem Zimmer aus mir den Rhein und das Getümmel am Strande angesehen und vergebens zwei Freunde erwartet habe, gehe ich zu Karl Bädeker. Da erfahre ich denn: „Er ist mit dem Dichter Freiligrath spazierengegangen.“ — Nach einiger Zeit kommt Bädeker, sichtlich verlegen: „Willst du Freiligrath kennen lernen?“ — „Warum nicht? Bring' ihn nur!“ — Bädeker kehrt nochmals um und sagt zutraulich: „Du, sei gut!“ — Ich muß laut auflachen. Freiligrath kommt, wir begrüßen uns und unterhalten uns ganz nett. Unterdessen ist es Mittagszeit. Wie Bädeker sieht, daß wir beide ganz harmlos miteinander verkehren, so ladet er uns zu Mittag ein. Wir sind sehr heiter. Ich erzähle viele Schnurren, so daß wir gar nicht aus dem Lachen herauskommen. Nach Tische frage ich Freiligrath, ob er mich etwas begleiten wolle, ich müßte noch auf die Laubbach gehen. Er ist bereit. Als wir auf dem Wege sind, meine ich, wir könnten ja erst noch eine Tasse Kaffee trinken.

Wir gehen in ein Kaffeehaus und sitzen ganz allein. Wir kommen nun auf die Tagesereignisse zu sprechen. Ich mache keinen Hehl daraus, daß es allgemein sehr übel aufgenommen sei, daß Freiligrath gerade zur Zeit, als Herwegh ausgewiesen worden, ein Gedicht gegen ihn veröffentlicht habe, allerdings ein zufälliges Zusammentreffen. Freiligrath spricht sich nun über seine Gesinnung aus, teilt mir einige seiner neuesten Gedichte mit und bemerkt, daß eins die Zensur nicht passiert habe. Nun, fügt er hinzu, ich würde bald von seiner politischen Gesinnung eine bessere Meinung gewinnen. Er ist zutraulich geworden, und so glaube ich denn, es auch sein zu können, und lese ihm mein Lied vom Schweigetaler vor. Wir scheiden in der Hoffnung, uns den Abend wiederzusehen; Bädeker hatte uns nämlich zu einem ländlichen Familienfeste eingeladen. Ich setze nun meine Wanderung nach der Laubbach fort und kehre erst nach Sonnenuntergang zurück. Bädeker hat uns vergebens in seinem Hause erwartet. Einer seiner jungen Leute ist beauftragt, uns nach einem Garten auf dem linken Moselufer hinzubringen. Ich gehe beim „Riesen" vor und hole Freiligrath ab. Wir befinden uns in einer ziemlich zahlreichen Gesellschaft von lauter Bädekerschen Verwandten. Nachdem wir alle uns wechselseitig vorgestellt sind, nehmen wir Platz an einer langen Tafel. Es geht mir gar zu still her, und da mir das unerträglich wird, so suche ich etwas Leben hineinzubringen: ich erzähle einige lustige Geschichten und Witze, stimme ein Lied an und bringe einige Gesundheiten aus. Nach einiger Zeit ist mein Zweck erreicht, die Stimmung ist eine belebte, heitere geworden. Um sie noch zu steigern, gerate ich ins Politische. Freiligrath sitzt neben mir, und ich singe das Lied vom Schweigetaler.

Bädeker nimmt es sehr übel, Freiligrath nicht. Auf dem Heimwege macht mir jener bittere Vorwürfe. „Aber, lieber Bädeker, du weißt ja nicht, daß Freiligrath das Lied ja schon kannte; ich habe es ihm am Nachmittage schon vorgelesen." — Bädeker will sich nicht beruhigen. Als wir aber vor seinem Hause Abschied nehmen und seine beiden alten Oheime mir danken für den frohen Abend, den ich ihnen bereitet hätte — da wende ich mich an Bädeker: „Hast du's gehört? Nun gib dich zufrieden und leb' wohl!" Ich war mit Freiligrath in der Nähe des „Riesen" angelangt. Da meinte ich, es wäre hübsch, wenn wir noch so etwas Kühlendes genössen. Freiligrath verstand darunter Champagner. Im Mai des künftigen Jahres richtete Freiligrath ein Gedicht an mich, er beginnt mit jener Nacht im „Riesen":

An Hoffmann von Fallersleben[1].

Jetzo, wo die Nachtigall
Schlägt mit mächt'gen Schlägen;
Wo der Rhein mit vollerm Schall
Braust auf seinen Wegen;
Wo die Dämpfer wieder ziehn;
Wo die grünen Reben,
Wo die Blumen wieder blühn: —
Jetzt auf einmal eben

Denk' ich wieder, wie im Traum,
Jener Nacht im „Riesen",
Wo wir den Champagnerschaum
Von den Gläsern bliesen;
Wo wir leerten Glas auf Glas,
Bis ich alles wußte,
Bis ich Deinen ganzen Haß
Schweigend ehren mußte.

Den andern Morgen wollten wir zusammen reisen. Ich wachte spät auf und erfuhr, daß sich Freiligrath bereits fortbegeben hatte. Ich fuhr bald darauf mit dem nächsten Dampfschiffe nach St. Goar. Ich kehrte in die „Lilie" ein und besuchte Freiligrath, der daneben wohnte. Frau F. schien etwas verlegen. Als ich nach einigen Stunden wiederkehrte, war sie ganz freundlich und gesprächig. Geibel, den ich auch traf, blieb lange sehr ernst und zurückhaltend. Freiligrath schlug einen Spaziergang nach Oberwesel vor, Geibel beteiligte sich. Das Wetter war schön und die Abendkühle am Rhein erquickend. In Oberwesel aßen wir zu Nacht, tranken einen guten Wein und waren recht heiter. Ich sang viel, erzählte viele lustige Geschichten und suchte alles zu vermeiden, was unangenehm hätte berühren können. Als ich anstimmte: „Deutschland, Deutschland über alles!" sagte Geibel: „Auf diesem Gebiete sind wir eins!" — Um Mitternacht gingen wir heim, heiter und friedlich wie der schöne Sternenhimmel, über dem Lurleifelsen ging der Mond auf.

18. August. Mit dem Dampfschiffe nach Mannheim. Langweilige Fahrt, erst nach 10 Uhr abends im „Pfälzer Hof".

19. August. Es war meine Absicht, die Aktenstücke über meine Absetzung drucken zu lassen. Ich besuchte deshalb zuerst

[1]) Ein Glaubensbekenntnis, Zeitgedichte von Ferdinand Freiligrath. Mainz. Viktor von Zabern. 1844. S. 307—314.

F. Bassermann und Mathy, die im März eine Buchhandlung gegründet hatten. Ich überreichte ihnen das Manuskript, und sie waren bereit, es drucken zu lassen; es wurde sofort zur Zensur geschickt, den andern Tag erfolgte das Imprimatur, und noch während ich in Mannheim war, erschien die kleine Schrift: „Zehn Aktenstücke über die Amtsentsetzung des Professors Hoffmann von Fallersleben.“ (Mannheim. Verlag von F. Bassermann. 1843. 8°. 30 S.)

Da das badische 25jährige Verfassungsjubiläum bevorstand, blieb ich die Festtage über in Mannheim. 22. August. Um 10 Uhr Festzug durch die Hauptstraßen nach dem Marktplatze unter Kanonendonner und Glockengeläute. Von den Fenstern der Ressource sehe ich mir alles an. Dann großes Festmahl. Es werden mehrere Reden gehalten, aber erst durch die von Soirons und Wellers wurde „die Tafelrunde in die begeistertste Stimmung versetzt, welche bis zum Schlusse keinen Augenblick mehr unterbrochen wurde“! Der Berichterstatter der „Abendzeitung“ fährt dann fort: „Die mächtigsten Eindrücke ließ aber gewiß unser Gast Hoffmann von Fallersleben zurück! Nachdem das Lied, das er in unsern Mauern zur Feier des hohen Festtages gedichtet hatte, gesungen und seine Gesundheit stürmisch ausgebracht war, dankte er der Versammlung dadurch, daß er ihr mehrere seiner Gedichte vortrug. Zuerst sprach er das ‚Lied eines abgesetzten Professors‘ und das ‚Freie Wort‘; dann sang er in seiner höchst eigentümlichen Weise mit einem Humore, unter dem der tiefste Schmerz verborgen liegt, das Lied: ‚Alles mit hoher obrigkeitlicher Erlaubnis‘. Das war mehr als bloßer Beifallssturm, der da losbrach, das war die mächtige Stimme des Geistes der Freiheit, die der herrliche Mann aus jeder Brust gelockt, es war der mächtige Echoruf seiner eigenen begeisterten Worte und prophetischen Ergüsse, es war der Triumph, den die Wahrheit, den die Überzeugung über die Lüge und Halbheit der Gegenwart feierte!“

Das muß demjenigen sehr übertrieben klingen, der die Stimmung in jenen Tagen, namentlich in Baden, nicht miterlebt hat. Es war nichts Beabsichtigtes, Besprochenes oder gar Befohlenes, es war die freie Äußerung freier Männer. Jeder wollte die Hand mir reichen, jeder mit mir anstoßen. Die Art und Weise, mich zu ehren, war mitunter sehr eigentümlich. So reicht mir ein Metzgermeister ein volles Glas, ich trinke es aus, er steckt es ein, um es als Andenken aufzubewahren. Ein anderer Bürger trinkt mir zu; ich tue aus demselben Glase Bescheid; da nimmt er das Glas und — zerschlägt es: „Aus

dem Glase, woraus wir getrunken, soll kein anderer mehr trinken!"

Ich war nun noch vierzehn Tage in Mannheim. Ich verkehrte viel mit den badischen Abgeordneten und ihren Freunden: von Itzstein, Hecker, von Soiron, Bassermann, Mathy, Walesrode u. a. Am 25. August brachten mir die Studenten in Heidelberg, wohin ich einen Ausflug gemacht hatte, ein Fackelständchen. Der Stadtdirektor hatte es verboten, der Prorektor erlaubt. Die fremden Musikanten wurden den anderen Tag ausgewiesen und die Fackelträger, lauter Stiefelputzer, vor die Polizei geladen. Die beiden Hauptverbindungen der Studenten hatten sich vereinigt; jede sendete ihren Sprecher, mich zu begrüßen. Letztere waren mit mir den folgenden Tag zum Mittagsessen bei Itzstein eingeladen.

5. September reiste ich ins Oberland, um das Wiesental und seine Mundart näher kennen zu lernen. Ich ging über Straßburg nach Basel und so nach Lörrach. Dort machte ich die Bekanntschaft des Rechtsanwalts Euler. Ich sprach von dem Hauptzwecke meiner Reise und bat ihn, mir zur Ausführung behilflich zu sein. Er war sehr bereitwillig, und damit wir recht ungestört das Alemannische treiben könnten, lud er mich ein, bei ihm zu wohnen. Das war mir sehr willkommen. Euler kannte genau die Mundart seiner Heimat und hatte darin auch gedichtet. Die genaue Durchsicht meiner Lieder, welche wir sofort begannen, war bald vollendet, sowie auch ein Nachtrag „Grammatisches". Schon am 16. September schrieb ich meine Vorrede. Euler war ein lieber, gemütlicher Mensch. Er widmete mir seine ganze Zeit, und damit mir die Erinnerung an seine Heimat eine nachhaltig angenehme werden möchte, so führte er mich in die Umgegend, auf die Berge und in die Örter, welche schöne Aussichten gewährten. Eines Abends war ich mit ihm auf dem Röttler Schlosse. Die Aussicht prachtvoll: in der Ferne die Gletscher im rosigen Scheine der Abendsonne, das erste Alpenglühen, welches ich sah. Die anderen Abende waren wir in Tüllingen, Weil, Stetten. Durch ihn lernte ich auch den Kirchenrat Hitzig kennen, einen liebenswürdigen alten Herrn, der mir viel von Hebel zu erzählen wußte, mit dem er sehr befreundet gewesen war. Zum Abschiede gab mir Euler einige Zeilen; er hatte mit mir die feste Hoffnung auf eine bessere Zukunft und schloß sein Gedicht:

Der HofMa fehlt, doch d'Hoffnig nit,
Dass uf der dütschen Erde

So mengs was no im Arge lit
Nootno cha besser werde.

Drum sagi: HofMa hoff, es cha
Nit allewil so blibe;
Es seig Di Trost, Du guete Ma,
Di Werk wird Früchte tribe.

19.—30. September wieder in Mannheim. Ich wohnte bei Hecker und verkehrte nur mit seinen Freunden. Walesrode, mit dem ich in Heidelberg und Rastatt zusammengetroffen, war auch wieder einige Tage bei uns.

Die neue Ausgabe meiner alemannischen Lieder war fast vollendet; bis zum 6. Bogen hatte ich die Korrektur selbst besorgt. Sie erschien bald darauf: „Alemannische Lieder von Hoffmann von Fallersleben. Nebst Worterklärung und einer alemannischen Grammatik." (Fünfte, im Wiesentale verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mannheim. Verlag von Friedrich Bassermann. 1843. 8°. 127 S.)

1. Oktober verließ ich Mannheim. 4. Oktober in Düsseldorf. Ich traf den Geh. Reg.-Rat von Sybel, der sofort einige Gesinnungsgenossen von meiner Ankunft benachrichtigte. Abends war ich mit ihnen im Domhardtschen Gasthofe zusammen. Nach und nach kamen immer mehr Teilnehmer. Auch die Liedertafel beteiligte sich an dem unversehens entstandenen Feste und trug mehrere Lieder vor. Es wechselten nun Reden, Trinksprüche und Lieder miteinander, und dann und wann gaben draußen die Trompeter der Ulanen ein Stück zum besten. —

Bis gegen Mitte Oktobers verweilte ich an der Ruhr und verlebte angenehme Tage in der Familie einer Jugendfreundin.

Ich wandte mich nun wieder dem Rheine zu. Am Geburtstage des Königs, 15. Oktober, traf ich in Düsseldorf ein. Zu meinem Leidwesen höre ich von polizeilichen Nachforschungen über die Teilnehmer an dem neulichen Domhardtschen Abend; die Namen wären nach Berlin geschickt und eine Untersuchung würde nicht ausbleiben (was sich leider nachher bestätigte!).

17.—20. Oktober in Köln. Als ich eines Abends mit Freunden zusammensitze, flüstert mir der Oberkellner zu, eben sei ein Polizeibeamter angekommen, um mich zu beobachten. Ich setze mich ihm gegenüber, und die übrigen Herren, denen ich diese Neuigkeit mitgeteilt, nehmen neben mir Platz. Die polizeiliche Teilnahme wirkt sehr belebend auf unsere Stimmung; ich erzähle so viele Schnurren, daß sich der Polizist selbst nicht des Lachens erwehren kann. Den andern Tag fuhr ich mit

dem alten Dresel, der mir schon früher seine Ankunft angezeigt hatte, den Rhein hinauf.

21. Oktober bis 10. November in Geisenheim.

Wenn man in den Ort hineinkommt von Rüdesheim her, so sieht man bald zwei große Häuser, im französischen Stile des vorigen Jahrhunderts gebaut. Sie liegen links an der Straße, haben eine Aussicht auf den Rhein und waren ursprünglich ein Gebäude. In dem rechten Flügel wohnte die Familie Dresel. Der Alte hatte darin mit seinem Schwager Lade eine Weinhandlung gegründet und viele Jahre gemeinschaftlich betrieben, später dies Verhältnis gelöst und sich mit seinem Sohne Karl verbunden, nachdem dieser sich mit der Tochter eines Grafschaftsbesitzers verheiratet. Das Geschäft in dieser neuen Gestalt stand wie das alte in hohem Ansehen und schien in erfreulicher Entwicklung zu gedeihen. Beide Familien zählten mit zu den ersten des Rheingaues, zeichneten sich vor allen aus durch Bildung, Freisinn und Gastfreundschaft und standen durch Freundschaft und Verwandtschaft mit vielen Familien anderer Gegenden in Beziehung. Der alte Dresel hatte etwas Biederes, Einnehmendes in seinem Wesen. Obschon er von geringem Herkommen war und gern davon erzählte, so war er doch allmählich bequem, genußsüchtig und aristokratisch geworden, obschon er liberale Ansichten auf religiösem und politischem Gebiete aussprach und zu verteidigen wußte. Der Liberalismus jener Tage gehörte mit zum guten Tone; er vermittelte zugleich angenehme Bekanntschaften und konnte die Geschäftsverbindungen vorteilhaft erweitern. Dresel sah sich gern betrachtet und geehrt als den freisinnigsten Rheingauer, den Repräsentanten eines bedeutenden Geschäfts und einer angesehenen Familie. Wir verkehrten oft und viel miteinander, ich verdanke ihm manche Gefälligkeit und manche angenehme Stunde. Karl Dresel, lebendig und jugendlich frisch, angenehm in Gesellschaft von Bekannten und Fremden, gemütlich mit dem Seinigen und unter Freunden, dem Gast ein immer freundlicher Wirt. Er arbeitete unablässig an seiner Fortbildung, hatte sich eine hübsche Bibliothek gesammelt, las viel und suchte sein Interesse an Kunst und Wissenschaft auch noch zu beleben durch eifriges Sammeln von Autographa und durch den Verkehr mit Künstlern und Gelehrten, der ihm eine angenehme Erholung und fast zum Bedürfnisse geworden war. Von edeler Gesinnung beseelt, suchte er das Gute mit Rat und Tat zu fördern, war beglückt durch das Glück anderer, besonders der Seinigen und seiner Freunde, und freute sich über jeden Beweis von Teilnahme, von welcher

Seite er ihm auch kam. Er war ein vortrefflicher Mensch und hatte eigentlich nur einen Fehler, nämlich den, daß er ein Geschäftsmann war und sein mußte, daß er den Streit der Pflicht mit seinen Neigungen nie zu seinem und seiner Familie Besten zu schlichten wußte. Von Karls sechs Brüdern waren damals drei zu Hause, Julius und Hermann mit im Geschäfte, Gustav wartete auf eine ihm zusagende Stellung. Er war vor einiger Zeit aus Amerika zurückgekehrt und wußte so lebendig von seinen Fahrten, besonders in Texas, zu erzählen, daß ich allezeit sein dankbarer Zuhörer war. Ich hatte nicht die Absicht, sehr lange in Geisenheim zu bleiben; aber die freundlichen Zureden meiner neuen Freunde und jeder neue sonnige Herbsttag in dem lieblichen Rheingau verzögerten meine Abreise. An Unterhaltung fehlte es mir nicht. Wenn nicht bei uns Gesellschaft war, so suchten wir sie uns auswärts zu verschaffen. Wir machten Ausflüge nach Wiesbaden, Johannisberg, Aßmannshausen und dem Rheinstein, besuchten August Reuter in Rüdesheim, fuhren zu Itzstein in Hallgarten und zum Professor Hofmann in Winkel.

Es war am 5. November, als wir dem letzteren, meinem Namensvetter, einen Besuch abstatteten. Karl Dresel hatte mich schon gehörig vorbereitet, und so war mir denn dieser damals merkwürdigste Mann des Rheingaus nicht ganz fremd. Er empfing uns recht freundlich. Ich war erstaunt, in diesem 90jährigen Greise so viel Jugendfrische zu finden. Eine immer noch kräftige Gestalt, voll Leben in Sprache, Gebärden und Bewegung der Glieder. Er hörte schwer; wir mußten laut sprechen, er sprach auch laut, und wenn er seiner Rede einen besonderen Nachdruck geben wollte, so faßte er mich beim Arm und drückte mich oder zupfte mich am Kleide. Er erzählte uns viel aus seinem Leben und immer mit großer Lebendigkeit, wir hörten mit gespannter Aufmerksamkeit zu.

Karl Milde hatte mich zu sich nach Breslau eingeladen; ich wollte bald kommen. Ich reiste nun über Mainz, Frankfurt, Schulpforta, Leipzig, Dresden zunächst nach Eichberg im schlesischen Gebirge. An jedem Ort hielt ich mich ein oder zwei Tage auf, um mich auszuruhen und auch alte Freunde und Bekannte zu besuchen. Von Dresden aus sendete ich die „Salonlieder" an Fröbel in Zürich. 26. November traf ich in Breslau ein. Obschon ich Tag und Stunde vorher gemeldet hatte, wann ich ankommen würde, so war doch niemand auf dem Bahnhofe, mich zu empfangen. Erst spät abends trat ich in Mildes Haus ein, ohne mein Gepäck; es war im Wagen

liegen geblieben, ich erhielt es erst den andern Tag. Ich war sehr verstimmt und ahndete nichts Gutes für meinen neuen Aufenthalt, vergaß aber bei der freundlichen Aufnahme bald das Unangenehme meines Einzugs. Den nächsten Tag richtete ich mich häuslich ein. Ich wohnte in meinem alten Zimmer unter meinen Büchern. Ich besuchte nun nach und nach meine alten Freunde und Bekannten. Ich bemerkte bald, daß die meisten, wenn auch nicht eben verlegen, doch sehr befangen waren. Eine äußere unabhängige Stellung macht deshalb noch nicht unabhängig und frei im geselligen Verkehre: die meisten nahmen Rücksicht auf befreundete hochgestellte Beamte oder geld- und einflußreiche Leute anderer Gesinnung. Man mied mich eben nicht, aber man suchte mich auch nicht. Niemand machte mir einen Gegenbesuch. Die wenigen Beweise freundlicher Teilnahme, die mir hie und da noch wurden, hoben um so greller das hervor, was mich schmerzlich berühren mußte. Auffallend, daß gerade die sogenannten aristokratischen Kreise, in denen ich früher mich auch zuweilen blicken ließ, es jetzt gerade nicht an Aufmerksamkeit für mich fehlen ließen.

Ich zog mich nun ganz auf mein Zimmer und meine Studien zurück, mied alle öffentlichen Gesellschaften und kam nur dann und wann abends bei Philippi mit Resch zusammen. Ich war recht fleißig. In den ersten Tagen des Dezembers vollendete ich den 7. Teil der Horae belgicae, ferner besorgte ich eine saubere Abschrift von Wernher von Elmendorf für Haupts Zeitschrift[1]).

Der gute Erfolg meiner Kinderlieder mit Klavierbegleitung erregte den Wunsch in mir, eine neue Sammlung zu veranstalten. Ich ging zu Ernst Richter und besprach mit ihm mein Vorhaben. Er ging gern darauf ein, meinte jedoch, um dieser Sammlung einen eigentümlichen und größeren Wert zu verleihen, wäre es gut, wenn wir uns von den ausgezeichnetsten Komponisten der Gegenwart Beiträge dazu erbäten. Kurz vor Weihnachten — und das war meine beste Christbescherung — waren 50 Kinderlieder fertig, und es bedurfte nur noch der Harmonisierung der bereits vorhandenen Volksweisen und der Komposition einiger für unsere besten Meister zurückgelegten Texte. Im Mildeschen Hause war ich betrachtet wie ein alter Hausgenosse, der frei über seine Zeit verfügen konnte, und das war mir sehr lieb. Die Abende war ich fast nie zu Hause und manchen Mittag anderswo zu Tische. Zwischen mir und Milde

---

1) 4. Bd., S. 284—317.

war eine Kühle des Gefühls eingetreten, die sich keiner zugestehen, deren sich aber wohl jeder bewußt sein mochte. Mir schien es, als ob meine Hausgenossenschaft auf Mildes Verkehr mit vornehmen und hochgestellten Leuten störend wirkte und seine Neigungen, die er nie gern beschränkt sah, aus Freundschaft jetzt mitunter beschränken mußte.

Einige Tage nachher war es mir, als müßte ich die Luft verändern. Ich entschließe mich rasch zu einem Ausfluge nach Waltdorf. Mein Weg führte mich zunächst nach Neiße. Dort traf ich den Grafen Reichenbach und fuhr mit ihm und Rudolf Gottschall nach Waltdorf. Wir waren in bester Stimmung und feierten den Silvesterabend im traulichen Familienkreise. Am Neujahrsmorgen schrieb ich an Milde. Ich meldete ihm meinen Entschluß, Breslau zu verlassen, und dankte ihm für alles Liebe und Gute, das mir durch ihn und seine Familie zuteil geworden. Am Mittag traf Rektor Kabierske von Neiße ein. Er wollte mir die Volksweisen aufzeichnen zu den Liedern, welche mir die junge Frau Gräfin gesammelt hatte. Am Nachmittag kamen die Mädel des Dorfes und sangen. Dem musikverständigen Schulmanne gewährte es selbst viele Freude, meinen Wunsch zu erfüllen: er zeichnete eine Anzahl schöner und seltener Weisen auf und ergänzte somit meine bisherige Sammlung. Zehn Texte teilte ich später mit im „Deutschen Museum“ von Prutz (1852. II, S. 161 bis 171), die ich dann mit der damaligen Einleitung und einigen Zusätzen nebst 17 anderen Volksliedern in meinen „Findlingen“ 1. Bd. (1860), S. 91—120 wieder abdrucken ließ.

Den Tag über pflegte ich für mich allein zu sein und zu arbeiten. Die Abende waren der gemeinschaftlichen Unterhaltung gewidmet. Gottschall war auf einige Tage zurückgekehrt nach Breslau und kam dann den 7. wieder; auch Resch fand sich denselben Tag noch ein; wir holten ihn von Mockwitz ab. Gottschall las uns an zwei Abenden sein fünfaktiges Schauspiel „Robespierre“. Es machte einen guten Eindruck und gab Anlaß zu allerlei ästhetischen und politischen Erörterungen. Gottschall, damals sehr begeistert für alles, was sich als Streben nach Freiheit und Glück in der Geschichte und dem heutigen Leben der Völker offenbart, war über sein Lebensziel noch nicht im klaren. Ich sprach deshalb ihm meine Wünsche für seine Zukunft aus, unter anderm den Wunsch: lieber erst viel studieren als viel edieren. Unterdessen traf ein Brief von Milde ein, der schon am 3. Januar, also unmittelbar nach Empfang meines Briefes geschrieben war. Milde sprach sich recht schulmeisterlich

und so unwürdig und lieblos über mein früheres, jetziges und künftiges Leben und Treiben aus, daß ich nicht die Stimme eines Freundes, sondern eines wildfremden Menschen zu hören glaubte, die mir nur unverständlich und gleichgültig sein mußte und blieb. Ich gab den Brief Reichenbach; er las und war empört, er wollte, daß ich sofort meine Bücher zu ihm nach Waltdorf kommen ließe. „Nein!“ erwiderte ich, „ich will keinen solchen Schritt tun, und wenn ich noch berechtigter dazu wäre — ich werde schweigen. Ich bin der Familie diese Rücksicht schuldig. Wozu etwas tun, was meinen Feinden nur willkommen wäre? Es wird sich alles schon entwickeln.“

Merkwürdig, mit Mildes Brief empfing ich zugleich einen Brief von Rudolf Müller, der mich abermals dringend zu sich nach Holdorf einlud.

Den 15. Januar abends traf ich wieder in Breslau ein. Milden gegenüber tat ich, als ob ich gar keinen Brief von ihm erhalten hätte. Wer solche Vorwürfe, wie er mir machte, einem Freunde machen kann, hat längst aufgehört ein Freund zu sein und verdient nicht, daß man sich gegen ihn zu rechtfertigen sucht. Ein Brief hatte uns geschieden, und kein Gespräch und nichts konnte uns wieder vereinen. Ich blieb wieder einige Tage in Breslau und war mit den Vorbereitungen zu meiner Abreise beschäftigt. Den 20. Januar besuchte ich Dr. Wuttke in Brieg und verweilte einige Tage in seiner Familie. Für meine Gesellschaftslieder erhielt ich einige Ausbeute. Durch die Güte des Professors Matthisson konnte ich die Gymnasialbibliothek benutzen, ich fand für meinen Zweck 67 alte Liederbücher. Am 6. Februar reiste ich von Breslau ab und war dann in Eichberg am Bober bei Eduard Kießling bis zum 20. Februar. Ich fuhr auf der Eisenbahn bis Freiburg und dann mit dem Postschlitten über den Schmiedeberger Berg. Herrliche Winterlandschaft, Bäume und Sträuche dick bereift, so daß man überall menschliche und Tiergestalten zu sehen glaubt, eine ergötzliche Unterhaltung. In Schmiedeberg wartete schon Eduard mit dem Schlitten auf mich; wir fuhren bald ab, die Bahn war schön, und zeitig erreichten wir Eichberg.

Ich verlebte stille frohe Tage. Der Verkehr mit Eduard und Albert Kießling war ein sehr angenehmer und belebender, Albert hatte die juristische Laufbahn aufgegeben und lebte seiner Kränklichkeit wegen hier auf dem Lande bei seinem Bruder. Er war ein denkender Kopf und hatte viel gelernt. Ich suchte ihn zu schriftstellerischer Tätigkeit zu ermuntern und bemerkte auch zu meiner Freude, daß er Neigung zeigte, seine

Gedanken, Meinungen und Ansichten über die mancherlei Zeitfragen aufzuzeichnen und von Zeit zu Zeit zu veröffentlichen. Ich glaubte, daß das für ihn gar keine anstrengende Beschäftigung sein könnte, da er ja oft stundenlang, selbst wenn wir schon im Bette lagen, sich mit mir unterhielt. Während ich ihn zu etwas Zeitgemäßem ermunterte, dachte ich an etwas Ähnliches, an ein „Freiheitsbüchlein", worin die freisinnigen Aussprüche deutscher Schriftsteller zusammengestellt werden sollten.

Den 21. Februar nahm ich Abschied. Spät abends 23. Februar traf ich in Berlin ein. Was ich nun über meinen dortigen Aufenthalt erzähle, gründet sich auf mein Tagebuch, meine Erinnerung und die mündlichen Mitteilungen anderer.

24. Februar. Den ganzen Morgen Schneegestöber. Ich gehe erst um 12 Uhr aus. Ich höre, daß heute Wilhelm Grimms Geburtstag ist und die Studenten ihm und seinem Bruder einen Fackelzug bringen wollen. Ich entschließe mich daher, nicht jetzt zu ihnen hinauszugehen, sondern erst den Abend. Um 8 hinaus in den Tiergarten zu den Grimms. Ich werde sehr herzlich von der Familie empfangen. Bald kommt der Fackelzug. Gendarmen und Polizisten voran. Die Studenten stellen sich im Halbkreise auf. Nach einer kurzen Anrede folgt ein Lebehoch den Brüdern Grimm. Wilhelm steht mit seiner Gesellschaft auf dem Balkon und hält eine Dankrede. Nebenan in Jakobs Zimmer, das nicht erleuchtet ist, stehe ich am offenen Fenster. Um die Rede zu hören, neige ich mich etwas zum Fenster hinaus. Da nun mein Gesicht vom Fackelscheine beleuchtet ist, mag man mich erkannt haben. Sowie die Rede zu Ende ist, ruft eine Stimme: „Hoffmann von Fallersleben hoch!", und die ganze Menge stimmt laut jubelnd ein. Ich bin ganz bestürzt, und noch mehr sind es die anwesenden Gelehrten. Niemand spricht ein Wort, nur Jakob sagt: „Es ist hübsch, daß man auch Sie noch hat leben lassen." Ich weiß nicht, was ich machen soll, und möchte doch auch nicht unartig erscheinen. Wilhelm Grimm ist hinuntergegangen; als er wieder heraufkommt, gehe ich in den Haufen der Studenten, reiche einigen die Hand und danke ihnen. Ihrer zwanzig kommen dann zu uns, trinken ein Glas Punsch und singen mehrere meiner Lieder. Nachdem ich mich zu morgen Mittag bei Frau Grimm zu Tische eingeladen habe, nehme ich Abschied und gehe mit den Studenten heim.

25. Februar. Um Mittag zu den Grimms. Als wir eben über den Verkauf meiner Bibliothek sprechen, tritt Lachmann ein, damals Rector magnificus. Er ist überrascht, mich dort

zu finden, und geht erst mit Wilhelm, dann mit Jakob ins Nebenzimmer. Ich ahnde nicht, daß es den gestrigen Abend betrifft. Wir setzen uns zu Tische; Bettina, die etwas später kommt, nimmt ebenfalls Platz. Obschon sie und ich allerlei Scherze zum besten geben, so entwickelt sich doch keine rechte Heiterkeit; man scheint verstimmt zu sein. Bald nach Tische brechen wir auf. Ich begleite Frau Bettina bis an ihre Wohnung Unter den Linden. Wir sprechen unterwegs noch viel über den gestrigen Abend. „Ja," sagt sie, „das Hoch, das Ihnen gebracht wurde, kam den Leuten so recht von Herzen."

26. Februar. Frühmorgens meldet mir der Kellner, es sei ein Herr da, der mich durchaus sprechen müsse. Ich will ihn erst nicht annehmen, aber der Kellner wird abermals zu mir hineingeschickt. „Nun," sage ich ärgerlich, „er mag kommen!" Er tritt ein: „Herr Professor, ich bin der Polizeirat Hofrichter, ich muß mich eines unangenehmen Auftrages entledigen: ich muß Ihnen anzeigen, daß Sie auf Befehl der Polizei noch heute Berlin zu verlassen haben." — Ich lade ihn ein, sich zu mir ans Bette zu setzen. Ich bitte ihn, mir die Gründe zu sagen. Er meint, es bedürfe dessen weiter nicht; er habe mir nur den Befehl mitzuteilen. Wir unterhalten uns ganz traulich, und ich erfahre denn so die Gründe. Das Lebehoch von seiten der Studenten und mein ihnen dafür ausgesprochener Dank haben diese Maßregel veranlaßt. „Wir wissen," bemerkt er, „daß die Studenten Ihnen eine besondere Ehre zu erweisen beabsichtigen, und darum muß dem vorgebeugt werden, man will so etwas nicht usw." — Ich frage nun, ob es denn eine bestimmte Ausweisung sei? — „Nein, es ist bloß eine Maßregel, die unter den jetzigen Umständen den Behörden notwendig geschienen hat." — Ich meinte, wenn ich nur noch bis morgen abend hierbleiben könnte — ich sei heute abend eingeladen; es würde zu sehr auffallen, wenn ich Berlin plötzlich verließe. — „Nun," erwidert er, „die Nacht können Sie noch hierbleiben, aber mehr kann Ihnen nicht gestattet werden. Ich werde sehen, was der Herr Präsident jedoch meint. Kommen Sie um 12 zu mir!"

Ich gehe nun zur Bibliothek und bespreche mit Pertz den Verkauf meiner altdeutschen Handschriften und niederländischen Bücher. Ich überreiche ihm mein Verzeichnis mit Preisen. Ich soll die Handschriften einschicken. Dann eile ich zu Hofrichter. Der Mann ist ganz freundlich und teilt mir mit, was der Herr Präsident gesagt hat. Ich fahre sofort zum Herrn von Puttkamer. Ich erzähle ihm ganz einfach meinen Anteil an dem

Grimmschen Ständchen. Er bittet mich, ihm diese Erzählung von Oranienburg aus schriftlich mitzuteilen; es sei das sehr gut für meine Zukunft im Preußischen Staate. Er erlaubt mir, bis morgen abend 6 Uhr hierzubleiben, und bittet mich, meine Rückreise nicht über Berlin nehmen zu wollen. „Die Studenten sind zu aufgeregt. Es ist notwendig, daß der Zündstoff ferngehalten wird, man muß das Feuer dämpfen und nicht aufschüren.“ Schließlich erinnert er sich meines Bruders; er habe unter ihm im Finanzministerium gearbeitet und viel von ihm gelernt. Den Abend wollte ich mit einigen Freunden und Bekannten in einer Weinstube auf der Poststraße zubringen. Als wir eintreten, finden wir die beiden Bauer, Bruno und Edgar, in einem unzurechnungsfähigen Zustande. Bei ihren rohen, gemeinen Äußerungen wird uns so unbehaglich, daß wir bald auswandern. Wir gehen in eine Weinstube Unter den Linden und sind mehrere Stunden fröhlich beisammen.

27. Februar. Bei Dr. Nauwerck sehr ergötzliches Mittagsessen vier Gemaßregelter: Dr. Lorentzen kommt eben aus einem stundenlangen Verhör, Dr. Rutenberg muß um 4 auf die Polizei, Dr. Nauwerck zum Dekan und ich zur Post. Um 6 Uhr verlasse ich Berlin. Herr Hofrichter sagt mir noch, als ich eben in den Wagen einsteige, ein herzliches Lebewohl.

27. Februar bis 10. März in Oranienburg. Runge war sehr erfreut und bot alles auf, mir meinen fast unfreiwilligen Aufenthalt angenehm zu machen. Wir waren täglich in Gesellschaft mit seinen Freunden und Freundinnen. Runge spielte immer den Liebenswürdigen, war stets wohl und munter und von unverwüstlichem Humor. Dr. Rutenberg besuchte uns auf einige Tage und wußte noch allerlei Neuigkeiten zu erzählen. Die Polizei wäre noch eifrig bemüht, die Anstifter des Hochs auf mich zu ermitteln; auch spräche man davon, daß man entdeckt habe, ich wäre schon heimlich seit 8 Tagen in Berlin gewesen, um eine Störung des Grimmschen Festes einzuleiten, und dergleichen Abgeschmacktheiten mehr. Es war gut, daß ich schon in den ersten Tagen an den Polizeipräsidenten von Puttkamer einen Brief schrieb, in dem ich eine getreue Darstellung des ganzen Vorfalles gab.

Die Erklärung der Brüder Grimm erfolgte den 6. März in der „Allgemeinen Preußischen Zeitung“. Sie lautet:

„Die auswärtigen Blätter überbieten sich in falschen Nachrichten über den letzten Fackelzug. Sie mögen in ihren Widersprüchen untergehen, nur die bare Unwahrheit muß widerlegt

werden und kann vor hundert und hundert Zeugen nicht bestehen, daß Dr. Hoffmann von Fallersleben in den Kreis der Studierenden von Wilhelm Grimm sei hinabgeleitet worden. Erst als dieser seine Rede vollendet hatte, nur von einem Deputierten begleitet, hinuntergegangen und wiedergekehrt, der Gesang aber geschlossen war, erscholl plötzlich und außerhalb des Zuges aus einzelnen Stimmen das alle Anwesende überraschende Lebehoch für Hoffmann. Kein Mensch hat diesen ein Wort reden hören. Er war, ohne daß wir irgend von seiner Ankunft wußten, in die Gesellschaft getreten; es schien in keiner anderen Absicht, als um zu dem ihm bekannten Geburtstag Glück zu wünschen. Unsere Sache ist es nicht, ihn zu meiden, weil er von anderen gemieden wird. Wir kennen ihn seit 1818 persönlich: das sind lange Jahre her, in welchen er uns willfährig literarische Dienste leistete und sich immer teilnehmend gegen uns bewies. Sein unverdrossener Fleiß hat dem Betrieb der altdeutschen Literatur manche Frucht getragen und wesentlichen Vorschub getan. Das Schicksal, von dem er betroffen worden ist, tut uns leid: diese Empfindung verbindet uns aber nicht, seine Meinungen und Handlungen zu vertreten oder gutzuheißen. Daß er uns diesmal ein ungelegener Gast kam und alle Freude störte, wird er selbst fühlen. Albern aber muß es erscheinen, wenn man jetzt, auf solchen Anlaß hin, in öffentlichen Blättern uns gleichsam unsere politische Gesinnung abfordert, die wir zur rechten Zeit nicht verhohlen, sondern bewährt haben. Nichts hassen wir bitterer, als sie jeden Augenblick, ohne Not, zur Schau zu tragen und frevelhaft preiszugeben. Schon längst haben wir sehnlich gewünscht, daß man uns nicht immer in ungemessenen Ausdrücken, die nicht uns, nur unsern Feinden lieb sind, hervorziehe. In dem Qualm des Parteiwesens, von welcher Seite er aufsteigt, können wir nicht atmen. Wollen wir in Ruhe und Frieden arbeiten, so werden wir doch niemand unbefugt an uns rütteln lassen. Daß eine harmlose, von reiner Gesinnung der Studierenden ausgegangene Ehrenbezeugung mutwillig so verdorben wird, ist nicht bloß von uns, sondern von allen, denen die Fortdauer deutscher Universitäten am Herzen liegt, lebhaft zu beklagen.

Jakob Grimm. Wilhelm Grimm."

Ich war sehr überrascht und schmerzlich berührt, daß mir so etwas widerfahren konnte von zwei Männern, die ich so sehr liebte und verehrte, wie ich es bei allen Gelegenheiten mündlich und schriftlich gegen sie und andere kundgetan hatte. Eben

deshalb nahm ich mir vor, nichts in dieser Angelegenheit gegen sie zu veröffentlichen, sondern mich nur gegen meine Freunde und Bekannten auf die einfache mündliche Erzählung alles dessen zu beschränken, wodurch diese traurige Erklärung hervorgerufen war, und der Presse meine Verteidigung zu überlassen. Ich hätte denn auch wirklich nicht nötig gehabt, mich zu verantworten; die Presse übernahm dies Amt mit einer bis dahin nie vorgekommenen Einstimmigkeit: das berühmte Bruderpaar hatte das Gericht der öffentlichen Meinung hervorgerufen, und — die öffentliche Meinung entschied.

Die Wirkung der Grimmschen Erklärung war in bezug auf mich keine sonderlich nachteilige: allerdings nahmen einige Geheime Räte und Akademiker gegen mich Partei, die bisher gleichgültig zugeschaut hatten, dagegen aber gewann ich auch wieder viele für mich, und es erwuchs auch für mich noch ein materieller Vorteil. Die Beisteuern für mich kamen aufs neue zur Sprache und wieder in Gang, und das Motto, womit an einem Orte eine Sendung für mich begleitet war: „Bei uns kein Grimm gegen Hoffmann", war auch an anderen Orten maßgebend. Am meisten leid tat mir, daß andere um meinetwillen in Untersuchung und Strafe gerieten. Der Studiosus Albert Tiede, der, wie er selbst erklärte, „das Hoch lediglich aus eigenem Antriebe ausgebracht" hatte, wurde konsiliiert, und der Dr. Eduard Meyen[1]) mußte eine zweimonatliche Gefängnisstrafe absitzen.

Den 10. März des Abends verließ ich Oranienburg und reiste nach Mecklenburg. Um 8 Uhr abends den 12. März traf ich in Schwerin ein. Auf der Hausflur des Postgebäudes war das Reisegepäck ausgelegt. Während ich nach dem meinigen suchte, trat mir ein Mann entgegen, der mich suchte. Es war Rudolf Müller. Hocherfreut hieß er mich herzlich willkommen; erst heute habe er meinen Brief erhalten, sein Fuhrwerk hätte drei Tage in Güstrow vergeblich auf mich gewartet. Nachts fuhren wir nach Holdorf. Das war die dritte Nacht unterwegs. Um 4 Uhr morgens kamen wir an. Wie es einem geht bei Persönlichkeiten, die einem lieb und wert sind, die man aber noch nie gesehen hat, so ging es auch mir in bezug auf Müller. Ich hatte mir ein ganz anderes Bild von meinem neuen Freunde gemacht, der mir sein Herz und Haus öffnete: ich hielt ihn für einen ältlichen, stillen, bedächtigen und gemütlichen Herrn. Ich fand einen Mann in der Blüte des Mannesalters, jugendlich frisch und

[1]) Meyen erzählt die nähere Veranlassung seiner Bestrafung in der „Berliner Reform" vom 11 Januar 1862.

munter, lebenslustig, kräftig, teilnehmend, empfänglich für alles Gute und Schöne. Als ich ihn näher kennen lernte, freute ich mich seines freundschaftlichen und offenen Wesens. Seine Aufmerksamkeit und gastliche Fürsorge war so groß, daß ich oft verlegen und ängstlich wurde. Er konnte in Gesellschaften sehr liebenswürdig sein; er wußte, wenn er bei guter Laune war, die trockenste Gesellschaft zu beleben und zu erheitern. Er war dann unerschöpflich in Erzählung mecklenburgischer Geschichten, Schwänke und Schnurren. Er hatte viel Sinn für Musik und Poesie, und beides kam mir sehr zustatten. Er konnte auf dem Klavier so viel spielen, daß ich durch ihn eine Menge Volksweisen aus meiner Sammlung kennen lernte und dann benutzen konnte. An Politik nahm er großen Anteil, und es gab für uns täglich Gelegenheit zu politisieren, da ja nun auch endlich das patriarchalische Mecklenburg in die politische Bewegung mit hineingeraten war. Er hatte zwar nicht Gelegenheit, wie andere, seine politischen Ansichten auf den Landtagen zu vertreten — er war nur Pächter seines Schwiegervaters —, aber er nahm an allen Bestrebungen der bürgerlichen Ritter lebendigen Anteil. Die erste Zeit war ich sehr viel durch Besuche und Reisen in Anspruch genommen. Dann später gestaltete sich mein hiesiges Leben ganz nach Wunsch in dem stillen ländlichen Holdorf. Des Morgens stand ich sehr früh auf, und wenn ich gefrühstückt hatte, begab ich mich auf mein Zimmer und arbeitete. Nach Tische pflegte ich einen Spaziergang zu machen, gewöhnlich in das Gehölz. Das Wetter war nicht immer einladend. Bei den scharfen, oft heftigen Nordwestwinden konnte ich mich ohne Nachteil für meine Gesundheit nicht hinauswagen. Überhaupt fand ich das Klima nicht eben angenehm. Es dauerte lange, bis es Frühling wurde. Den 30. April sah ich die erste Kirschblüte, den 4. Mai die ersten Maikäfer, und den 9. Mai hörte ich die erste Nachtigall, doch hatte sich der Storch schon den 4. April eingefunden; ihm zu Ehren dichtete ich mein „Storchlied".

Die Abende wurden im Kreise der Familie verbracht: wir plauderten, musizierten, politisierten. Die Zeitungen und die kleine Hausbibliothek boten uns mancherlei Stoff. Wenn wir in unseren Gesprächen auf Dinge gerieten, die wir gar nicht oder nicht recht wußten, so mußte uns Pierer aus der Not helfen; sein großes Universallexikon ließ uns selten im Stich.

Unser Gut grenzte an Buchholz, das Gut des Dr. Schnelle. Ich war gleich die ersten Tage dahin eingeladen. Ich wurde sehr herzlich empfangen. Es schmerzte mich nur, daß Müller mich

nicht begleiten konnte; er lebte mit Schnelle sehr gespannt, beide hatten seit längerer Zeit schon gar keinen Verkehr miteinander. Meine Bemühungen, das frühere Verhältnis wiederherzustellen, blieben vorläufig erfolglos. Schnelle stand damals an der Spitze der bürgerlichen Rittergutsbesitzer, deren nächstes Ziel dahin ging, gleiche Rechte mit den adeligen zu erlangen. Daraus entwickelte sich dann später eine Opposition gegen die adeligen Ritter und die Regierung. Schnelle konnte mit Recht diese Stellung einnehmen; niemand war so vertraut mit der mecklenburgischen Verfassung und den dortigen Zuständen und den Wünschen und Bedürfnissen des Volks. Dabei war er ganz erfüllt von der Idee des Rechts und durchdrungen von der Notwendigkeit der Beseitigung aller Hindernisse gegen das Erstreben besserer Zustände, rücksichtslos in seiner Unabhängigkeit und unabhängig in seinem Wollen und Können, ein fester, ehrenwerter Charakter, ein wahrer Ritter ohne Furcht und Tadel. Durch alles das und das Wohlwollen, das er jederzeit gegen mich bewies, stand ich ihm sehr nahe, und ich verkehrte viel und gern mit ihm. Dazu kam nun noch, daß seine treffliche, liebenswürdige Frau mich als ein Mitglied der Familie betrachtete und ich in ihrer Gesellschaft und unter den vielen fröhlichen Kindern meine Heimatlosigkeit vergaß und auch fröhlich wurde.

Ich muß nun noch erzählen von den mancherlei Aufmerksamkeiten und Ehren, die mir hie und da im Lande erwiesen wurden. Es erfolgten viele mündliche und schriftliche Einladungen. Mochte auch viel Neugier mit Veranlassung dazu sein, so war doch größer noch die Teilnahme an meinem Leben und Schicksal.

27. März Fahrt nach Wismar. Die „Wismarsche Zeitung" vom 21. enthielt unter ihren Vermischten Anzeigen folgende:

„Zu Ehren des Herrn Professor Hoffmann von Fallersleben versammelt sich am Mittwoch den 27. d. M., mittags 2 Uhr, bei dessen Anwesenheit, eine frohe Gesellschaft in meinem Hause. Mit deren Genehmigung lade ich zur Teilnahme ein jeden, der sich dazu geneigt und berufen fühlt.

Böckel, Gastgeber zur ‚Stadt Hamburg'."

Also eine frohe Gesellschaft, und es ist wirklich eine sehr frohe. Nachdem Rektor Crain ein Hoch auf den Großherzog ausgebracht hat, folgt eines in Versen auf mich. Ich danke mit: „Ich bin Professor gewesen —." Es ist von Wirkung, so daß Crain bemerkt, er habe nicht geglaubt, daß das lebendige

Wort eine so gewaltige Wirkung machen könne. In allgemeiner Heiterkeit endet spät abends das Mittagsmahl, es bleiben nur noch zurück ganze Batterien leerer Flaschen auf der langen Tafel. 29. März schon wieder eine „Kunstreise". So nannten wir scherzhaft von jetzt an meine Ausflüge zu denen, die mir eine Ehre erweisen wollten.

2. April in Holdorf Feier meines Geburtstages. Müllers Freunde und Verwandte haben sich eingefunden. An einem Bogen von Wacholder prangt mein Name, davor ein Altar mit einer Flamme und im Transparente: DEM FREIEN MANNE. Die Tür öffnet sich, und ein Gesang ertönt: „Der guten Sache!"; dann folgt ein Hoch. — Diese einfache, aber herzliche Feier freute mich sehr.

7. April, Ostersonntag, großes Gastmahl in Gerdshagen bei Kröpelin, wozu auch Pastor Vortisch von Satow geladen ist. Er hatte schon lange den Wunsch gehegt, mich persönlich kennen zu lernen. Dieser Wunsch geht nun bei einer so feierlichen Gelegenheit in Erfüllung. Der Herr Pastor sitzt bei Tische neben mir und weiß gar nicht in seiner Herzensfreude, was er mir alles Liebes und Schönes sagen soll. Er hat die „Unpolitischen Lieder" nicht allein gelesen, sondern auch erläutert, und weiß die meisten auswendig. Nach aufgehobener Tafel kommt er mit seiner Gemahlin auf mich zu und überreicht mir freudestrahlend seine goldene Repetieruhr: „Nehmen Sie das zum Andenken!" — „Lieber Herr Pastor, ein Andenken nehme ich schon an, nur nicht ein so kostbares!" — „Wir bitten inständigst. Es ist kein Gedanke von heute. Wir haben schon lange daran gedacht, meine Frau und ich, Ihnen ein Zeichen unserer Liebe und Verehrung zu geben." 19. April Fahrt nach Hohenfelde zu Otto Wien, Schnelles Freund. Große Gesellschaft: drei Geistliche, darunter Pastor Fuchs, Wiens Verwandter, dann die Nachbaren, Mitglieder der Familie Pogge und Christian Klockmann. Ein heiteres Festmahl, das mir mehr als Ehre, das mir die Liebe trefflicher Menschen einbrachte und eine freundliche Erinnerung blieb.

20. April mit Otto Wien nach Scharpzow zu Karl Müller, Rudolfs Bruder. Ich lernte ihn jetzt erst näher kennen. Ein offener, biederer Charakter, ein Freund heiteren geselligen Verkehrs, übte er nach edler Mecklenburger Art die liebenswürdigste Gastfreundschaft. Schon unterwegs hatten wir erfahren, daß Karl Nauwerck zum Besuche dort sei. Wir feierten ein fröhliches Wiedersehen im Kreise gleichgesinnter Männer. Nauwerck hatte seine „Berliner Blätter" mitgebracht, worin er allerlei Zeit-

fragen behandelt. Er las uns mehreres daraus vor und vermehrte somit den Stoff zu interessanter Unterhaltung. — Den zweiten Abend fand sich Fritz Reuter ein. Er erzählte uns stundenlang von seinem siebenjährigen Gefängnisleben so lebendig, so humoristisch, daß wir uns gar nicht satt hören konnten. Ich bat ihn mehrmals dringend, alles aufzuzeichnen, und gerade so, wie er es eben erzählt hatte. Ich versprach mir den größten Erfolg davon. 23. April mit Wien zu Herrn Pogge auf Roggow. Große Gesellschaft. Bei Tische bringe ich ein Hoch auf die deutschen Frauen aus; es waren mehrere Frauen und Fräulein zugegen. Es ging sehr heiter zu. Ich sang mehrere meiner neuesten Lieder. Erst abends spät fuhren wir heim.

Zu diesen mancherlei Beweisen der Teilnahme in Mecklenburg kamen während meines dortigen Aufenthalts auch welche von auswärts; so sendete mir die „Germania" in Christiania durch Vermittelung Itzsteins eine mein Streben anerkennende Zuschrift mit einem Wechsel von 204 Mark Banko. An dieser Summe hatten sich nicht allein die Mitglieder des Vereins, meist deutsche Handwerker, beteiligt, sondern auch einige in Bergen, Malmö und Lund wohnende deutsche und nichtdeutsche Volksfreunde. In dem Schreiben wird erwähnt, daß meine Lieder in der Ursprache mit großem Beifall gelesen würden, und daß der Staatsarchivar Wergeland, der reichbegabteste unter den norwegischen Dichtern, einige ins Norwegische übersetzt habe.

In Holdorf hatte ich viele Lieder gedichtet, die ich dann bei verschiedenen Gelegenheiten hie und da sang. Da sie sehr beifällig aufgenommen wurden, so wollte ich sie gerne meinen Freunden und Bekannten als Andenken zurücklassen. Das konnte nur durch den Druck ausgeführt werden. Aber wo drucken lassen? Der größte Teil der Lieder wäre von der Zensur gestrichen. Es blieb also nur ein Weg übrig: sie ohne Zensur drucken zu lassen. Ein Freund war bereit, die Sache auszuführen. Eines schönen Maitages, den 24., war mein Manuskript in seinen Händen, und bald darauf erschien ein Heft in 16°, 52 Seiten mit 31 Liedern und den Melodien in Steindruck: „Maitrank. Neue Lieder von Hoffmann von Fallersleben." (Mit Melodien. Paris. Verlag von Renardier. 1844.) Drucker und Verleger wurden nie, auch mir nicht einmal, bekannt. Es waren übrigens nicht lauter politische, sondern auch Kinderlieder darunter. Endlich stand meine Abreise fest. Den 18. Juni nach Oranienburg. Einige Tage mit meinen Freunden zusammen. Dr. Rutenberg kam zu mir auf einen Tag von Berlin herüber. Den 23. fuhr ich bis vors Oranienburger Tor. Ich bestieg dort

eine Droschke und kutschierte um Berlin herum. Rutenberg erwartete mich schon. Nauwerck und Sander fanden sich bei uns ein. Letzterer erzählte, Bettina sei um eine Pension für mich beim Könige eingekommen!

25. bis 28. Juni in Leipzig. In einigen vornehmen Buchhändlerkreisen nimmt man entschieden Partei für die Grimms. Ich tue nichts dagegen, als daß ich das Tatsächliche vom 24. Februar erzähle. Mit Engelmann abgeschlossen wegen der „Spenden" und Pars VII. der Horae belgicae.

Den Abend vor meiner Abreise brachten mir die Studenten ein Ständchen vor dem „Hôtel de Bavière" unter großer Beteiligung des Publikums. Es schien dazu keine polizeiliche Erlaubnis gegeben, auch wohl keine erbeten zu sein. Als der Gesang gesungen und ein Hoch ausgebracht war und ich gedankt hatte, war alles wie verflogen. Ein Polizist erschien darauf und fragte den Portier: „Wer ist denn das, dem sie hier eben ein Ständchen gebracht haben?" — und der Portier fand nichts darauf zu erwidern nötig als: „Das ist ein deutscher Mann." Den 30. Juni traf ich Karl Dresel in Frankfurt und fuhr mit ihm nach Geisenheim. Dort ruhte ich mich etwas aus und besprach mich mit dem alten Dresel über meine Badereise. Den 3. Juli reiste ich nach Mannheim. Ich blieb einige Stunden in Mainz. Bei Viktor von Zabern traf ich Freiligrath. Ich war nicht eben angenehm überrascht. Die „Rhein- und Mosel-Zeitung" hatte auf eine mich sehr beleidigende Weise sich über unser Zusammentreffen in Koblenz ausgesprochen. Da von Freiligrath keine Widerlegung erschien, so nahmen meine Freunde an, daß er diesen Artikel verfaßt habe oder doch zu ihm in Beziehung stehe. Er erklärte mir nun, daß beides nicht der Fall sei, und ich würde mich bald von seiner Gesinnung überzeugen; er lasse jetzt Gedichte drucken, wohl 20 Bogen; die solle ich abwarten. Daß ich unter obigen Umständen bis zu diesem Augenblicke mißtrauisch gegen Freiligrath war, ist erklärlich und verzeihlich. Den 3. Mai noch verfaßte ich in Holdorf ein „Lied eines pensionierten Poeten".

In Mannheim wollte ich mir für das zweite Heft meiner „Kinderlieder mit Klavierbegleitung" einen Verleger verschaffen. Die Bassermannsche Buchhandlung, mit der ich schon im Verkehr stand, schien mir die geeignetste dafür zu sein. Als ich die Herren Bassermann und Mathy nicht fand — sie waren beide Abgeordnete —, so fuhr ich mit des letztern Bruder nach Karlsruhe. Hier traf ich mit Bassermann und Mathy zusammen. Nach kurzer Verhandelung war der Vertrag abgeschlossen. Welcker

lud mich ein nach Heidelberg in seine neue Wohnung. Um 7 Uhr abends fuhren wir heim.

5. Juli bis 2. August in Soden.

Gutzkow war zum Besuche seiner Frau herübergekommen. Ich traf ihn auf einem Spaziergange und war eben nicht angenehm überrascht: er hatte für mich etwas Kaltes, Unheimliches in seinem Gesichte. Wir gingen lange nebeneinander, bis er sich zu einem Gespräche mit mir herabließ. Als einmal die Unterhaltung angebahnt war, da konnte ich es denn doch nicht unterlassen, ihn wegen seiner Schandartikel gegen mich zur Rede zu stellen. „Sagen Sie, wie kamen Sie eigentlich dazu, gegen mich zu schreiben?" — Zögernd kam er dann mit der Entschuldigung heraus: „Campe wünschte es, ich möchte gegen Sie schreiben." — Also darum! Jede andere Erklärung wäre mir lieber gewesen als dies Geständnis eigener Erbärmlichkeit. — Nachher saßen wir noch zusammen; Gutzkow war gesprächiger, als er merkte, daß ich nicht wieder auf seine Telegraphendienste für Campe zurückkommen mochte. Seine Frau war zugegen und, wie immer, so jetzt vor ihrer bevorstehenden Abreise recht freundlich: „Sie sind so oft in Frankfurt gewesen und uns immer vorbeigegangen, jetzt dürfen wir doch wohl hoffen, daß Sie uns besuchen!"

Mendelssohn war zum Besuche seiner Frau eingetroffen. Ich besuchte ihn und war sehr erfreut: diese feine, vielseitige Bildung, dies milde, liebenswürdige, dies bescheidene Wesen des hochgefeierten Künstlers — eine seltene Erscheinung in der Tonkünstlerwelt! Wir sprachen über Breslau und das dortige Gelehrten- und Künstlertreiben, über deutsche Literatur, Volkslieder, Choräle u. dgl. Er dankte mir herzlich für die großen Freuden, die ich ihm durch meine Lieder bereitet hätte. Er erzählte, daß „Der Blümlein Tanz" mit englischer Übersetzung in London von ihm herausgegeben sei mit noch 5 anderen Liedern von mir. Eines Tages spazierten wir gegen Abend die Anhöhe hinauf „zu den drei Linden". Als wir dort angelangt waren, setzte sich Mendelssohn in eine Vertiefung, holte seine Mappe hervor und zeichnete eine jener zwei Linden, die dritte ist nämlich nicht mehr vorhanden. Unterdessen pflückte ich Blumen und wand ein Sträußchen, das ich auf die Bank legte. Ich ging dann wieder nach Blumen zu einem zweiten Sträußchen. Wie ich damit fertig und mein erstes wiederholen wollte, konnte ich es nicht finden. Ein Frankfurter Madamchen auf der Bank reichte es mir: „Iß des das Ihnen Ihrige?" Mein Sträußchen war zu schön für diese Frankfurter Schönheit, ich

nahm es als mein Eigentum zurück. Es ist meine alte Liebhaberei, Blumensträuße zu winden, und besonders ganz kleine. Ich wetteiferte darin mit Frau Mendelssohn, die aber dabei auf eine andere Art verfuhr sowohl in der Form der Sträußchen als in der Wahl und Zusammenstellung der Farben.

In der ersten Hälfte Julis war auch Ferdinand Hiller einige Male in Soden. Ich war zweimal sein Tischgast. Hiller war meist ernst und still, mehr mit sich als anderen beschäftigt. Während Mendelssohn ein Zentrum war, das seine Strahlen ausströmte, schien mir Hiller eins, das alle in sich auffing; was sich ihm näherte, schien nur um seinetwillen da zu sein. Er kam mir vor wie sein großes Album mit den vielen gefeierten Namen, das er mehr zu seiner, als ihrer Verherrlichung zu zeigen schien.

Freiligrath wohnte mit seiner Frau in Krontal, einer kleinen stillen Badeanstalt in einem waldigen Tale, die erst vor 10 Jahren ins Leben trat. Wir besuchten uns wechselseitig, doch war ich öfter in Krontal als er in Soden. Die letzten Tage vor meiner Abreise war unser Verkehr besonders lebhaft. Wir sahen uns täglich. Den 29. Juli las ich ihm die „Hoffmannschen Tropfen" vor, die erst im September gedruckt wurden. Obschon es seinerseits keiner Erklärung mehr bedurfte, daß er ganz zu unserer Partei gehörte, so hielt ich es doch nicht für überflüssig, ihn als einen Gleichgesinnten zu begrüßen, zumal ich voreiligerweise mein Mißtrauen früher in einem Liede ausgesprochen hatte. Den 2. August kam er mit seiner Frau nach Soden herüber, und ich sang ihm zum Abschiede das Lied: „Willkommen im Freien!"

Wir nahmen voneinander Abschied ohne die tröstende Hoffnung, uns bald wiederzusehen. Der Druck seiner neuesten Gedichte ward noch in diesem Monate vollendet, aber erst im folgenden (September) dem Buchhandel übergeben. Sie erschienen unter dem Titel: „Ein Glaubensbekenntnis. Zeitgedichte von Ferdinand Freiligrath."

Nach seiner rückhaltlosen Erklärung im Vorworte des „Glaubensbekenntnisses" durfte sich die Presse gar nicht erst den Kopf zerbrechen, warum und wie Freiligrath in den Freisinn hineingeraten war. Das Ereignis war aber zu bedeutend und mußte besprochen werden, und da dies nur in regierungsfreundlichem Sinne geschehen konnte, so waren die Stimmen natürlich mehr wider ihn als für ihn. Ja, man trauete Freiligrath so wenig Selbständigkeit zu, daß man ihn als einen zu seiner neuen politischen Richtung von mir Verführten hin-

stellte, und diese Albernheiten gingen dann später in die Geschichten der neuesten deutschen Literatur über. Das unangenehmste dabei für Freiligrath und mich war unstreitig, daß seine Verwandten und viele seiner Freunde ihn als den Verführten und mich als den Verführer ansahen. In ihrer philisterhaften Lebensanschauung hielten sie es für ein Unglück, daß Freiligrath eine Pension von 300 Rt. aufgab, wodurch er zu nichts verpflichtet gewesen war; so etwas konnte nach ihrer Ansicht nicht aus eigenem Antriebe kommen, das mußte durch fremden Einfluß bewirkt sein. Freiligrath ahndete das und sendete einem Freunde schon den 18. August von Mainz aus sein „Glaubensbekenntnis" mit einigen Zeilen[1]). Es ist mir lieb, daß ich dieselben in der Urschrift besitze — der Mann, an den sie gerichtet sind, hat sie mir verehrt.

Den 3. August verließ ich Soden. Ich folgte einer Einladung Karl Dresels nach Geisenheim. Sehr angenehm lebte ich vier Wochen in dem mir so liebgewordenen Rheingau. Ich benutzte jede Zeit zum Arbeiten oder Spazierengehen, wenn ich nicht gesellig in Anspruch genommen wurde. Freilich gab es der Zerstreuungen sehr viele: Fremde, Freunde, Verwandte kamen und gingen, hierhin, dorthin ward ein Ausflug unternommen, dieser und jener benachbarte Freund besucht, auch fehlte es nicht an größeren Abend- oder Mittagsessen bei uns oder anderen, bei Itzstein in Hallgarten, Schultz und August Reuter in Rüdesheim. Eines Tages fuhren wir im Omnibus nach Kreuznach und blieben dort zwei Tage. Wir besuchten Abraham Voß. Er zeigte mir das Hainbundsbuch und wünschte, daß ich es herausgeben möchte; auch sah ich viele Briefe berühmter Männer aus dem Nachlasse seines Vaters J. H. Voß.

---

[1]) Verehrter Herr!

Nehmen Sie gütigst das beikommende Buch als späte, wenn auch hoffentlich nicht zu späte, Antwort auf den freundlichen Brief an, den Sie mir vor zwei Jahren zu schreiben die Gewogenheit hatten. Ich denke, daß er sich seinem ganzen Inhalte nach durch das „Glaubensbekenntnis" erledigt findet, und unterlasse drum alle weiteren Auseinandersetzungen und Kommentare. Ich denke, wir verstehen uns!

Eine Bitte hab' ich Ihnen aber noch vorzutragen. Die nämlich, daß Sie sich veranlaßt finden möchten, meiner guten Schwiegermutter einige Worte der Erläuterung und des Trostes zu sagen, wenn sie sich, wie ich vermute, über diese meine jüngsten Gedichte mehr oder weniger entsetzen sollte. Suchen Sie ihr die Überzeugung mitzuteilen, daß das Volk mehr zu bedeuten hat als die Fürsten; daß das „Glaubensbekenntnis" ein aus innerem Drange hervorgegangenes Werk, daß es eine Notwendigkeit ist, der ich ohne Widerstreben folgen mußte. Ein klares, verständiges Wort eines Dritten wird hier mehr oder besser wirken als alle direkte schriftliche Auseinandersetzung von meiner eignen Hand. Ich verlasse mich drum vertrauensvoll auf Ihre Güte und danke Ihnen im voraus herzlich für alles!

Mit den freundschaftlichsten Grüßen, auch von meiner Frau,

treu ergeben

Mainz, 18. August 1844. F. Freiligrath.

1. September großes Zweckessen im „Weißen Roß“ zu Bingen. Es finden sich ein Rheingauer, Rheinhessen, Rheinbayern und Rheinpreußen. Ich treffe viele Bekannte: Itzstein, von Soiron, den alten Hofmann von Langenwinkel u. a. Vor mir sitzt der Grafschaftsbesitzer Tenge von Barkhausen, Karl Dresels Schwiegervater. Mein Itzsteinlied wird verteilt und mit Begeisterung gesungen. In allgemeiner Heiterkeit endet das Fest, jeder kehrt befriedigt heim.

Dem Grafschaftsbesitzer hatte mein frisches, munteres Wesen gefallen; er glaubte in mir einen angenehmen Begleiter und Gesellschafter zu finden für seine Vergnügungsreise, die er dieser Tage antreten wollte. Selbst wagte er jedoch nicht, mir einen Antrag zu machen; er beauftragte demnach seinen Schwiegersohn, mich zu fragen, ob ich wohl geneigt wäre, ihn zu begleiten. Karl kam lächelnd an mich heran: „Du, mein Schwiegervater möchte gern mit dir eine Reise nach Italien machen.“ — „So?“ fragte ich ganz bedenklich — „das ist weit hin, und ich bin auch nicht im mindesten dazu vorbereitet.“ — „O,“ meinte er, „das wird sich schon machen — komm nur, sprich selbst mit ihm!“ Herr Tenge wiederholte, was Karl mir gesagte hatte. Ich machte allerlei Einwendungen. Ich wußte recht gut, wie mißlich es ist, mit jemandem, den man nicht weiter kennt, eine so weite Reise zu machen, daß eines reichen Mannes Neigungen und Bedürfnisse von den meinen gar zu verschieden sein könnten, daß vielleicht seine etwaigen Launen mir jeden Genuß verleiden möchten u. dgl. Doch dachte ich dann wieder: du bist ein freier Mann, darfst niemanden um Urlaub bitten, versäumst nichts und lernst mit guter Gelegenheit ein fremdes Land kennen, eine gemeinschaftliche Reise ist immer ein Wagnis, also wag' es nur! Und ich wagte es: ich ging auf das freundliche Anerbieten ein. Da die Reise in den nächsten Tagen vor sich gehen sollte, so nahm ich den folgenden Tag, den 2. September, Abschied von Geisenheim und ging nach Frankfurt. Dort kaufe ich mir einen Reiseanzug und schicke meinen Paß an den österreichischen und den preußischen Gesandten zum Visieren ins Ausland. Der letztere weigert sich; er nimmt Ausland für deutsche Bundesstaaten, ich muß selbst hingehen und erklären, daß ich nicht in das *inländische*, sondern *ausländische* Ausland reisen will. Dann nach Wiesbaden. Tenge ist auch noch den nächsten Tag von Familiengeschäften in Anspruch genommen. Als ich am Kursaale allein an einem Tische sitze, setzt sich Herr von Bauer, Tenges Schwager, zu mir. „Sie wollen also mit Tenge eine Reise machen?“ — „Jawohl.“ —

„Da bedauere ich Sie —" — „Wieso?" — „O das ist ein unruhiger Mensch, Pitschaft der Unaufhaltsame! Sie werden es erleben!"

Am 5. September treten wir die Reise an. Mit Adolf Follen, den ich unterwegs treffe, mache ich einen Abstecher nach Lahr, wo die Bürger mir zu Ehren ein Festessen geben. Dann mit Tenge nach Freiburg. 8. September. Nachdem wir den Freiburger Münster mit seinem stattlichen Turme, dem reichverzierten Hauptportale und den schönen Glasmalereien bewundert haben, setzen wir unsere Reise im Einspänner fort. Durchs Höllental zu Fuß. Großartige Natur, besonders der oft abgebildete Hirschsprung. Im Gasthause „Zum Rößli" speisen wir zu Mittag. Wir kommen am Titisee vorbei, dann durch Lenzkirch, und erreichen des Abends Bonndorf.

9. September. Im Einspänner weiter nach Schaffhausen. Um 12 im „Hôtel Weber". Prachtvolle Aussicht auf den Rheinfall. Gegen 3 Uhr fahren wir nach Schaffhausen, treffen aber für die Post zu spät ein, sie ist ganz besetzt, und wir müssen mit einem Verdeckplatz vorliebnehmen. Der Sitz bequem und die Aussicht recht frei. Leider kommen uns drei Gewitter entgegen, und wir werden sehr naß. Auf der letzten Station hört es auf zu regnen, und da will ein Engländer mit mir den Platz tauschen. Welche Großmut! Wir freuen uns nun an der herrlichen Aussicht auf die Glarner Alpen, die von der Abendsonne beleuchtet vor uns liegen. Naß, aber mit Humor erreichen wir Zürich.

10. September bis Chur. Während ich die hohen Berge bewundere und mich über das ganze Tal freue, erstaunt und ärgert sich Tenge über die vielen versumpften Wiesen.

11. September. Des Morgens mit der Post weiter an Felsberg vorbei nach Reichenau am Zusammenfluß des Vorder- und Hinterrheins, und dann nach dem Marktflecken Thusis. Wenige Minuten jenseits beginnt die merkwürdige Felsschluchtstraße, die unter dem Namen Via Mala weltbekannt ist. Der Weg bietet dann noch viel Sehenswertes dar bis Splügen, das bereits 4034′ ü. d. M. liegt. Wir speisen hier zu Mittag. Zum ersten Male Wein als Gemeingut bei Tische. Die Straße nimmt von hier aus eine immer höhere Steigung und erreicht auf dem Gipfel des Splügenpasses eine Höhe von 6500′ ü. d. M. Uns begegnet kein lebendes Wesen, nur einige Postpferde ohne Führer. An der österreichischen Grenze werden wir von den Mautbeamten untersucht und nach Einsicht unserer Pässe nicht weiter behelligt. Die neue Straße, die erst 1818—23 von der

Bündner und der österreichischen Regierung gebaut wurde, ist wirklich eine Kunststraße, lauter Schlangenwege übereinander, sowie mehrere überwölbte Gänge, die sogenannten Galerien. Die Schutzgeländer am Wege sind jedoch nur von Holz, zwei Stangen durch einen Pfahl verbunden, und sehr niedrig. Da kann einem schon angst und bange werden, wenn man daran vorbeitrabt und neben sich in einen Abgrund von oft 2000′ hinabsieht. Die Postillone fahren immer im starken Trabe hinab, selbst da, wo sie wenden müssen. Die Pferde gehen freilich mit merkwürdiger Sicherheit. — Wir sehen dann noch den herrlichen Wasserfall des Madesimo, der nicht weit von der Straße 700′ herabstürzt. Um 9 Uhr abends treffen wir in Chiavenna ein. Es regnet und nebelt immerfort. 12. September. Mit der Post an den Comer See. Wir sitzen im Kabriolett und hätten die schönste Aussicht vor uns haben müssen, der Regen aber dauert fort. Stark strömende Bergwasser ergießen sich hie und da über die Straße. Wir fahren am Lago Mezzola vorüber, dann durch zwei Felsengalerien. Hier die ersten echten Italiener, braune Gesichter, barfuß und barbeinig, mit Sandalen, spitzen Hüten, Regenmänteln und Schirmen. Nach unserer Ankunft in Colico eilen wir sofort in vollem Regen aufs Dampfschiff. Wir fahren quer über den See nach Gravedona. Nach Tische klärt sich das Wetter auf, und wir machen einen Spaziergang auf eine Anhöhe. Hinter einer Mauer sind mehrere Männer versammelt, die eifrig einem Stegreifdichter zuhören, der mit einem einsaitigen Instrumente seine Verse begleitet. Wir treten unter sie; einer, der Französisch kann und sich als einen napoleonischen Krieger in Rußland darstellt, sucht uns auszukundschaften, und als er glaubt, genug über uns erfahren zu haben, teilt er es seinen neugierigen Kameraden mit. Es dauert auch nicht lange, und der Improvisatore besingt uns; soviel ich verstehen kann, sagt er: das sind vornehme Signori, die kommen aus dem hohen Norden und wollen unser schönes Italien kennen lernen usw. — Wir steigen höher hinauf und werden durch eine wunderschöne Aussicht belohnt. Um uns Maulbeerbäume, Weinreben, laubenartig gezogen, darunter und daneben Mais, höher hinauf Kastanien. Wir spazieren hinab nach der Seeseite und besehen den Palazzo, den zu Ende des 16. Jahrhunderts ein Kardinal Galli bauen ließ. Armut und Edelsinn: große Zimmer und nichts Ordentliches darin.

13. September. Wir fahren den See entlang bis Como. Die Ufer der Südseite sind sehr reizend: zwischen den Kastanien,

Maulbeer- und Obstbäumen und Weinstöcken überall Villen, hie und da Zypressen, Feigen- und Olivenbäume. Als wir anlanden, eröffnet sich uns ein Bild des echten Dolcefarniente: eine Gesellschaft junger Männer sitzt, zum Teil das Haupt gestützt, auf der Mauer unbeweglich und blickt in großer Selbstbehaglichkeit in die Welt hinein. Tenge außer sich, daß die Kerle so faul dasitzen, er kann sich nicht genug wundern. „Nun," sage ich, „glauben Sie nicht, daß die Kerle sich noch mehr über Sie wundern würden, wenn sie erführen, daß Sie ein Grafschaftsbesitzer sind, der sich so viele Sorgen macht und sich mitunter so sehr plagt?"

In Como speisen wir zu Mittag und fahren mit dem Corriere nach Mailand. Wir kommen bald in die lombardische Ebene. An den Straßen junge Maulbeerbäume, rechts und links Mais- und Reisfelder. Es ist einem oft, als ob man durch eine fruchtbare Gegend Norddeutschlands reist. Wir erreichen erst spät Mailand.

14. September. Unser erster Gang in den Dom und auf den Dom. Das Massenartige des gewaltigen Baues von lauter blendend weißem Marmor macht großen Eindruck. Die viele Kunstarbeit aus verschiedenen Jahrhunderten ist bewundernswert. Der Bau ward 1386 begonnen, im 16. Jahrhundert weiter fortgeführt, ruhte dann lange, bis er endlich unter Napoleon und Franz I. vollendet wurde. Schon nach dieser kurzen Geschichte läßt sich keine Einheit des Stils erwarten, und sie ist denn auch wirklich nicht vorhanden. Überhaupt scheint mir von Anfang an ein Mißverstehen der deutschen Baukunst obzuwalten; später hat man diese noch durch französische Einfügsel verhunzt: die Vorderseite mit ihren neufranzösischen Fenstern und Türen hat für ein deutsches Auge etwas Störendes, ja Beleidigendes. Von hier zum Arco della Pace. Darauf besehen wir die Gemäldesammlung im Palazzo del Duca Litta und die Kunstausstellung in der Brera. Um 4 Uhr erst zu Hause, von allem Wandeln und Sehen völlig erschöpft.

15. September. Am Morgen zur Polizei. Viel Gedränge. Nach dreimaligem Versuche, unsere Pässe zurückzuerhalten, gehen wir fort. Wir besuchen wieder die Brera, spazieren durch die Stadt und speisen um 3 Uhr zu Mittag.

16. September. Um 1 Uhr mit der Kurierpost nach Genua.

17. September. Morgens um 8 Uhr in Genua. Wir spazieren in der Stadt umher. Die Straßen meist eng und dunkel, steil und schmutzig. Im Palazzo d'Andrea Doria schöne Aussicht.

18. September. Wir setzen unsere Spaziergänge fort,

Während ich nach Tische in einem Kaffeehause mit Landsleuten ruhig plaudere, findet Tenge nirgend Ruhe; er will einen Berg besteigen, gerät in die Festungswerke, wird von dem Wachtposten zurückgewiesen und tritt schweißtriefend und unbefriedigt den Rückweg an. Unsere Abreise ist beschlossen. Für das Visieren unserer Päße müssen wir 32 Francs bezahlen. Ich singe: „Und es lohnt sich, ein Deutscher zu sein!“

Wir fahren gegen Abend mit dem „Lombardo“, einem neapolitanischen Dampfschiffe, nach Livorno. Genua, das sich am Abhange des Gebirges ausdehnt, gewährt von der Seeseite einen herrlichen Anblick. Wir machen Bekanntschaft mit Anton Fahne und seiner Frau. Er ist ein Altertumsforscher und Kunstfreund und Kenner. Sein Reisezweck stimmt zu dem unsrigen: wir finden es bald wechselseitig passend und angenehm, die Reise gemeinschaftlich fortzusetzen. Bei Tenges Unruhe und Hast, so schnell als möglich alles zu sehen und so schnell als möglich weiterzukommen, ist es mir ganz lieb, daß er sich künftig in seiner Selbstherrschaft beschränken wird und die Wünsche anderer zu den seinigen macht.

19. September. Um 8 Uhr morgens wohl und munter in Livorno. Wir lassen uns durch den Freihafen fahren und gehen dann nach Pisa. Wir besuchen den Dom, das Battisterio, Kamposanto, einige Kirchen und öffentliche Plätze. Im Battisterio wurden wir auf eine wunderliche Weise erschreckt. Der Kustode macht uns eben aufmerksam auf den schönen Widerhall und begleitet in theatralischer Stellung mit einer zierlichen Handbewegung seine Stimme. Wir blicken nach oben und lauschen. In demselben Augenblicke klappert es sehr stark mit einer Blechbüchse hinter uns. Wir sehen uns um, Tenge schreit: „Das ist der Teufel!“ Ein Büßer in schwarzem Gewande mit einer Kapuze über dem Kopfe, worin nur zwei Öffnungen für die Augen, bettelt uns an. Schrecken, Staunen und Gelächter bewillkommnen den ungebetenen Gast.

Um 5 nachmittags auf dem Dampfschiffe „Ercolano“ nach Civitavecchia. Das Meer stark bewegt. Beim Nachtessen fehlen schon viele Reisende. Ich gehe zu Bette, kann aber nicht schlafen. Es stürmt gewaltig, besonders als wir zwischen Elba und dem Festlande sind. Das Schiff schwankt sehr, die Kanonen rollen hin und her, die Wellen schlagen oft auf das Verdeck. Es ist Mitternacht. Ich werde seekrank und muß viel leiden. Das dauert, bis der Tag anbricht. Tenge ist verschont geblieben.

20. September. Am Morgen in Civitavecchia. Als ich ans Land steige, fühle ich erst recht, wie elend ich bin. Nachdem

wir die Plackerei mit der Paßpolizei und der Dogana überwunden haben, nehmen wir mit Fahne einen Vetturino bis Rom. Bei Sonnenuntergang erreichen wir die traurige Romagna. In Palo halten wir an und kehren ein. Es ist eine schauderhafte Kneipe. Unter den unheimlichen Gästen wird es uns ganz unheimlich. Nach dem langen Fasten verspüre ich etwas Eßlust. Ich bestelle mir Salat. Der Wirt bringt mir Lattichstengel und begießt sie mit dem Öle der brennenden Lampe. Da fehlt nicht viel, und ich werde wieder seekrank.

21. September. Um 10 Uhr morgens in Rom. Obschon unsere Koffer plombiert sind, so müssen wir doch noch zur Dogana, damit wir ja nicht auf den Gedanken geraten, man könnte zum Vergnügen in Italien reisen. Wir besprechen, was wir alles sehen müssen und, wenn uns Zeit und Lust übrigbleibt, sehen wollen. Fahne ist mit mir der Meinung, daß wir nicht sehen wollen, um zu sehen, sondern um sehend zu genießen und uns dieses Genusses noch in der Erinnerung zu erfreuen.

Wir gehen in den „Caffè greco“. Wir finden dort Andreas Achenbach und spazieren mit ihm. Dann treffe ich Maler Siegert von Breslau und Professor Karl Witte. Jener ist erst aus Sizilien zurückgekehrt und bleibt den Winter hier, dieser geht schon heute nach Deutschland. Witte, wie immer der überschwengliche Italiener. Er erzählt, er habe von Capris Myrten eine Rute für seine Kinder gewunden.

22. September. Wir besuchen die Peterskirche. Ein Kolossal- und Prachtbau. Wer an einem Bauwerke großartige Verhältnisse und unermeßliche Räume bewundert, kommt hier aus der Bewunderung gar nicht heraus. Wir gehen auf und ab; ich spüre gar nicht, daß jemand von uns den gewaltigen Eindruck spürt, von welchem unsere Schriftgelehrten so voll sind. Wir setzen zu Wagen unsere Denkmalschau fort: wir besuchen das Kolosseum, die Triumphbogen, das Pantheon (Rotunda). Um 5 Uhr zum Quirinal. Die Schweizer in ihrer alten blaurotgelben Landsknechtstracht und mit ihren Hellebarden umstellen den Hof. Eine Prozession kommt langsam hereingeschritten und macht in der Mitte halt! Der Papst erscheint auf dem Balkon, umgeben von einigen Kardinälen, und erteilt ihr seinen Segen. Einem glücklichen Zufalle verdankten wir dies seltene Ereignis. Der Hunger treibt uns nun in den Lepre, eine echt römische Osteria, mehr malerisch als reinlich. Man reicht uns den Speisezettel: es ist ein ganzer auf einer Seite bedruckter Foliobogen, und dennoch hatten wir unsere liebe Not, etwas zu finden, das uns schmeckte.

23. September. Am Morgen zur Kirche San Giovanni in Laterano, nach der Inschrift Ecclesia Lateranensis Vrbis et Orbis Caput, die Kathedrale des Papstes. Viel Sehenswertes, besonders die alten Mosaiken. Daneben Überreste eines Klosterhofs mit einem Bogengange von teils gewundenen, teils schlichten Säulen mit verzierten Knäufen. Die italienischen Altertumsforscher sprechen von diesem Werke altdeutschen Stils gar nicht, die Deutschen nur beiläufig. Von hier zu den Thermen des Caracalla. Am Nachmittag ins Kapitol. Links die antiken Bildwerke und Mosaiken, rechts zwei Säle mit Gemälden. Die italienische Walhalla mit Büsten berühmter Künstler und Gelehrten, meist auf Canovas Kosten.

24. September. Fahne kommt zu uns. Wir entwerfen eine Tagesordnung, die denn auch bald in Vollzug gesetzt wird. Um 10 zum Palazzo Borghese: Gemäldesammlung. Um 12 zum Forum romanum. Wir umgehen und besehen es von allen Seiten. In glühender Hitze besteigen wir dann die Paläste der Kaiser. Gewaltige Trümmer. Oben Weinstöcke und Granaten mit reifen Früchten, Öl- und Feigenbäume. Tenge hat noch gar nicht genug gesehen, er will noch zur Cloaca maxima. Wir haben nicht die mindeste Lust dahin, der Weg ist weit und die Hitze unerträglich, doch müssen wir ihm schon den Gefallen tun, er hat ja noch einen praktischen Zweck dabei, er will danach auf seinen Gütern etwas Ähnliches anlegen. Wir bequemen uns also, und nachdem wir die rechte Richtung eingeschlagen, erreichen wir endlich durch Fragen unser Ziel. Und was finden wir? Ein hohes, nach der Stadtmauer hin offenes Gewölbe, unten spärliches Wasser und ein Weib, das eben daran mit Waschen beschäftigt ist. Tenge steht sehr überrascht da und muß selbst lachen, als ich ihm zurufe: „Du hast's erreicht, Oktavio!" — Nach Tische zur Villa Borghese: spärliches Grün, dünne Bäume, Akazien, Platanen, Zypressen, umsonst suchen wir Schatten.

25. September. Wir haben uns einen Wagen auf mehrere Tage gemietet, um uns das Sehen zu erleichtern. Wir fahren zum Vatikan. Hoher Genuß in der Gemäldesammlung: wir verweilen am längsten vor Raffaels Werken. Nachher lassen wir uns die Zimmer des Papstes zeigen. Darauf zum Monte testacceo. Oben auf dem Scherbenberge eine weite Aussicht. Nach Tische zu den Bädern des Titus. Durch die alten Fresken ward einst Raffael angeregt, Ähnliches zu malen. Wir halten uns nicht lange auf, die Ausdünstung der Erde ist nach Sonnenuntergang sehr unangenehm.

26. September. Am Morgen wieder zum Vatikan: wir widmen einige Stunden der Sammlung der herrlichen Bildwerke. — Um 12 in der Umgegend einige Grabmäler besucht. Nach Tische in der Villa Albani, die mich lebhaft an Winckelmann erinnert. Wir freuen uns der Kunstwerke, aber nicht der Gartenanlagen: die regelmäßig beschnittenen Baumwände haben für mich etwas Unerquickliches; es ist ein Verkennen aller lebendigen Natur, wenn Bäume, Sträucher und Blumen verwendet werden, um mit den Gebäuden ein architektonisches Ganzes zu bilden. Erklären läßt sich am Ende alles, aber darum noch nicht rechtfertigen.

27. September. Abermals zum Vatikan. Wir besehen die etruskischen Sammlungen. Von da zur Vatikanischen Bibliothek. Der Kustode zeigt die alten Heidelberger Kataloge. Er tut sehr ängstlich. Ein Bibliotheksdiener legt uns einige alte Handschriften mit Miniaturen vor. Wir spazieren durch mehrere Säle: alte Fresken, altitalienische Malereien usw. Nach Tische fahren wir auf den Monte Janiculo, dann in die Villa Pamfili: geschmacklose Anlagen.

28. September. Tengen wird es nachgerade langweilig: er will immer sehen, Tag und Nacht sehen, seine Neugier ist unersättlich; bei unseren Wanderungen in der Stadt rennt er in jede Kirche, die sich in der Nähe zeigt. Um ihn zu beschäftigen, ziehen wir den Förster zu Rate, und wenn uns noch etwas Sehenswertes begegnet, so empfehlen wir es unserm sehlustigen Freunde, und er eilt von hinnen und sieht es sich an. Ich bleibe den Morgen zu Hause und dichte. Ich bin froh, daß ich den großen Schatz des Gesehenen nicht noch mehr anhäufen und einen Eindruck mit dem anderen beseitigen muß. Erst nach Tische unternehmen wir eine gemeinschaftliche Wanderung.

29. September. Es ist Sonntag. Wir fahren um 8 Uhr nach Albano. Von der alten Via Appia sahen wir neulich ein Stück, wie es erst vor kurzer Zeit zum Vorschein gebracht war; es hatte 15 Fuß unter dem Schutt gelegen. Dieser alte Weg ist sehr schmal gewesen und das Pflaster aus Polygonen zusammengefügt. Die neue Via Appia, auf der wir jetzt fahren, ist breit und schön gepflastert, aber welch ein trauriger Weg! Die Gegend öde, kein Baum, keine Bank, kein Haus am Wege, nur eine einzige erbärmliche Hütte für Fuhrleute und Eselstreiber. Die Felder verwildert, hie und da Wiesen und gepflügtes Land, worauf aber hohes Unkraut. Tenge ärgerlich über die schlechte Landwirtschaft; er meint, ein einziger Morgen

könnte bei guter Bearbeitung so viel geben als jetzt zehn. Am Abhange des Gebirges Reben, Ölbäume und Rohr. Albano ein freundliches Städtchen. Um 2 nach Frascati durch die sogenannte Galerie. Das ist ein vielgerühmter Weg, an dessen beiden Seiten alte Rüstern stehen, die aber eben nicht stattlich aussehn; sie sind oft mit Steinschaften gestützt oder untermauert. Unterwegs ein Wäldchen. Ich bemerke keinen graden Baum, und unter den Weibern, die noch nach Albano ziehen, auch nicht ein einzig hübsches Gesicht. Von Frascati sieht man in eine öde Gegend, durch die wir dann nach Rom zurückkehren.

1. Oktober. Des Morgens um 6 Uhr mit dem Vetturino aus Rom. Selten wohl hat jemand in so kurzer Zeit so viel gesehen, wir können in dieser Beziehung sehr zufrieden sein. Wenn ich aber an diese Tage des freilich unruhigen, aber doch großen Genusses zurückdenke, so kann ich eine Stimmung nicht unerwähnt lassen, die ich in Rom nie zu bewältigen vermochte. In einer Stadt immer unter Trümmern alter Herrlichkeit wandeln, bei jedem Genusse, den die Gegenwart beut, sich nie des Gedankens an die Hinfälligkeit aller irdischen Dinge erwehren können, hat für mich auf die Dauer etwas Drückendes, Peinliches, das bei allen herrlichen Schätzen des Altertums wohl gemildert, aber nie beseitigt wird. Die Gegenwart begnügt sich nicht mit dem, was war; ihr Streben und Ringen will etwas schaffen, ihr Gebiet ist die Zukunft, darin ruht ihre Hoffnung, ihr Trost und der Lohn für all ihr Trachten und Dichten.

Um 5 abends sind wir bereits in Civita Castellana. Erstes gutes italienisches Gasthaus. Die Gegend im Abendrotscheine reizend: so müssen italienische Landschaften gemalt werden.

2. Oktober bis Spoleto. Die Gegend sehr gebirgig, der Weg mitunter beschwerlich. Wir gehen eine weite Strecke durch einen Wald. Es begegnen uns viele Menschen, die uns alle anbetteln. Da ich weit vorangehe, so verweise ich sie an meine Nachfolger, die aber ebenfalls mit einem via, va via, via via die unheimlichen Gäste abspeisen. Da sagt denn einer mit mitleidiger Miene: „Die armen Signori, sie haben nichts für uns als ein Via."

3. Oktober. Um 5 ausgefahren. In Foligno wird angehalten. Wir frühstücken in der „Post". Im Speisesaale auf dem Tische vor dem Spiegel steht ein ausgestopfter zweibeiniger Esel.

Unterwegs herrliche Aussicht nach Assisi. Wir kommen noch so zeitig nach Perugia, daß wir einen Spaziergang machen

können. Nachdem wir uns etwas erquickt, gehen wir in die Akademie der schönen Künste: eine sehenswerte Sammlung etruskischer Altertümer und altitalienischer Bilder.

Auch unser Wirt hat eine Kunstsammlung oder eigentlich einen Kunsthandel. Wir sehen sie an: lauter zusammengeraffter Kram. Fahne kauft ein etruskisches Rauchgefäß, von dessen Unechtheit er sich erst später überzeugt. Während er mit dem Wirte handelt, hält dessen Frau das Gefäß in den Händen. Das langweilt Tengen, und er schreit ihr zu: „Alter Drache, setz' doch das Ding endlich hin!" Sie erwidert ganz freundlich mit dem Kopfe nickend: „Si, Signore, si, si!", und wir lachen laut auf.

4. Oktober. Um 4 Uhr morgens nach Arezzo. Der Trasimener See, jetzt Lago di Perugia, in Morgenbeleuchtung, blaugrün, die Anhöhen blau mit rosigem Anfluge. Zu Mittag in Camuscia. Angenehmer Weg, auf den Kornfeldern Ulmen mit Reben. Allmählich hört dann der Weinbau auf.

5. Oktober. Erst um 6 Uhr aufgebrochen. Mittags in Incisa. Weinlese an den Wegen. Wir kaufen Trauben. Abends um 7 in Florenz.

6. Oktober. Der Dom großartig, aber geschmacklos. Im Battisterio besehen wir die berühmten ehernen Türen und die Fresken. Nach Tische im Garten des Palazzo Pitti, das schönste daran die Aussicht auf Florenz.

7. Oktober. Den Vormittag in den Sammlungen des Palazzo degli Uffizi und des Palazzo Pitti.

Den 9. Oktober setzen wir unsere Reise fort mit dem Vetturino über Pisa nach Livorno, von da mit dem Vesuvio nach Genua und dann, 11. Oktober, mit dem Corriere nach Mailand. Weil wir alle sehr angegriffen sind, so bleiben wir noch den folgenden Tag.

13. Oktober. Um 4 aufgestanden. Mit der Post nach Sesto Calende. Zwei Karabiniers begleiten uns, als ob wir Staatsgefangene wären. Wenn uns ja Räuber anfallen sollten, so sind gewiß unsere Schutzmänner die ersten, die Reißaus nehmen. — Nachmittags von 1—6 Uhr auf dem Lago Maggiore. Wir landen in Magadino und fahren sofort weiter nach Bellinzona.

14. Oktober. Mit einem Vetturino nach Airolo. Von Faido ab wird die Gegend wilder und unfruchtbar, und der Ticino braust in einem sehr engen Felsenbette. Bald sind wir in einer großartigen Alpenwelt. Wir fahren auf der neuen Straße. Tenge der schon seit einigen Tagen unwohl war, ist krank — kein Wunder! er reist als Kurier und weiß mit seinen

Kräften nicht hauszuhalten; ein solches Travellern ist mir noch nie vorgekommen. Sein Schwager von Bauer hat recht gehabt. Wir sind besorgt um ihn und sehr verstimmt; als wir ihn aber an seinem Bette besuchen und aus seinem Munde hören, daß ihm besser ist, da sind wir wieder vergnügt; wir lassen ihn Kamillen trinken und nehmen mit Champagner vorlieb.

15. Oktober. Wir fahren zeitig aus im dichten Nebel, der lange anhält, und kommen um Mittag oben auf dem Gotthard an. Im Hospiz (6750′ ü. d. M.) freuen wir uns, wieder Deutsch zu hören. Das Wetter war etwas besser. Wunderbares Tal der Reuß. Als wir zur Teufelsbrücke kommen, steigen wir aus und gehen hinüber. Es ist mir nicht möglich, an die Brückeneinfassung zu treten, um hinabzuschauen, ich muß hinankriechen, und selbst dann noch wird mir so eigen zumute, als ich den tiefen Abgrund mit der tobenden Reuß vor mir erblicke.

Um 5 sind wir in Flüelen, und eine Stunde nachher besteigen wir das Dampfschiff, das uns nach Luzern fährt. Den anderen Tag nehme ich Abschied von meinen Reisegefährten. Tenge und Fahne und Frau gehen nach Basel, ich nach Zürich.

16. Oktober bis 10. November in Zürich.

Ich kehrte wieder in Sonneck bei Adolf Follen ein. Gleich nach meiner Ankunft überraschte er mich mit einer kleinen Liedersammlung, die während meiner Abwesenheit im „Literarischen Comptoir“ erschienen war: „Hoffmannsche Tropfen“ (Zürich und Winterthur. 1844. 16°. 78 SS. mit 35 Liedern).

Meine eben vollendete italienische Reise gab uns reichen Stoff zur Unterhaltung: ich erzählte meine Erlebnisse und Stimmungen, meine Freude an allem, was Natur und Kunst mir geboten, aber auch meinen Ärger über die überschwenglichen Lobpreisungen unserer Landsleute von Dingen, die weder schön noch merkwürdig, ja oft nicht einmal des Erwähnens wert sind. Bei solchen Gelegenheiten pflegte ich dann eins und das andere meiner „italienischen Lieder“ mitzuteilen. Follen war sehr erfreut darüber und meinte, das gäbe einen hübschen Beitrag zu dem „Deutschen Taschenbuche“, das sie herauszugeben beabsichtigten. Da mir nun auch noch von anderen zugeredet wurde, diese Gedichte zu veröffentlichen, so dichtete ich noch einige dazu. Als nun meine Sammlung sich von 18 auf 40 Gedichte vermehrt hatte, ordnete ich sie und legte sie Fröbel und Follen vor. Wir versahen sie nun mit Überschriften und lachten bei diesem Geschäfte dermaßen, daß einmal Follen von der Anstrengung Seitenstiche bekam. Der Titel „Diavolini“, den ich vorgeschlagen hatte, fand Beifall. Diavolini, kleine

Teufelchen, sind Gewürzplätzchen, womit sich besonders beim Karneval die Masken zu werfen pflegen[1]). Nach einigen Tagen waren meine „Diavolini" gedruckt. Sie erschienen in dem „Deutschen Taschenbuche".

Die Morgenstunden war ich zu Hause und arbeitete. Nachmittags ging ich mit einigen Bekannten spazieren, am See oder auf den Anhöhen. Das Wetter war mitunter noch sehr angenehm.

Der Oktober war zu Ende gegangen. Da ich nun ernstlich daran dachte, die Schweiz zu verlassen, so wollte ich doch zuvor noch nach Winterthur, um mit dem „Literarischen Comptoir" abzurechnen. Fröbel hatte mich zu dem Zwecke schon früher eingeladen. Den 30. Oktober fuhr ich hinüber. Es war uns beiden lieb, daß wir zusammenkamen, um das Geschäftliche zwischen uns abzumachen und manches für die Zukunft zu besprechen. Fröbel gab mir folgende Auskunft: Im Januar 1844 verließen die „Salonlieder" die Presse, wurden nur auf Verlangen versandt 3000

Im September desselben Jahres wurde ein neuer Abdruck veranstaltet, ebenfalls nur auf Verlangen 2000

Hievon wurden in Blumenfeld 500 konfisziert und am 25. Oktober 645 auf Verlangen an Buchhändler expediert.

Im September 1844 erschienen die „Hoffmannschen Tropfen" 3000

Im gleichen Monat wurden neue Ausgaben von den „Gassenliedern" 10000

und von den „Deutschen Liedern" veranstaltet 2000.

Die aufgestellte Rechnung vom Februar 1843 bis September 1844 ergab für mich ein Guthaben von 786 fl. 40 Kreuzer. Ich war sehr angenehm überrascht. Leider ist es dabei geblieben; denn ich habe nie einen baren Kreuzer zu Gesicht bekommen, da die Mittel des „Literarischen Comptoirs" erschöpft waren. Ich verlebte einige recht frohe Tage in Fröbels Hause. Den 4. November kehrte ich nach Zürich zurück.

Den 11. November reiste ich über Basel, St. Louis, Mülhausen und Straßburg nach Offenburg, wo ich den folgenden Abend um 8 ankam. Dort trafen am 15. Abgeordnete von Lahr ein, die mich dahin abholen wollten. Ehe wir die Wagen bestiegen, sollte mir noch zu Gemüt geführt werden, daß ich mich wieder in Deutschland befände. Der Herr Oberamtmann

---

[1]) Valentini gibt folgende Erklärung: Spezio di zuccherini, di sapore acutissimo, composti principalmonte collo spirito di canella, garofano e simili detti diavolini.

hatte drei Gendarmen in den Gasthof geschickt; zwei blieben draußen vor der Tür, der eine trat in den Speisesaal, um zu untersuchen, ob mein Paß in Ordnung wäre. Der Gendarm überzeugte sich von der Richtigkeit, und wir fuhren mit einem lauten Hurra zum Hause hinaus. In Lahr werde ich herzlich bewillkommnet. Man erzählt mir, in wie gutem Andenken ich stehe, wie von jung und alt meine Lieder gesungen würden usw. Nachdem wir im „Rappen" eine Zeitlang verweilt, gehen wir in die „Sonne" zum Abendessen. Große Gesellschaft. Die Kinder begrüßen mich mit dem Gesange meines „Hohenliedes vom Zensor". Der Bürgermeister Baum bringt ein Hoch auf mich aus. Ich danke mit dem Liede: „Der Bürgermeister von Seckenheim", das ich erst gestern morgen verfaßt habe. Es ist von großer Wirkung, besonders mit dadurch, daß es auf einer Tatsache beruht. Viele kommen zu mir, reichen mir die Hand und erklären, ich sollte Bürger werden, nicht Ehrenbürger, sondern aktiver; wenn ich des Bürgerrechts bedürftig wäre, so sollte es meinerseits nur ein Wort kosten.

19. November in Mannheim. Eben ist die zweite Sammlung meiner „Kinderlieder" angekommen: „Funfzig neue Kinderlieder von Hoffmann von Fallersleben. Nach Original- und bekannten Weisen mit Klavierbegleitung von Ernst Richter. Mit Beiträgen von Marx, Felix Mendelssohn-Bartholdy, Otto Nicolai, C. G. Reißiger, Robert Schumann und Louis Spohr." (Mannheim. 1845. Verlag von Friedrich Bassermann.)

20. November in Heidelberg. Abendessen im „Hôtel de Bavière": Welcker u. a. Ich singe mehrere Lieder. Es geht sehr munter her. Später findet sich noch der „Liederkranz" ein und begrüßt mich. Welcker knüpft an meine Anwesenheit den Vorschlag zur Bildung eines allgemeinen Unterstützungsvereins für Politisch-Verfolgte. Die Mannheimer „Abendzeitung" berichtete über diesen „einen Abend, wie wir nicht so bald wieder erleben werden": „Man muß Hoffmann seine Gedichte selbst singen hören, man muß selbst den Eindruck beobachten können, den die göttliche Gabe des Sängers, seine Lebendigkeit, sein Vortrag, die Kraft seiner Begeisterung, die Schärfe seines Spottes und Hohnes auf die Zuhörer macht, dies alles muß man selbst mitgemacht haben, um ein vollständiges Bild von dem Dichter sich entwerfen zu können." Der Artikel enthält trotz der Zensurlücke des Lobes noch mehr, unter anderem: „wahrhaftig, ein Lied von Hoffmann wirkt mehr als hundert Zeitungsartikel".

Kein Wunder, daß so etwas von seiten der Regierung nicht unbeachtet blieb. Schon den 26. November erfolgte ein Mini-

sterialerlaß, „wonach dem Professor Hoffmann auf den Grund seiner Reden (?) und Gedichte aufregenden und verdächtigenden Inhalts das Gastrecht im Großherzogtum gekündigt werden soll". Die Ausführung dieses Beschlusses unterblieb natürlich, weil ich damals schon nicht mehr in Baden war.

Von Heidelberg ging ich nach Mannheim und dann mit dem Dampfschiffe nach Geisenheim und blieb dort 22. November bis 6. Dezember.

Ich wohnte wieder bei Karl Dresel. Ich verlebte einige stille Tage, da ich mich wenig an den geselligen Vergnügungen der Familie beteiligte, auch oft sehr unwohl war. Ich saß meist auf meinem Zimmer, schrieb Briefe, las, dichtete und vollendete eine neue Sammlung Lieder, der ich den Titel gab „Geräuschlose Zündhölzer". Ich schickte sie an Follen, um sie im Verlage des „Literarischen Comptoirs" erscheinen zu lassen. Dieses war aber seiner Auflösung nahe, und daher unterblieb die Veröffentlichung.

7. Dezember nach Frankfurt, den Abend bin ich bei Gutzkow. Dann eilte ich nach Leipzig. Mein erster Gang zu Engelmann. Er überreicht mir die erst vor einiger Zeit fertig gewordenen „Spenden zur deutschen Literaturgeschichte von Hoffmann von Fallersleben".

Im „Hôtel de Bavière" treffe ich Herrn Moorkommissär Wehner. Er erzählt mir, er habe mit Pertz wegen meiner Bibliothek verhandelt und überreicht einen Brief. Pertz schreibt mir, nachdem er meine Preise ermäßigt hat, „und halte ich mich daher nicht berechtigt, mehr als 1400 bis 1500 Rℓ. für das Ganze in Anschlag zu bringen". Das veranlaßt mich, nach Berlin zu gehen, das mir freilich von Polizei wegen verboten ist. Den 20. Dezember kehre ich bei Dr. Rutenberg ein. Es ist 2 Uhr. Wir fahren in die Stadt. Pertz nicht zu Hause. Ich wiederhole um 4 Uhr meinen Besuch und treffe ihn. Er ist sehr freundlich, aber sehr verlegen. Wir gehen aus seinem Zimmer in die Bibliothek und besprechen uns über den Kauf meiner Handschriften. Wir einigen uns über 1600 Rℓ. Ich eile zu Rutenberg, der in der Nähe auf mich wartet. Ich gehe mit ihm zur Post und fahre bald darauf ab. Um 9 in Oranienburg.

Den folgenden Tag nach Mecklenburg. Eine Nacht in Scharpzow. Von da in einer schönen Kutsche mit vier Pferden zum alten Müller in Gerdshagen bei Güstrow, der hier Pächter ist, während er sein Rittergut Holdorf an seinen Neffen und Schwiegersohn Rudolf Müller verpachtet hat. Den Tag vor

Weihnachten kommen die Holdorfer. Freudiges Wiedersehen und frohe Feiertage. Den 29. fahren wir nach Holdorf. Den 30. besuche ich die Buchholzer. Am Silvestertage bin ich wieder in Holdorf. Hier begrüßen wir in heiterster Stimmung das Neue Jahr mit meinem Liede:

So singen wir, so trinken wir
Uns froh hinein ins neue Jahr!

Daß ich als Preuße sehr leicht in einen Preßprozeß verwickelt und der Majestätsbeleidigung angeklagt und verurteilt werden könnte — diese Besorgnis quälte mich sehr und trieb mich, alles aufzubieten, um sobald als möglich mein preußisches Heimats- und Staatsbürgerrecht mit einem andern zu vertauschen. Nach einigen vergeblichen Bemühungen versuchte ich es mit unserm nächsten Städtchen Brüel. Durch Vermittelung unsers freundlichen Nachbars, des Pastors Zarncke in Zahrenstorf, verhandelte ich mit dem Bürgermeister Born. Alles ging gut. Als ich aber eine günstige Entscheidung erhalten sollte, erfolgte plötzlich aus Brüel der Bescheid, daß das Bürgerrecht mir nicht erteilt werden könne. Wir waren sehr überrascht. Am 18. April hatte ich mit Rudolf Müller den Herrn Bürgermeister besucht und ihm meine Eingabe überreicht; er fand alles in bester Ordnung, lud uns zum Abendessen ein, und wir waren sehr vergnügt und kehrten des Erfolges sicher im herrlichen Mondenschein heim. Herr Born hatte dem Herrn Pastor Zarncke auf dreimalige Anfragen, ob nichts dem Antrage entgegenstehe, erklärt: „Nein! Unbedenklich!“ Aber der Herr Bürgermeister war in Schwerin gewesen und hatte von seinem Herrn Schwager, einem Manne der Regierung, die Mahnung erhalten: „Wenn er einen solchen Menschen zum Brüeler Bürger mache, so würde er sich das Allerhöchste Mißfallen zuziehen“.

Die Sache machte etwas Aufsehen, aber dabei blieb es. Es hätte übrigens gar nicht so vieler Umstände bedurft, um mich zum Ziele gelangen zu lassen. Ein eigentliches mecklenburgisches Staatsbürgerrecht gab es nicht, aber jede Stadt und jedes Domanium oder jeder Ritter hatte das Recht, jemandem das Heimatsrecht zu erteilen. Nachdem dies meinen Freunden klar geworden, war die Angelegenheit schnell erledigt. Dr. Samuel Schnelle nahm mich bald darauf als Insassen seines Gutes auf und erteilte mir als Guts- und Gerichtsherr das Einwohner- und Heimatsrecht in Buchholz. Ich schickte eine durch einen Notar beglaubigte Abschrift an die Regierung in

Breslau, dieselbige entließ mich daraufhin aus dem preußischen Untertanenverbande. Weit und breit war große Freude, daß durch ein so einfaches Mittel den polizeilichen Verfolgungen vorgebeugt war. — Die Nachricht ging in viele deutsche Zeitungen über und wurde als ein erfreuliches Ereignis begrüßt. Nur einige Standesgenossen des Dr. Schnelle konnten nicht begreifen, wie derselbe dazu gekommen, einen Menschen in sein Gut aufzunehmen, den er doch zu nichts gebrauchen könnte, ja sogar noch unterhalten müßte, wenn er in seinem Nichtstun alt und hinfällig würde usw. Auf solche Bedenken erwiderte ein Witzkopf: „Der rc. Hoffmann ist Kuhhirt, hat aber im Sommer einen Stellvertreter." Das mochte Glaßbrenner zu Ohren gekommen sein, und er versah es mit einer andern Pointe in seinem Büchlein: „1845 im Berliner Guckkasten":

Guckkästner. Nanu weiter! Rrrrr, ein andres Bild: Hür, meine Herrschaften, präsentiert sich Ihnen der wendische Kuhhirte Hoffmann von Fallersleben, wie er eben uf Doctor Schnelle's Jut bläst, deß es in Mecklenburg Morgen wird.

Bücke. Wenn Sie entschuldjen wollen, ich denke — —

Guckkästner. Ja, ich dhu' des, aber überall wird des nich entschuldigt.

Bücke. Ich wollte sagen: ich denke, Hoffmann von Fallersleben is en deutscher Dichter?

Guckkästner. Ja, aber um in Deutschland bleiben zu können, is er Kuhhirte jeworden.

Erster Junge. Na, aber versteht er denn des aber ooch?

Guckkästner. O ja, er hat schon früher des Rindvieh recht jut behandelt. Rrrrr . . . . .

Den Januar und Februar war ich meist immer in Holdorf. Unser stilles ländliches Winterleben blieb sich ziemlich gleich. Es kamen zwar Besuche, aber sie störten mich ebensowenig wie die Besuche, welche ich dann und wann in der Nachbarschaft machte: ich fand immer Zeit und Lust zum Arbeiten und Dichten. Der gute Erfolg meiner beiden Sammlungen „Kinderlieder mit Klavierbegleitung" ermunterte mich zu einer dritten Sammlung. Schon gegen Ende des Monats waren über 25 Liedertexte gedichtet, meist zu Volksweisen. Es handelte sich nur darum, diese Weisen mit einer entsprechenden Begleitung zu versehen. Da war mir denn der Organist Theodor Friese in Wismar empfohlen, ein tüchtiger Musiker, der sich dieser Arbeit gern unterziehen und alles zu meiner Zufriedenheit ausführen würde. Friese, der gewiß sein Fach gut verstand und auch etwas

Tüchtiges leisten konnte, hatte jedoch mit vielen Künstlern den Fehler gemein, daß sie, zu sehr von der Vortrefflichkeit ihrer Leistungen überzeugt, nur schwer auf die Ansichten anderer eingehen. Ich pflegte in solchen Fällen nicht weiter in ihn zu dringen, dies oder jenes zu ändern; er war empfindlich und wurde bei wiederholtem Bitten nur noch eigensinniger. Viele Lieder legte ich lieber zurück. Dadurch ward nun freilich mein Werk nicht sonderlich gefördert.

Im Februar war ich einige Tage bei Otto Wien in Hohenfelde. Durch die unbeschränkte, bewundernswerte Gastfreundschaft, die ich überall, wohin ich kam, kennen lernte, war besonders in hiesiger Gegend der Verkehr sehr erleichtert; Freunde und Nachbarn sahen sich oft, und als bürgerliche Ritter hielten sie zueinander, da sie mit ihren adeligen Standesgenossen keinen Umgang pflegten. Der bedeutendste unter ihnen war Herr Pogge auf Roggow. Wir kannten uns schon vom vorigen Jahre her, und so kam ich als alter Bekannter zu ihm und seiner Familie. Sooft wir beisammen waren, kamen wir bald auf die mecklenburgischen Zustände zu sprechen, zumal wenn sich auch die Nachbarn eingefunden hatten. Das geschah denn auch bei unserm ersten Wiedersehen, als Christian Klockmann erschien, diese naturwüchsige, derbe Natur. Bei seinem Mutterwitz und manchen gesunden Ansichten glaubte er den Gegensatz gegen die adeligen Ritter glücklich darstellen zu können. Obschon er manchen guten Witz machte und durch sein mecklenburgisches Platt, was er gewöhnlich sprach, seine Unterhaltung anziehend zu machen wußte, so konnte er doch auch mitunter recht platt und gewöhnlich werden. Es war mir unvergeßlich geblieben, wie im vorigen Jahre Klockmann so maßlos auf den Zollverein schimpfte. Das hatte mich nun neulich zu einem Liede veranlaßt. Jetzt traf es sich prächtig, es zum besten zu geben. Die ganze Gesellschaft lachte sehr, und ich sang nun gleich hinterdrein „Old-Mecklenburg for ever!" nach der Melodie „Vom hoh'n Olymp herab".

Im März war ich viel unterwegs. Ich sehnte mich nach ruhigen Tagen, und ich fand sie in Holdorf, wohin ich am 26. März zurückkehrte. Hatte in der Winterzeit mein Herz am liebsten in der Kinderwelt gelebt und für sie gedichtet, so sollte jetzt mein Geist für die Männerwelt etwas schaffen, das gute Früchte in schlechter Zeit trüge. Ich wollte ein Buch verfassen, das eine Zeugnissammlung aus der Vergangenheit für die Gegenwart enthalten sollte, eine politische Blumenlese: „Unsere Zeitfragen, besprochen von den deutschen Schriftstellern 1750 bis 1830." Ich hatte bereits damit im vorigen Sommer be-

gonnen. „Ich will das politische Wissen, was uns heute not tut, das zeitgemäße, zusammenfassen in einer chronologischen Reihe von Aussprüchen, Ansichten, Meinungen und Überzeugungen, Ergebnissen der Erfahrung und des Nachdenkens von Männern in den verschiedenartigsten Verhältnissen seit 1740 bis heute. Ich will den Fortschritt in der Entwickelung des Staatslebens beweisen, ich will den Weg zum Wahren, Guten und Rechten zeigen und die Gesinnung dafür kräftigen. Das Buch muß wirken. Vetter Michel hat einen gewaltigen Respekt vor Autoritäten. Es darf etwas noch so wahr und richtig sein, er betrachtet es mit Schüchternheit, wenn es nicht aus dem Munde eines hochgestellten oder anerkannt gelehrten Mannes kommt; der Respekt wächst, wenn der Mann längst tot ist, ihm also kein Ehrgeiz, kein Eigennutz in der heutigen Welt zugeschrieben werden kann."

Im Mai besuchte ich die Freunde in Oranienburg, um meine Bücher, die dort eine Herberge gefunden hatten, abzuholen. Nachdem ich meine Bücherkisten gepackt und vernagelt und alles bereit hatte, was ich mitnehmen wollte, reiste ich nach Hohenfelde zurück und verweilte hier nur noch einige Tage.

Den 30. Mai wieder in Holdorf. Den folgenden Tag eilte ich nach Buchholz hinüber. Ich wunderte mich nicht wenig, daß man noch nichts wußte von der Ausweisung Itzsteins und Heckers aus Berlin, die doch schon am 23. morgens um 6 Uhr erfolgte. Ich war sehr froh, daß ich meine Reise nicht bis Berlin ausgedehnt hatte; man hätte gewiß einen Zusammenhang aufgefunden. Schon am Abend des 23. erhielt ich Briefe von Nauwerck und Rutenberg, worin sie mir meldeten, Itzstein sei im strengsten Inkognito in Berlin oder komme dorthin. Und denselben Tag hatte der neue Bürgermeister von Oranienburg bei Herrn von Puttkamer angefragt, ob meine Ausweisung aus Berlin noch in Kraft sei.

Um die oft wiederkehrenden rheumatischen Schmerzen zu beseitigen oder doch wenigstens zu lindern, schien mir ein Seebad am erfolgreichsten zu sein, und so entschloß ich mich endlich dazu; ich wollte es mit Kuxhaven versuchen.

Den 22. Juli fuhr ich mit dem Dampfschiffe „Henriette" nach Kuxhaven. Ich benachrichtigte meine Freunde in Otterndorf von meiner Ankunft, und ich erhielt sofort Antwort: „Wir kommen morgen."

Dr. Johannes Minckwitz besuchte mich. Ich weiß nicht, wie ich zu der Ehre kam; wahrscheinlich langweilte er sich und suchte Unterhaltung. Er hatte eigentlich nach Helgoland gewollt;

der neuliche Sturm hielt ihn hier zurück. Ein eigenes Schicksal, daß ich nun wieder mit einem zusammenkam, der eine königlich preußische Pension bezieht. Wie ich das erfuhr, bemerkte ich scherzhaft: „Ich bitte Sie um Gottes willen, geben Sie dieselbe nicht auf, sonst heißt es wieder, ich sei schuld daran.“ Der Mann macht gar nicht den widerwärtigen Eindruck, den er als Schriftsteller zu machen versteht; denn es gibt wohl nicht leicht auf dem ganzen „illustrierten neuhochdeutschen Parnaß“ einen Menschen, der so eingebildet, so anmaßend und einseitig ist, wie dieser Plat(en)ierte Dr. Johannes Minckwitz.

Aus meinem Baden wollte nicht viel werden; nichts gefiel mir, weder Bad noch Gesellschaft noch Gegend. Bei Tische war mir erst recht unbehaglich, lauter Kinder und alte Weiber; ich sprach kein Wort. Endlich besuchten mich einige Otterndorfer und brachten etwas Leben in mein eintöniges Dasein. Den fünften Tag holte mich Christian Schmoldt zu sich ab. Ich war nun im Lande Hadeln zu Otterndorf-Westerende.

Den 7. August waren wir mit unseren Freunden auf dem Vogelschießen. Weil wir glaubten, daß wir beobachtet würden, so zogen wir uns in ein kleines Zimmer zurück und waren unter uns und ganz vergnügt. Als wir auf den Deichen heimfuhren, äußerte ich mich gegen Schmoldt: „Es freut mich recht, daß ich gar nicht von der Polizei behelligt bin und nun morgen ruhig abreisen kann.“ Den andern Morgen weckte mich mein Freund und zeigte mir an, ein Gendarm wollte mich sprechen: „Nun, so mag er kommen! — Was wünschen Sie?“ — „Ich habe Ihnen im Auftrage der Landdrostei anzuzeigen, daß Sie sofort das Königreich zu verlassen haben.“ — „Wer sind Sie denn?“ — „Das können Sie an meiner Uniform sehen: ich bin der Landgendarm Debör, und das muß Ihnen genügen.“ — „Nun,“ erwiderte ich, „ich werde gleich so frei sein.“ Große Betrübnis im ganzen Hause; Frau und Kinder weinten, ich aber packte ruhig ein, und Schmoldt fuhr mich in seinem hübschen Kabriolett zum Lande hinaus. Hochlöbliche Landesdrostei hätte sich ihre gehässige Maßregel sparen können, wenn sie nur noch einige Stunden gewartet. Herr Schöne hatte mich als Gast des hamburgischen Quartettvereines zum Itzehoer Sängerfeste eingeladen, und ich stand eben im Begriffe, dieser Einladung zu folgen. In Kuxhaven wartete ich das Helgolander Dampfschiff ab. Nachdem ich mit meinem Freunde noch gemütlich gefrühstückt, ihm für seine freundliche Teilnahme innig gedankt und alle herzlich hatte grüßen lassen, nahm mich der „Patriot“ an Bord.

Acht vergnügte Tage in Hamburg. Mit Konrad Wolff viel spaziert, Dr. Wienbarg näher kennen gelernt, und das Thaliatheater besucht. Eines Nachmittags sitze ich mit Wolff auf dem Balkon in London Tavern. Wir freuen uns der schönen Aussicht auf den Spiegel der Elbe, die durch hinauf- und hinabsegelnde Schiffe belebt ist. Da hören wir Jubelgeschrei: ein Schiff mit den bunten Flaggen aller seefahrenden Völker wird vom Stapel gelassen und segelt stattlich an uns vorüber. Dann ist es wieder still. Da kommt den Strom herab ein großer Dampfer; die Flagge sieht aus wie eine Trauerflagge; sie ist vom Dampfe so geschwärzt, daß sich kaum eine Farbe erkennen läßt. Auf dem Verdecke sind viele Menschen, sie sitzen ruhig und still — ein Auswandererschiff. Uns kommen die Tränen in die Augen. In wenigen Augenblicken ein solcher Wechsel von Freud' und Leid!

Mein Vetter F. Wiede machte mir den Vorschlag, mit ihm nach Schleswig-Holstein zu reisen. Ich ging darauf ein und lernte so auch diesen deutschen Volksstamm kennen. Die lange Trennung von Deutschland hat den Schleswigern meist nichts von uns als unsere Sprache gelassen. Das Dänenwesen steckt sehr tief in ihnen und tritt überall hervor. In Rendsburg waren wir eines Abends im Ratskeller. In einem kleinen unterirdischen Zimmer sitzen etwa 30 Menschen vor ihrem Glas Grog. Feierliche Stille, die ich nur einmal durch ein Lied zu unterbrechen wage. Selbst als später einige Mitglieder der Liedertafel kommen und singen „Schleswig-Holstein meerumschlungen", fährt man fort ruhig zu sitzen. Diese Kälte, diese stumme Nüchternheit im Weinkeller!

Vierzehn Tage verweilte ich nach meiner Rückkehr noch in Hamburg, das gerade im Herbste am allerschönsten ist. Ich erwartete meinen Freund Resch, der in Helgoland badete; sonst hätte ich meinen Aufenthalt nicht so lange ausgedehnt. Endlich kam Resch. Wir verwendeten noch zwei Tage auf Hamburgs Sehens- und Merkwürdigkeiten. Dann nahm ich ihn mit nach Mecklenburg. Kaum hatten wir das Land betreten, so mußte Resch über die mecklenburgische Gastfreundschaft erstaunen. So etwas hatte er noch nie erlebt, wie er denn als Dresdener überhaupt von Gastfreundschaft keine Ahndung hatte. Überall, wohin wir kamen, wurden wir nicht wie Fremde, sondern wie alte liebe Freunde und Bekannte angesehen: in Boitzenburg, Schwerin, Holdorf, Gerdshagen bei Kröpelin, Doberan, Rostock. Hier begleite ich Resch zur Post. Er ist außer sich über diese 14tägige Reise; es ist ihm alles wie ein Traum, und da er

in der Geographie ein Franzose ist, so wird er bald gar nicht mehr wissen, wo er gewesen ist.

Vom 1. Oktober an bleibe ich einige Tage bei Wien in Hohenfelde und mache von hier aus Besuche in Zierstorf, Roggow und Warnkenhagen. Ich will abreisen, Wien aber bittet mich zu bleiben, bis Pastor Fuchs kommt. Dieser hat seine Stellung als Pastor von Kölzow aufgegeben und wandert nach Texas aus. Den 9. Oktober spät abends kommen die Auswanderer an, Fuchs mit seinem Vetter und Franck. Wir unterhalten uns lebhaft über Texas. Fuchs singt mit seiner lieblichen Stimme mehrere meiner Lieder, die alle auf seine Auswanderung Bezug haben. Uns kommen die Tränen in die Augen. Den folgenden Tag unterhalten wir uns fast nur über Auswanderung und Deutschlands Gegenwart und Zukunft. Auch ich in meiner Lage müßte auswandern, aber was ich später einst dichtete:

Ich bleib' in meinem Vaterlande,
Sein Los soll auch das meine sein,
Sein Leid und seine Schmach und Schande,
So wie sein Ruhm und Glück ist mein.
In meinem Vaterlande will ich bleiben,
Und keine Macht der Welt soll mich vertreiben!

— dies Gefühl siegte über alle augenblicklichen Verstimmungen und leidenschaftlichen Wünsche. Und doch konnte ich dem Drange nicht widerstehen, Wünsche und Hoffnungen auszusprechen, deren Verwirklichung anderen eine Rechtfertigung und ein Trost sein konnte. Und so dichtete ich denn meinem lieben Fuchs ein Abschiedslied: „Der Stern von Texas“.

Den 11. begleite ich die Auswanderer nach Güstrow. Wir singen noch einmal: „Hin nach Texas!“ Es ist ein schwerer Abschied. Ich fahre dann betrübt weiter nach meinem vorläufigen Texas, nach Holdorf. Es folgen stille Tage. Ich bin ernst und dabei sehr unruhig. Den Tag, als das Auswandererschiff nach Texas geht, bin ich sehr traurig gestimmt; ich habe viel weinen müssen. Ich ordne den Briefwechsel meines Bruders und fange an, ihn durchzulesen. Wieviel Freud' und Leid in einer Familie!

Die nächste Zeit war ich nun wieder ruhig in Holdorf und wußte mich literarisch und poetisch zu beschäftigen. Nebenbei gewährte es uns ein besonderes Vergnügen, Zeitungsartikel zu verfassen. Unterdessen kommt mir wie gerufen ein neues Unternehmen in den Sinn. Es erscheint mir angenehm in der

Ausführung und zeitgemäß: „Deutsches Volksliederbuch", etwa 200 Lieder mit eingedruckten Singweisen. Ich bin für diese neue Arbeit so eingenommen, daß ich sie sofort in Angriff nehme.

Es schien mir immer notwendiger, jetzt meine Bibliothek in der Nähe zu haben. Sie stand in Kisten eingepackt in Birkenwerder, wohin sie mein Freund Hempel zur Aufbewahrung von Oranienburg mitgenommen hatte. Ich entschloß mich daher, dorthin zu reisen und meine Bücher flott zu machen. Sie wurden nach Brüel geschafft. So lieb mir immer meine Bibliothek gewesen war, so fing sie jetzt an, mir zur Last zu werden. Ich hatte sie mit großen Kosten von Breslau über Leipzig und Berlin mir nachkommen lassen. Jetzt mußte ich für sie in Brüel ein Zimmer mieten und noch nebenbei 7 Taler 10 Schillinge Versicherungsgelder bezahlen. Ich ging ernstlich damit um, sie zu verkaufen. Die Handschriften und vielen Bruchstücke machten mir viel Arbeit, aber trotzdem war ich Mitte März mit dem Verzeichnen fertig.

Während dieser nicht eben immer erquicklichen Beschäftigung kam doch zuweilen eine poetische Stimmung, und so entstanden dann mehrere Kinderlieder, auch mein Geleitslied: „Nun zu guter Letzt", welches Mendelssohn so schön komponiert hat.

Wie ich am 18. April die angekommenen Briefe lese, erschüttert mich tief die Trauerbotschaft: „Henriette tot!" Ich suche meinen Schmerz zu unterdrücken. Als ich aber allein auf meinem Zimmer bin, da weihe ich dem Andenken der treuen Freundin manche Träne, bis endlich die stille Mitternacht meine müden Augen schließt.

In Zahrenstorf treffe ich den stud. Friedrich Zarncke. Später besucht er mich zweimal in Holdorf. Wir sprechen viel über deutsche Philologie, und ich wünsche sehr, daß er von meinem Buche gleiches Namens eine neue Ausgabe veranstalten möge, da ich wohl schwerlich wieder in eine Lage kommen würde, eine solche Arbeit wieder aufzunehmen. In der frohen Hoffnung auf glücklichen Erfolg nehmen wir Abschied. 6. Mai begleitet mich Rudolf nach Schwerin, und ich reise noch die Nacht weiter nach Hamburg. Dr. Wille wie immer der erste, der mir begegnet. Mit ihm zur Kunstausstellung in den Arkaden der Börse. Viele Bilder, aber kein einziges, das einen neuen großartigen Gedanken bildlich darstellte. Es ist, als ob unsere Künstler an Herz und Geist Bankerott gemacht hätten. Vor den Bildern, deren Verkaufspreis sehr hoch angegeben ist, stehen immer Beschauer und Bewunderer — echt hamburgisch: das Geld bestimmt auch den Kunstwert. Im Laufe des Tages treffe ich

auch den Syndikus Sieveking. Ich erzähle ihm von meiner Bibliothek und bin der Meinung, es wäre doch hübsch, wenn selbige vom Staate Hamburg erworben würde; ich wollte mich mit einer Leibrente begnügen. Da lacht der Hamburger Staatsmann: „Leibrente! Sie leben ewig!"

Den folgenden Tag spaziere ich nach Wandsbek. Es handelt sich um den Druck meiner texanischen Lieder. Ich hatte meinem ausgewanderten Freunde versprochen, ich wollte ihm diese Lieder gedruckt nachsenden, zugleich auch die Melodien dazu, damit er dann beides in der Neuen Welt später einmal nachdrucken lassen könnte. Die Lieder waren schon Ende Aprils druckfertig. Ich hatte mich bei meinen wenigen Hilfsmitteln doch so in Texas hineingelebt, daß ich ganz heimisch darin war und dafür und daraus dichten konnte. Noch während meines Hamburger Aufenthalts ist die kleine Sammlung gedruckt, 46 Seiten in 8° mit dem Titel: „TEXANISCHE LIEDER. Aus mündlicher und schriftlicher Mitteilung deutscher Texaner." (Mit Singweisen. San Felipe de Austin bei Adolf Fuchs & Co.) Die Auflage war sehr klein, und so ist denn bald das Büchlein eine große Seltenheit geworden, ich besitze selbst nur noch zwei Exemplare.

Ende Mai kehre ich nach Mecklenburg zurück. Doch schon am 13. Juni trete ich eine neue Reise an und besuche Philipp Nathusius zu Althaldensleben. Ich fühle mich sofort wieder heimisch; es scheint mir mein jetziger Aufenthalt nur eine unmittelbare Fortsetzung des früheren, im Frühling 1843: dieselbe Häuslichkeit, dieselben Menschen, dieselben Beschäftigungen, Neigungen und Liebhabereien.

Maria hatte mich gleich nach meiner Ankunft mit zwei neuen Kompositionen meiner Lieder bewillkommnet. Ich war sehr erfreut darüber; sie ähnelten in Einfachheit und Lieblichkeit unseren schönsten Volksweisen. Ich bat die Komponistin dringend, doch so fortzufahren, und, damit auch andere sich daran erfreuen könnten, eine kleine Sammlung drucken zu lassen. Meine Bitte sah ich bald erfüllt. Maria wählte sechs Lieder aus, ließ sie noch von einem benachbarten Musiker durchsehen und übergab mir die Reinschrift.

Da ich noch immer nicht die dritte Sammlung meiner „Kinderlieder" zum Abschluß gebracht hatte, so war es mir sehr lieb, daß sich Maria dabei noch beteiligen konnte. Sie steuerte vier Kompositionen bei[1]) und vier Begleitungen. Ihre

[1]) „Vierzig Kinderlieder", Nr. 12, 17, 18 und 30.

Freude war groß, meine vielleicht noch größer; denn diese Beisteuer entsprach so ganz meinen Wünschen.

Große Freude hatte ich an den herrlichen Blumen, die unter der Pflege des Gärtners Alvensleben eine wahre Zierde des Parks waren. Nicht weit vom Eingange war ein Beet mit Levkoien von solcher Pracht, wie ich noch nie gesehen hatte. Der Duft war so lieblich, daß Maria sich des Abends dorthin einen Stuhl bringen ließ und lange dort weilen konnte. Unvergeßlich ist mir auch die prachtvolle duftende Blume des Cactus grandiflorus, der Königin der Nacht, die eigentlich die Sonne der Nacht heißen sollte; denn sie ist wie mit gelben Strahlen umgeben und blüht um Mitternacht auf.

Den 25. Juli verließ ich Althaldensleben und folgte einer Einladung Wilhelm Nathusius' nach seinem Gute Königsborn. Wilhelm war ein echter Sportsman: der Kreis seiner Liebhabereien und Geschäfte begann mit Hunden und Pferden, dann folgten Viehzucht, Landbau, Garten- und Parkanlagen, und dann erst kamen Politik, Literatur und Kunst. Seine Frau nahm an allen diesen Dingen Anteil, aber nicht mehr wie eine deutsche Hausfrau, die ihrem Manne diese Aufmerksamkeit schuldig zu sein glaubt. Sie fand mehr Freude an Literatur und Kunst. Sie hatte ein zartes Gemüt, das von anderen mehr verkannt als erkannt wurde. Sie erfreute sich eben damals des Besuchs von einer Jugendfreundin und schien dadurch noch ganz besonders heiter angeregt zu sein, obschon sie jetzt mit derselben gewiß nicht immer übereinstimmte, denn Elvira — so hieß die Freundin — war sehr freisinnig und hatte mit ihren Brüdern in Königsberg und Magdeburg zu dem Kreise gehört, worin Jacoby geliebt und verehrt wurde. Elvira, sehr hübsch und jugendlich frisch, heiteren Gemütes und voll lebendiger Teilnahme für die höchsten Angelegenheiten des Lebens, war für mich eine liebliche Erscheinung; ich war sehr bewegt und träumte wieder einmal von schöneren Tagen.

Elvira war bereits den 30. Juli abgereist, kam aber den andern Tag, von Herrn Crelinger begleitet, zurück, jedoch nur auf einige Stunden. Ich entschloß mich, sie zu begleiten, und blieb zwei Tage als Gast ihres Bruders in Magdeburg. Den folgenden Tag nahm ich mit ihr teil an einer Wasserfahrt nach dem Herrenkruge in großer Gesellschaft von lauter Lichtfreunden, dabei auch Uhlich, den ich schon früher kennen gelernt hatte. Wir waren ziemlich vergnügt; nur wurden wir sehr geplagt von den unzähligen Schnaken (Gnatten), die uns fortwährend umschwärmten, als ob wir lauter Lichter wären. So nahm ich

denn Abschied von Elvira. Ich unterhielt noch eine Zeitlang einen Briefwechsel mit ihr, und als sie endlich kein Brief mehr erreichen konnte, da blieb mir noch ihr Bild und lebte in der frohen Erinnerung fort.

12. bis 15. August in Leipzig. Engelmann übernimmt den Verkauf meines Katalogs und den Verlag meiner „Kinderlieder".

13. August. Mendelssohn ist krank. Frau M. empfängt mich sehr freundlich. Ich übergebe ihr Marias Lieder für ihren Mann zu gefälliger Durchsicht. Gegen Abend wiederhole ich meinen Besuch. M. liegt im Bette. — Mit Zarncke zu Kapellmeister Lortzing. Auf mein Anliegen, meine „Kinderlieder" durchzusehen, geht er bereitwillig ein. Morgen soll ich Näheres erfahren.

14. August. Lortzing hat die Durchsicht meiner Lieder vollendet und drei Kompositionen umgeschrieben, Nr. 7, 16, 33. Ich bin sehr erfreut über diese große Gefälligkeit und danke ihm herzlich. Da er nächstens als Kapellmeister des Theaters an der Wien nach Wien geht, so unterhalten wir uns viel über österreichische Zustände. Mendelssohn treffe ich kurz vor seiner Abreise. Er hat Marias Kompositionen durchgesehen und schimpft auf seinen Neuhaldensleber „Kollegen", der noch weniger von der Sache verstände als Maria. Seine Änderungen betreffen nur sozusagen grammatische Schnitzer. Er freut sich sehr, daß wir uns im Winter auf länger sehen.

17. bis 21. August in Braunschweig. Den einen Tag mit meinen Verwandten zusammen, darunter auch Ida (meine nachherige Frau), „die mich noch nie gesehen hat".

Im September reiste ich durch Westfalen und kam über Wetter nach Hove. In diesem stillen, in Bäumen und Büschen versteckten Landsitze verlebte ich drei Wochen bei meinem Freunde, dem Hauptmann Voerster. Ich fand, wonach ich mich lange gesehnt hatte, ein angenehmes, ruhiges Landleben. Ich las und dichtete, beschäftigte mich im Garten, spazierte im Walde, auf den Bergen, im Tale; überall begegneten mir liebe Jugenderinnerungen, ich fühlte mich recht heimisch in dem freundlichen Ruhrtale.

Den 11. Oktober zu Fahne nach Schloß Roland bei Düsseldorf. Ich war ein lange schon erwarteter Gast und wurde sehr herzlich empfangen. Die ländliche Stille, die freundliche Umgebung, die Nähe literarischer Hilfsmittel, die schöne Gelegenheit zu anregender und belehrender Unterhaltung, die liebliche Gastfreundschaft — Alles war einladend, dichterisch und wissenschaftlich sich zu beschäftigen. Und das tat ich denn auch mit

Lust und Liebe. Zunächst nahm ich wieder die „Diavolini“ in Angriff. Ich las vieles über Italien und sammelte mir Belegstellen aus wohlmeinenden Schriftstellern.

Sehr angenehm war mir das mehrmalige Zusammensein mit Karl Lessing. Ich hatte von seiner „Leonore“ an ihn nie mehr aus den Augen verloren und jede seiner neuen Schöpfungen mit Freuden begrüßt, mich innig daran erquickt und ihn früh schon als Menschen liebgewonnen und verehrt. Ich besuchte ihn, er war sehr erfreut und, gegen seine sonstige Art, sehr gesprächig.

Der Verkehr mit den Düsseldorfer Künstlern hatte mich vielfach angeregt. Fahne meinte, sie würden sich gerne beteiligen, wenn ich etwas Größeres ihnen darbieten könnte. Da geriet ich denn auf einen herrlichen Stoff für dichterische und bildliche Darstellung: das deutsche Volksleben. Zu meinen früheren Liedern, die hieher paßten, wollte ich neue dichten, und wenn ich einige Maler dafür gewonnen hätte, sollte später einmal dies Werk erscheinen unter dem Titel: „Des deutschen Volkes Freud' und Leid in Liedern und Bildern“.

Lessings Berufung nach Frankfurt hatte überall viel Aufsehen gemacht, noch mehr aber seine Ablehnung. Daß Lessing fortan wieder in Düsseldorf blieb, war für seine Freunde und Verehrer und ganz Düsseldorf ein freudiges Ereignis. Den letzten Oktober sollte deshalb ihm zu Ehren ein großes Festmahl gegeben werden. Auch meinerseits wollte ich etwas dafür tun und sendete ein Lessing-Lied ein, das freundlich auf- und angenommen, gedruckt, verteilt und gesungen wurde.

Obschon ich mich ganz ruhig verhalten und der Polizei nicht den mindesten Anlaß gegeben hatte, mir ihre Aufmerksamkeit zu schenken, so sorgte doch der „Rheinische Beobachter“ nachträglich dafür, auf mich aufmerksam zu machen. Am 29. Oktober beginnt er seinen Lügenartikel also: „Hoffmann von Fallersleben weilt fortwährend bei einem in der Nähe wohnenden Gutsbesitzer, von wo aus er bei den Freunden desselben die Runde macht und ihm zu Ehren fast täglich Feste stattfinden, zu denen aus der Stadt Gesinnungsgenossen geladen werden.“ Fahne war empört darüber und erließ in der „Kölner Zeitung“ Nr. 311 einen langen Rechenschaftsbericht über mein Tun und Treiben. Seit Jahr und Tag waren viel ärgere Artikel gegen mich losgelassen. Ich fühlte mich nie veranlaßt, dawider aufzutreten. Gegen alle Schmäh- und Schandartikel der armseligen Lohnschreiber, literarischen Lumpe und Wegelagerer in ihrem sicheren Versteck — niemand wagte es sich je zu

nennen! — hatte ich nur den schönen Wahlspruch Georg von Frundsbergs bei der Hand: „Viel Feind', viel Ehr'!" Eins nur betrübte mich! Die völlige Verdorbenheit der Tagespresse. Blätter, welche für freisinnig gelten wollten (z. B. die „Triersche Zeitung"!) und heute meines Lobes und Ruhmes überströmten, schütteten morgen das Füllhorn ihrer Gemeinheiten und Niederträchtigkeiten über mich aus.

Vom 2. November an in Geisenheim. Ich war wieder ein Gast Karl Dresels und lebte wieder sehr angenehme Tage in geselliger und literarischer Beziehung und fühlte mich wieder recht heimisch in dem schönen Rheingau. Gleich nach meiner Ankunft kam die Auswanderung nach Texas zur Sprache. Gustav Dresel hatte die Absicht, im künftigen Frühjahr abermals dahin zu gehen. Er stand in Unterhandlung mit dem fürstlichen „Verein zum Schutz vaterländischer Auswanderer in Mainz". Es lag diesem daran, bessere Erfolge zu erzielen und Männer zu gewinnen, die dazu beitrügen, das Unternehmen in der Gunst des Volkes zu heben. Der Verein, der nur aus lauter Fürsten und Grafen bestand, erwarb sich kein Vertrauen im Volke, und die neuesten Nachrichten aus Neubraunfels, der Schöpfung des Vereins, waren gar nicht derart, das Vertrauen zu heben. Die Ansiedler beklagten sich, daß sie im Lande der Freiheit und Selbstregierung als Untertanen behandelt würden, und daß man die Ansiedelung nicht sich selbst überlassen wollte, sondern sie in ihrer Entwickelung stets bevormunde und dgl. Um eine günstigere Stimmung für den Verein herbeizuführen, ward die gute Presse in Tätigkeit gesetzt und sonst noch manches Mittel aufgeboten. Dahin rechne ich denn auch, daß der Verein auch mich zu gewinnen suchte. Schon früher hatte er mir durch Gustav Dresel ein Blockhaus und hinreichendes Land anbieten lassen. Daß ich zur Annahme bereit sein würde, glaubte man vorauszusetzen. Stand doch schon vor Jahr und Tag in der „Bremer Zeitung": „Es rüstet sich wieder eine Anzahl Deutscher, nach Texas auszuwandern. Man will einer dortigen deutschen Niederlassung den Namen Fallersleben geben; der, dem dieser Name gilt, wird bald nachfolgen." Eines Tages wurde mir die vom Vizepräsidenten des Vereins, Grafen von Castell, eigenhändig abgefaßte und unterzeichnete Schenkungsurkunde über 300 Acres vom 6. November 1846 überbracht.

Für die politische Blumenlese war ich fortwährend sehr tätig. Ich fand Stoff genug in Karls Bibliothek und in der öffentlichen zu Wiesbaden. Ich war eben mit Kant fertig geworden und wollte meine Auszüge drucken lassen. Herr Könitzer

(Jägersche Buchhandlung) hatte den Verlag übernommen. Nach einiger Zeit gab er mir das Manuskript wieder zurück, der Zensor habe das Imprimatur verweigert. Ich wendete mich nun an Leske, die Darmstädter Zensur war vernünftiger, das Büchlein erschien: „Immanuel Kant über die religiösen und politischen Fragen der Gegenwart.“ (Darmstadt. 1847. 8⁰. 48 S.) Übrigens hatte ich meinen Namen weggelassen, sonst würde vielleicht der Darmstädter Zensor gerade daran Anstoß genommen und ebenfalls die Druckerlaubnis verweigert haben.

So sehr es für mich ein Bedürfnis war, zu arbeiten, so schien mir doch auch eine Notwendigkeit, dadurch zugleich Geld zu verdienen. Auf große wissenschaftliche Werke konnte ich mich bei meinem Wanderleben nicht einlassen; auch würde der Aufwand von Zeit und Kräften und das Herbeischaffen von Hilfsmitteln in gar keinem Verhältnisse gewesen sein zu dem etwaigen Geldgewinne. Bei Arbeiten von minderem Umfange und zeitgemäßem Inhalte würde mir, sobald sie nur irgend die Politik berührten, Zensur und Polizei immer hindernd in den Weg treten. Letzteres würde noch mehr der Fall sein, wenn ich mich nur mit Publizistik befaßte. Da dachte ich nun einen andern, zwar mühsamen, aber sicherer zum Ziele führenden Weg einzuschlagen. Ich wollte eine Geschichte der deutschen Literatur ausarbeiten; die sollte den Sommer 47 vollendet sein. Dann wollte ich in Frankfurt Vorlesungen halten, und im Jahre 1848 in London und New York. Zu letzterem Zwecke wollte ich dann noch recht tüchtig Englisch lernen. Ich teilte brieflich diesen Plan Freiligrath mit (29. November) und besprach ihn auch mit meinen Freunden, aber — weiter kam ich nicht damit. Es gehörte dazu auch wieder ein ruhiges, sorgenfreies Leben, und eben dazu ließen mich „die großmütigen Unterstützungen des deutschen Volkes“, die nur die „Kölner Zeitung“ kannte, nicht gelangen.

Um in meinen Aufenthalt etwas Abwechselung zu bringen, und auch um mich zu entschädigen für die Tage, wo ich krank war, unternahm ich einige Ausflüge nach Hallgarten, Bingen, Kreuznach und Wiesbaden.

Daß meine Bibliothek zu Kauf stände, war wohl in öffentlichen Blättern angezeigt, auch wohl näher besprochen worden. Dann war es wieder still: ich bekam keine Anfragen, keine Angebote. Da erfuhr ich denn aus Briefen von Philipp Nathusius, daß sich Frau Bettina von Arnim der Sache annähme.

Schon lange hatte ich meine Abreise beschlossen, aber auf Karls und seiner Frau Elise dringendes Bitten noch aufgeschoben, bis auch Gustav abreisen würde.

Am 23. Februar reise ich von Geisenheim ab und bleibe einige Tage in Mannheim im engsten Verkehre mit den badischen Volksfreunden.

2. März. Mit Itzstein nach Heidelberg. Ich lerne Johanna kennen.

4. März. Meine ersten Ghaselen an Johanna.

10. März nach Stuttgart. Gustav Schwab, jetzt Oberkonsistorialrat, wohnt unglaublich hoch. Er kennt mich kaum wieder, ist sehr freundlich und kann sich nicht genug wundern über Freiligraths Ça ira, „das sind Gedichte, die wird selber ein H. v. F. nicht billigen". — Wolfgang Menzel wundert sich: „Kerl, du bist ja noch ganz jung, du hast ja noch nicht einmal graue Haare!" — „Nun, ich soll auch wohl noch den Leuten den Gefallen tun, alt zu werden?"

12. März in Tübingen. Heiterer Himmel, scharfer Wind, 14° unter 0, ein unglaubliches Wetter kurz vor Frühlingsanfang! Ich besuche den Oberbibliothekar Professor Keller. Er findet den Preis meiner Bibliothek zu hoch. Ich setze ihm auseinander, 2000 Rℓ. sei nur ein Ausgebot, darüber könne man wohl gehen, aber nicht darunter. Ich merke schon an seiner Miene, daß aus unserm Handel nichts wird. Die Taler fallen ihm zu schwer aufs Herz, wenn es noch Gulden wären!

Sehr erfreulich ist mir die persönliche Bekanntschaft mit F. Silcher. Er war mir immer einer der liebsten Komponisten meiner Lieder gewesen. Durch seine einfache schöne Melodie zu „Morgen müssen wir verreisen" ist mein Lied erst recht zum Volksliede geworden. Wir sprechen viel über Volksweisen. Bei einem späteren Besuche frage ich ihn, ob sich Ghaselen wohl komponieren lassen? Er will's versuchen, und ich besorge ihm die Abschrift einiger meiner Ghaselen.

Noch am Vormittage besuche ich auch Uhland. Wir sprechen von unseren Reisen und seinen Studien. Er hat die deutschen Volkslieder beiseite gelegt und beschäftigt sich mit Sagenforschungen. Nach Tische besuchen mich Keller und Uhland. Letzterer ist schon vorher einmal dagewesen und hat mir die beiden Bände seiner deutschen Volkslieder gebracht — ein mir sehr liebes, willkommenes Geschenk! Er holt mich ab, ich soll bei ihm einen Kalbsbraten verzehren helfen. Ein sehr gemütliches Abendessen. Uhland sehr heiter und gesprächig, wie auch seine Frau. Während wir traulich miteinander plaudern und ich gar nichts ahnde, ertönt Gesang: die Studenten bringen mir ein Ständchen. Uhland führt mich auf den Balkon seines Hauses. Nachdem mir ein Hoch ausgebracht ist, bringe ich als

Dank ein Hoch dem „Vorwärts". Ich spreche laut und so deutlich, daß jedes Wort verstanden wird, und wenn ich durch Beifallrufen unterbrochen werde, so warte ich, bis alles wieder ruhig ist. Großer Jubel. Dann singen sie: „Wenn heut ein Geist herniederstiege", und bringen dem Dichter des Liedes ein dreimaliges Hoch! Wir bleiben bis 11 Uhr in heiterster Stimmung beisammen. Uhland erzählt mir noch eine hübsche Geschichte. Handwerksburschen sangen einst: „Ich hatt' einen Kameraden". Als sie näher kamen, sang der eine, mit Bewegung des Armes nach Uhland hindeutend: „Als wär's ein Stück von dir!"

13. März wieder in Stuttgart. Dingelstedt war damals allgemein sehr unbeliebt und den Kreisen, worin ich mich bewegte, sogar verhaßt. Es war wohl mehr daran schuld sein hochfahrendes Wesen als der Glaube, er übe bei Hofe einen den Volksinteressen nachteiligen Einfluß aus. Auch außerhalb Württemberg hatte sich damals die Ansicht über Dingelstedt sehr geändert. Der Verfasser des Artikels Dingelstedt im Meyerschen Konversationslexikon (1846) ist ganz voll überschwenglichen Lobes der „Gedichte des Nachtwächters", aber wenig erbaut von den späteren Lebensverhältnissen des Dichters und seinen Poesien. Meine beiden Scherzgedichte über den „Seligen Kosmopolitischen Nachtwächter", die in jenen Tagen entstanden sind, finden großen Beifall; jeder möchte sie haben, und so entschließe ich mich denn, sie drucken zu lassen. Sie sollen im „Beobachter" erscheinen, die Zensur aber streicht von dem einen die drei letzten Strophen. Sie werden also ohne Zensur gedruckt, und zwar auf schlechtem Papiere und ganz nach der Art der Lieder „Gedruckt in diesem Jahr".

22. März. Ich nehme Abschied. Mehrere meiner neuen Freunde begleiten mich zum Postwagen. Gerührt von den vielen Beweisen der Teilnahme verlasse ich Stuttgart. Ich übernachte in Heilbronn und gehe den andern Tag mit dem Dampfschiffe nach Heidelberg. Ich lebte nun bis in die Mitte des Mais meist in Heidelberg als Welckers Gast. Ich hatte oft Gelegenheit, Johanna zu sehen und zu sprechen; der Frühling im Neckartale ward für mich ein Liebesfrühling. Eine Anzahl Ghaselen entstand in den Tagen kurz nachher, als ich Johanna das erstemal sah. Während ich in Stuttgart war, hatte einer meiner Freunde Gelegenheit, diese Gedichte Johanna zu überreichen. Als ich nach einigen Wochen nach Heidelberg zurückgekehrt war, sendete sie mir ebenfalls einige Ghaselen. Unser öfteres Zusammensein, ihre innige Teilnahme an meinem Leben, ihre

Freude über jedes Lied, jeden Blumenstrauß, jeden Blütenzweig, über alles, womit ich sie zu erfreuen hoffte, erhöhte meine Liebe zu ihr und stimmte mich heiter und poetisch. An meinem Geburtstage (2. April) hatte auch Johanna meiner gedacht: sie überreichte mir eine Brieftasche mit meinem Namenszuge, von ihrer Hand gestickt, und einem Gedichte:

Wohl danken möcht' ich ohne Ende
Dir für den duft'gen Minnesang,
Für deine süße Blumenspende,
Die wie ein Frühling zu mir drang.

Der frische Atem deiner Lieder
Hat mich gar heimlich angeweht,
Sie klingen tief im Herzen wieder,
Das ja zu lieben auch versteht.

Den Frühling trag' ich längst im Herzen,
Die Liebe läßt ihn nimmer ziehn;
Sie hält ihn fest in Glück und Schmerzen
Und heißt ihn täglich mir erblühn.

Und hat der Lenz nicht allerorten
Die junge Erde ausgeschmückt?
Ist nicht auch Frühling dir geworden,
Und hat er dich nicht auch beglückt?

Ich muß mich deiner Liebe freuen,
Sie ist so wunderschön und rein!
Dir kann ein Frühling sich erneuen,
Doch — Freunde laß uns immer sein!

Als ich den Schluß las, da kamen mir Uhlands schöne Worte entgegen:

Ja, Schicksal! ich verstehe dich:
Mein Glück ist nicht von dieser Welt,
Es blüht im Traum der Dichtung nur:
Du sendest mir der Schmerzen viel
Und gibst für jedes Leid ein Lied. —

und ich liebte, litt und dichtete.

Welcker wohnte auf einem Landsitze am Ende von Neuenheim, einer ehemaligen Besitzung des Professors Gervinus. Das Haus war nicht sehr groß, aber bequem eingerichtet, ausreichend für eine kleine Familie. Durch seine prachtvolle Aussicht und die freundlichen Gartenanlagen daneben mußte es, obschon es

wegen seiner Entfernung von der Stadt für den geselligen Verkehr nicht günstig, doch seinen Bewohnern lieb und wert sein und seinen Gästen es werden. Ich wohnte im obern Stocke und genoß einer weiten Aussicht: mir gegenüber lag Heidelberg mit seinem Neckar, seinem Schlosse und seinen Bergen. Fast jede Tageszeit bot mir ein neues Bild der schönen Landschaft. Wohltuend und erheiternd, wie die ländliche Stille und die freundliche Umgebung, wirkte auf mein Gemüt auch das Familienleben, dem ich nicht wie ein gern gesehener Gast, sondern wie ein alter Freund angehörte.

Welcker machte mich nach und nach mit vielen seiner Freunde und Kollegen bekannt. Gelegenheit ergab sich täglich durch die „Harmonie", welche wir fleißig besuchten, dann auch die Mittags- und Abendessen, wozu auch ich immer mit eingeladen wurde. Einen sehr angenehmen traulichen Verkehr unterhielt ich mit der Familie des Hofrats Kapp.

Während ich bisher meist heiter gestimmt die Zeit verlebte, berührten mich sehr schmerzlich zwei traurige Ereignisse.

Am 7. April hatte ich einen Ausflug nach Geisenheim gemacht. Als ich dort eintraf, erzählte mir Karl Dresel den Anlaß und die Entwickelung seines kaufmännischen Unglücks. Obschon noch Verhandlungen im Gange waren, so überzeugte ich mich doch bald, daß das Haus Dresel seiner Auflösung entgegengehen würde. Tief bewegt nahmen wir den andern Tag Abschied voneinander; es war zugleich ein Abschied von allen den frohen Tagen, deren wir uns hier erfreuten und sich hier für uns wohl nie wieder erneuen würden.

Obschon mir Liebe und Frühling jetzt mehr waren als alle Politik, so konnte ich mich doch der letzten nicht fernhalten. Der tägliche Verkehr mit Welcker und seinen Freunden gab mir immer Anlaß und Anregung zu politischer Beteiligung, und während andere durch Gespräche und Reden für Entscheidung irgendeiner Tagesfrage im liberalen Sinne zu wirken suchten, mußte ich durch Trinksprüche und Lieder die Stimmung beleben. Dies war namentlich der Fall bei dem großen Welckerschen Deputiertenessen am 1. Mai. Nachdem manches Hoch ausgebracht und der Champagner die Heiterkeit erhöht hatte, bat man mich zu singen, und ich sang und hatte ein dankbares Publikum. Itzstein schrieb den andern Tag: „Wir kamen vergnügt von Heidelberg hier an, was wir Welckers Einladung und Deinen Liedern verdanken — Aber singen kann sie niemand wie Du, mit dieser Kraft, mit dieser Mimik und diesem Akzent."

Schon in den ersten Tagen nach meiner Ankunft in Heidel-

berg bat mich Welcker, ich möchte doch für das Staatslexikon mein Leben schreiben. So angenehm mir sonst ein solcher Antrag gewesen wäre, so war er es mir im Augenblicke nicht; um etwas mehr als das gewöhnliche Skizzenartige zu liefern, fehlten mir meine Aufzeichnungen und manche Vorarbeiten, die mir notwendig schienen. Da es sich aber hier hauptsächlich um eine Seite meines Lebens, um die politische handelte, so verstand ich mich endlich dazu und begann meine Arbeit, die trotz allen Unterbrechungen doch schon nach vier Wochen vollendet war. Am 3. Mai überreichte ich sie Welckern, der sie dann dem Staatslexikon einverleibte.

Den 15. Mai ging ich mit Itzstein auf sein Gut in Hallgarten. Es fanden sich bald noch mehrere Gäste ein. Den ersten Pfingsttag (23. Mai) war gerade der Jahrestag von Itzsteins Ausweisung aus Berlin. Wir feierten diesen für uns doppelt festlichen Tag. Es war wundervolles Wetter. Auf dem Hause flatterte die schwarzrotgoldene Fahne. Als der Maitrank auf die Tafel gesetzt und jedes Glas gefüllt war, brachte ich ein Hoch auf Itzstein aus. Alle erhoben sich und stimmten jubelnd ein, und unter dem hellen Klange der Gläser erscholl ein herzliches Hoch dem edlen unermüdlichen Volksvertreter, unserm Vater Itzstein.

Obschon ich mich der Gesellschaft nicht entzog, so ergab sich doch oft Gelegenheit, allein zu sein. Ich saß dann auf meinem stillen Zimmer und dichtete, oder ich wanderte hinaus in die freie Natur und freute mich des Frühlings und meiner Liebe. Ich war damals einige Tage recht unwohl, trotzdem aber nicht traurig oder gar mutlos. Auch hätte ich es mit Gleichmut aufgenommen, wenn ich es damals erfahren, was mir das großherzoglich badische Ministerium am 25. Mai zugedacht hatte: ich sollte nämlich aus Mannheim und drei benachbarten Ämtern ausgewiesen werden. Itzstein war zum Abgeordnetenausschuß in Karlsruhe einberufen und reiste den 29. Mai ab. Den 1. Juni verließ auch ich Hallgarten und war einige Tage in Bieberich. Erfreulich waren mir die mehrmaligen Spaziergänge im Schloßgarten, der sich vor vielen anderen durch die großartige Einfachheit in seinen Anlagen auszeichnet. Selten findet man so riesige Platanen, Tulpen- und Kastanienbäume. Der Rasen war überall schön gehalten, und die Teiche waren von allerlei Schwimmvögeln belebt. Sehenswert waren auch die Gewächshäuser, die unter der Aufsicht und Pflege des tüchtigen Garteninspektors Tellemann sehr emporgekommen.

Den 5. Juni reiste ich über Frankfurt, Fulda, Gotha und

Magdeburg nach Althaldensleben. Philipp Nathusius beschäftigte sich wieder viel mit Politik, das Religiöse war bei ihm in den Hintergrund getreten. Das Ergebnis seiner damaligen Arbeit erschien unter dem Titel: „Statistische Übersichten über die Verhältnisse und wichtigsten Abstimmungen beider Kurien und über die künftigen ständischen Ausschüsse.“ (Berlin. Dümmler. 1847.)

Maria gab mir ihren Roman „Die Kunstreiter“ zum Lesen. Ich war sehr überrascht und sprach ihr meine Freude und Verwunderung aus. Ich las ihr meine Johannalieder vor. Sie war sehr erfreut, daß ich so etwas wieder dichtete. Ich gab ihr zum Komponieren Abschrift von acht Liedern. Noch während meiner Anwesenheit hatte sie bereits drei komponiert.

Nach fünftägigem Aufenthalt setzte ich meine Reise fort und war am 13. Juni wieder in Holdorf. Nachdem ich mich von einem längeren Unwohlsein erholt hatte, folgte ich einer Einladung des Hamburger Quartettvereines zum Sängerfeste nach Lübeck. Es war das schönste und großartigste Fest dieser Art, welches ich je erlebt habe (26. bis 30. Juni). Dann verweile ich einige Tage in Hamburg in angenehmem Verkehre mit Freunden und Verwandten. Sehr erfreut mich, hier Prutz zu treffen. Er ist Dramaturg am Hamburger Stadttheater und hofft in dieser Stellung viel zu wirken und eine angenehme Zukunft sich zu schaffen.

In Schwerin treffe ich mit Rudolf Müller zusammen. Er will mit seiner Frau eine Vergnügungsreise nach Hamburg machen, woher ich eben komme. Er läßt nicht nach, ich muß mitreisen, und so bin ich denn wieder 7. Juli in Hamburg. Den folgenden Tag fahren wir auf dem „Patrioten“ nach Kuxhaven. Großes Abendessen. Zuletzt müssen noch die Stadtmusikanten zum Tanz aufspielen. Ich werde um Mitternacht ins Land Hadeln eingeschmuggelt. 12. Juli. Wir setzen über die Elbe nach Glückstadt, bleiben den Tag in Hamburg und kehren den folgenden nach Holdorf zurück. Zwei musikalische Gäste finden sich ein, erst Hermann Hauer, Organist der St. Jakobikirche in Berlin, dann Ludwig Erk. Es wird viel musiziert, komponiert und gesungen, für mich eine heitere Anregung zum Arbeiten und Dichten. Sehr willkommen ist mir besonders Erks Besuch. Wir besprechen eine Sammlung Schullieder, hundert nach dem Alter und den Fähigkeiten der Kinder auf drei Hefte verteilt. Erk ist sehr fleißig, die Melodien sind alle fertig, und es bleibt mir nur noch übrig, die Texte hinzuzufügen.

Leider fällt mitten in unsern heitern Verkehr ein sehr trauriges Ereignis: am 16. Juli starb Frau Elise Schnelle, geb. Stumpe. Ein unersetzlicher Verlust für den braven Dr. Schnelle und seine neun Kinder!

28. Juli bis 9. August in Hohenfelde. Ich war in dieser Zeit auch öfter in Zierstorf.

Die letzte Hälfte Augusts verlebte ich in Holdorf.

Der erste Besuch bei Dr. Schnelle nach dem Tode seiner Frau war für mich ein sehr wehmütiger. Wenn ich sonst kam, fand ich nur frohe Gesichter, die Kinder sprangen mir jubelnd entgegen. Jetzt alles still. Vor Weinen konnte ich nicht sprechen, stumm reichte ich Schnelle und seiner Tochter Emilie die Hand und zeigte ihnen, was Itzstein über den Tod der Frau Schnelle geschrieben. Während die Ernte in vollem Gange war und es draußen sehr lebendig herging, beschäftigte ich mich auf meinem stillen Zimmer viel mit dem Ordnen meiner Papiere. Besuch gab es wenig, Studiosus Zarncke kam zweimal zu mir herüber.

Den 28. August ging ich wieder auf Reisen. 1. September in Leipzig. Engelmann übernimmt den Verlag der 100 Schullieder.

2. September. Ruge hatte damals mit Fröbel sich geeinigt und setzte das Züricher „Literarische Comptoir" als „Verlagsbureau" in Leipzig fort. Die Polizei sah es auch so an: sie hatte deshalb drittehalb Stunden im Verlagsbureau nach dem Verlage des „Literarischen Comptoirs" gefahndet, besonders nach meinen Liedern, dann die Makulaturkammer versiegelt und war eben abmarschiert, als ich eintrat.

Um 9 Uhr abends wird mir gemeldet, daß mir ein Ständchen gebracht werden würde. Ich gehe nach Haus. Auf der Hausflur des „Hôtel de Bavière" versammeln sich Studenten und Turner. Sie singen drei Lieder, darunter auch „Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald". Dann wird ein Hoch auf mich ausgebracht. Ich danke mit einem auf „Die Männer des Fortschritts", das dreimal von den Anwesenden wiederholt wird. Darauf begibt sich der Zug heim unter dem Singen des Liedes:

„Wie könnt' ich dein vergessen,
Ich weiß, was du mir bist!"

3. September. Schon lange hatte ich eine Sammlung einiger meiner Lieder veranstaltet, die, ein= oder vierstimmig gesetzt, unter dem Titel „Deutschland" erscheinen sollten. Ich gehe damit zu Breitkopf und Härtel. Wir einigen uns; sie übernehmen den Verlag, erhalten mein Manuskript und zahlen mir 50 Tlr. Honorar.

4. September nach Köthen. Ich erfahre, daß der alte Meusebach am 22. August gestorben ist.

7. September in Althaldensleben. Heinrich Nathusius, der jüngste Bruder von Philipp, hatte Hochzeit. Nach derselben folgten für mich einige ruhige Tage.

Schon lange hegte ich die Absicht, wieder einmal mit Frau Bettina zusammenzukommen. Da mich der Buchhändler Otto Janke, den ich kurz vorher kennen gelernt, nach Potsdam eingeladen hatte, so glaubte ich von dort aus schnell Berlin erreichen und unbemerkt darin einige Stunden weilen zu können; ich durfte bekanntlich seit meiner Ausweisung im Februar 1844 nicht mehr nach Berlin kommen. Am 20. September traf ich in Potsdam ein und wurde von Janke sehr freundlich aufgenommen. Ich mußte noch erst zu Mittag essen, dann spazierten wir nach Sanssouci. Als wir zurückkehrten, besuchte ich Frau von Meusebach.

21. September um 10 nach Berlin. Bettinas Wohnung ist nicht weit vom Bahnhof, noch außerhalb der Ringmauer. Als ich eben zuversichtlich die Treppe hinaufsteige, da bedeutet mich die Haushofmeisterin, die alte Appel, daß ich nicht vorgelassen werden könnte. Ich setze ihr auseinander, daß ich nur gekommen, um Frau von Arnim zu sprechen. Sie geht hinein und fragt an. Sie kommt wieder und gibt mir ungenügenden Bescheid. Ich ärgerlich die Treppe hinunter. Da ruft mich Bettina zurück: „Nur rasch, rasch! Aber sagen Sie niemandem, daß Sie bei mir waren — gleich kommt mein Advokat.“ — Sie erzählt mir von ihrem Prozesse mit dem Magistrate, findet einen Zusammenhang zwischen ihrem Buche für mich und diesem Prozesse usw. Da kommt der Advokat. Ich muß eiligst zur Hintertür hinaus durch die Küche in den Hof hinab zur großen Belustigung der alten Appel. Um 3 soll ich zu Tische kommen. Ich fahre in einer Droschke zu Erk. Es ist 12 Uhr mittags; er ist noch nicht aus dem Seminar zurück. Ich unterhalte mich mit seiner Frau. Nach einer Weile tritt er ein, freudig überrascht. Ich teile ihm meinen Plan mit, 1000 Volkslieder der Deutschen mit Singstimme und Klavierbegleitung herauszugeben, und lade ihn ein zu gemeinschaftlicher Herausgabe. Er ist gern bereit. Wir besprechen das Unternehmen nach allen Seiten. Ich muß mit ihm zu Mittag essen. Um 3 in einer Droschke zu Bettina. Sie führt mich zu Tische. Lebhafte Unterhaltung. Sie erzählt mir alles, was sich nach der Grimmschen Geschichte für sie begeben hat, von den Ränken gegen sie und mich, von dem kläglichen Benehmen ihrer Freunde usw. Um 5 wollte ich

mich empfehlen. Daran war gar nicht zu denken. Sie teilt mir die Aushängebogen ihres neuesten Buches mit[1]), sie zeigt mir die handschriftliche Fortsetzung dieses Briefwechsels mit Philipp Nathusius, sie spricht von der Vorrede[2]), was selbige alles enthalten soll usw. Dann kommen wir auf meine Bibliothek, auf ihren Prozeß mit dem Magistrate; sie liest mir darauf bezügliche Aktenstücke vor usw. Endlich besprechen wir, was für Meusebachs Bibliothek zu tun sei, damit selbige zur Ehre und zum Besten des Vaterlandes erhalten und zugleich für die Familie ein dem hohen Werte entsprechender Preis erzielt werde. Sie liest mir den darauf bezüglichen Brief an den König. Ich soll dazu noch Notizen geben. Wir verabreden eine Zusammenkunft in Potsdam auf morgen 3 Uhr, wir wollen dann nach Baumgartenbrück hinausfahren. Ich nehme Abschied und kehre mit dem 7 Uhr-Zuge nach Potsdam zurück.

22. September. Frühmorgens zu Karl von Meusebach. Wir frühstücken zusammen und plaudern bis 12 Uhr. Er erzählt von dem Tode seines Vaters, und daß die Grimms nicht die mindeste Teilnahme bewiesen hätten. Um 12 gehen wir zu Lehmann und speisen zu Mittag. Karl macht mir manche Mitteilungen aus dem Leben seines Vaters, dessen Äußerungen über mich u. dgl. Ich erkläre, wie schon am Morgen, abermals, daß ich in betreff der Bibliothek zu Rat und Tat bereit sei. Um 2 gehen wir auf den Bahnhof, begegnen Bettina, unterhalten uns mit ihr und fahren dann zu Frau von Witzleben, Karls Schwester. Die arme Frau liegt seit langer Zeit von der Gicht gelähmt danieder — ein erbarmenswerter Anblick! Daß ich sie so wiedersehen mußte! Ich bin furchtbar ergriffen und vermag kaum zu reden. Wehmütig nehme ich Abschied. — Mit Karl fahre ich dann nach Baumgartenbrück. Als ich die Bibliothek wiedersehe, wird mir eigen zumute: wie manche Erinnerungen für mich hangen an vielen dieser Bücher und ihrem unermüdlichen Sammler! Dem unruhigen Tage folgt ein stiller Abend. Um 9 Uhr treffen wir in Potsdam ein. Den andern Tag kehrte ich nach Königsborn zurück. Mein erstes Geschäft war ein Bericht über die Meusebachsche Bibliothek, den ich denn auch sofort an Frau Bettina einsendete. Eines Abends

---

[1]) Es erschien unter dem Titel:
„Ilius Pamphilius und die Ambrosia. Von Bettina Arnim. 1. 2. Bd. Berlin. 1848. Expedition des v. Arnimschen Verlags."
Es fand nicht den Beifall im Publikum, welchen Bettinas Freunde erwartet hatten. Vgl. „Blätter für literarische Unterhaltung" 1849, S. 14, 15, und daselbst 1848, S. 1331 den Auszug aus dem Athenaeum.

[2]) Die Vorrede ist nie gedruckt und auch wohl nie geschrieben worden.

fingen wir an, ihr Buch zu lesen: das gab Anlaß und Stoff zu lebhafter Unterhaltung. Ich sprach mich aus über die seltene Ehrlichkeit bei Beurteilung von literarischen Werken und Kunstsachen, über Unklarheit in Darstellung unserer Gedanken und Gefühle, über Gefühlsschwelgerei u. dgl. Es gäbe Bücher, worin hochklingende Sätze vorkämen, die einen neuen großartigen Gedanken zu enthalten schienen, und wenn man die Sache näher untersuchte, so wäre es nur glänzender Unsinn. Da meinte Wilhelm: „Dergleichen Bücher lese ich in einem Zuge. Was ich nicht verstehe, kümmert mich nicht. Finde ich dann etwas Schönes, so freut es mich."

In den letzten Tagen des Septembers reiste ich durch Thüringen über Frankfurt in den Rheingau. Wie ich Itzstein auf seinem Gute nicht traf, ging ich zu ihm nach Mannheim. Den 4. Oktober begrüßte ich ihn, blieb aber vorläufig im Weinberg. Als ich am 7. Oktober in die Stadt zu Itzstein zurückgekehrt war, fand ich ein Schreiben des großherzoglichen Stadtamts vor, wonach mir aufgegeben ward, „innerhalb 24 Stunden bei Zwangsvermeidung das Großherzogtum Baden zu verlassen". Das Schreiben berief sich auf einen Erlaß des Ministeriums des Innern vom 25. Mai und eine Verfügung der großherzoglichen Kreisregierung (Schaaff!) vom 27. Mai d. J. — Ich beriet mich sofort mit meinen Freunden. Itzstein war sehr betrübt, zumal so etwas unter dem Ministerium Bekk, seines Freundes, geschehen konnte. Er war sofort bereit, mich nach Karlsruhe zu begleiten. — Den folgenden Tag fuhren wir hinüber. Unser erster Weg war zu Bekk. Es hieß, Exzellenz wäre krank. Itzstein wurde jedoch vorgelassen und kam voll Hoffnung zurück. Er machte dann eine schriftliche Eingabe, worin er als Zweck meines dortigen Aufenthalts die Traubenkur angab. Es erfolgte bald darauf an das Stadtamt ein Bescheid, mit welchem wir abends spät ganz vergnügt nach Mannheim zurückkehrten. Ich konnte nun vorläufig in Mannheim mit polizeilicher Erlaubnis weilen. Ich machte öfter Besuche in Heidelberg. Johanna zu sehen und zu sprechen, war für mich ein Bedürfnis meines Herzens. Obschon längst meine Hoffnung, ihr jemals mehr als ein Freund werden zu können, verschwunden war, so mußte mich doch der Augenblick, als sie mir das Geheimnis ihres Herzens gestand, tief bewegen. Mehrere Tage war ich traurig und voll Unruhe. Erst als ich mein Leid in Liedern ausgesprochen hatte und mit Johanna öfter zusammen gewesen war, wurde ich wieder ruhig und heiter. —

Noch immer dachte ich an eine Traubenkur, und ich machte

deshalb einen Ausflug in die Rheinpfalz, um zu sehen, an welchem Orte dazu die beste Gelegenheit wäre. Von Neustadt ging ich eines Tages nach Dürkheim. In den „Vier Jahreszeiten" besuchte ich den Professor Silvester Jordan. Hocherfreut umarmte er mich. Ich traf ihn, als er eben aus den Trauben den Saft auspreßte, um ihn zu trinken, statt die Beeren zu essen; denn selbst die besten waren ziemlich herbe. Nachdem er diese seine Traubenkur für den Morgen beendet hatte, blieb ich mit ihm und seinen Freunden zusammen. Da merkte ich recht, wie der einst so kräftige, klare Mann durch die lange Gefangenschaft geistig und leiblich gelitten hatte; es war ein wehmütiges Gefühl, aus diesen Gesprächen, die wir hören mußten, keinen Jordan wiederzuerkennen. Den andern Tag kehrte ich nach Mannheim zurück.

Dieser Traubenkurversuch hätte mir sehr schlecht bekommen können; ich durfte nur noch ein Stündchen in Dürkheim bleiben. Gleich, nachdem ich das Gasthaus verlassen, war ein Polizist mit einem Gendarmen gekommen und hatten auf mich gefahndet. Der Wirt sollte durchaus wissen, wohin ich mich gewendet hätte; aber wenn er es wirklich gewußt, der brave Mann würde es nicht gesagt haben. Wenn zu der Ausweisung aus Hannover nun auch Baden mit 280 und Bayern mit 1400 □ Meilen gekommen wären, so würden mir 2380 □ Meilen vom deutschen Vaterlande verboten gewesen sein!

Obschon ich in Mannheim mit polizeilicher Erlaubnis weilen durfte, so war mir doch der Aufenthalt jetzt sehr verleidet. Die Hetzereien des „Mannheimer Morgenblattes" dauerten fort. Itzstein fand sich deshalb veranlaßt, an Bekk zu schreiben, daß dies Schandblatt Lügen über mich verbreite. Das war zuviel Ehre für das Morgenblatt und seine Partei. Itzstein aber wollte, daß seinem Gaste nicht von neuem eine Unbill widerführe. Über die Bulletins, welche über mich erschienen, konnte ich nur lachen. So heißt es am 20. Oktober: „Wir sahen ihn 12 Schoppen Bier im ‚Roten Schaf' genießen und hören heute, daß ihm die Arznei gut bekommen sei. Dies zur Beruhigung aller jener, welche für die Gesundheit des gefeierten deutschen Mannes fürchteten." — Die Leute wußten recht gut, wie selten ich Bier trank und, wenn es ja einmal geschah, wie wenig ich trank. Den 24. Oktober reiste ich mit Itzstein nach Hallgarten. Ich arbeitete von jetzt an fleißig an seinem Leben, benutzte seine mündlichen und schriftlichen Mitteilungen, und was hie und da über ihn gedruckt war. Den 8. November überbrachte ich Meidinger das Manuskript. Es erschien dann in Eduard Dullers

Werk: „Die Männer des Volks, dergestalt von Freunden des Volks.“ (5. Band. 1848. S. 75—184.) Meine Abreise von Hallgarten war beschlossen. Täglich wartete ich auf gutes Wetter, aber jeden Morgen war der Rhein in Nebel gehüllt, und es kam kein Dampfschiff. Den 13. November fand sich der alte Dresel mit seinen Söhnen Karl und Julius zu Wagen ein. Sie nahmen mich mit nach Geisenheim, und ich war nun dem Rhein näher.

Den folgenden Tag blieb ich dort, und den 15. November bestieg ich das Kölner Dampfboot „Beethoven“. Wir hatten trotz dem sehr niedrigen Wasserstande eine angenehme und ziemlich schnelle Fahrt. Anderthalb Stunden unterhalb Engers, in der Gegend von Sebastian-Engers, wollte unser Boot einem Segelschiffe ausweichen, stieß auf einen versteckt liegenden Felsen, „die Bretzel“, und erhielt einen Leck; das Wasser drang in Masse hinein, und der Kapitän sah sich genötigt, sein Fahrzeug auf eine Sandbank auflaufen zu lassen. Bald stand das Wasser 4 Fuß hoch im Schiffsraum. Sämtliche Passagiere warteten auf dem Verdecke, bis ein Nachen nach und nach uns aufnahm und ans Land setzte. Von Engers aus ging ich mit dem Düsseldorfer Boote „Concordia“ bis Bonn. Das war das einzige Mal in meinem Leben, daß ich Schiffbruch litt.

Von Bonn ging ich dann über Köln nach Düsseldorf und so zu Fahne auf seinen Landsitz „Schloß Roland“. Es war für mich eine angenehme Überraschung, daß Fahne sehr fleißig an der Vorrede zu meinen „Diavolini“ arbeitete und sie auch noch während meiner Anwesenheit vollendete. Es gab reichlichen Stoff, über Kunst und Literatur uns auszusprechen. Die Aushängebogen der „Diavolini“ waren bereits in Fahnes Händen, und nach einigen Wochen erschien das Büchlein mit seiner Vorrede unter dem Titel: „Diavolini. Von Hoffmann von Fallersleben. Zweite vermehrte Auflage. Cum Notis Variorum in usum Delphini.“ (Darmstadt. Druck und Verlag von C. W. Leske. 1848. 8⁰. XXI. 100 S.)

Das Buch konnte in keiner ungünstigeren Zeit erscheinen; es konnte nicht einmal vergessen werden, weil es gar nicht bekannt geworden war.

Den 22. November setzte ich meine Reise fort und kehrte auf einige Tage in Königsborn und Althaldensleben vor. Bei Philipp Nathusius konnte es mich nicht überraschen, daß er auf der Bahn des Rückschrittes Fortschritte machen würde; wohl aber war es für mich überraschend, daß er so rasche gemacht hatte. Als wir den ersten Abend auf die Schweizer Zerwürfnisse zu

sprechen kamen, nahm er die Jesuiten in Schutz. Er las keine Zeitungen und wußte nicht, was seit 14 Tagen sich ereignet hatte. Seine politische Weisheit schöpfte er aus dem „Volksblatt für Stadt und Land“.

Dann kehrte ich nach Holdorf zurück. Den heiligen Abend vor Weihnachten feierte ich in der Schnelleschen Familie zu Buchholz. Im großen Saale war die Bescherung, für jedes Kind ein Tischchen, im Hintergrunde ein großer Tannenbaum mit hellglänzenden Lichtern usw. Auch ich war bedacht: ein Verkleideter brachte mir ein großes Paket mit einer schön gestickten Reisetasche. Die jüngeren Kinder waren sehr lustig, die älteren ernst und still: der Schmerz über den Verlust der Mutter mußte bei einem solchen heiteren Kinderfeste erst wieder recht lebendig werden.

Sehr angenehm war mir, daß sich Dr. Zarncke von Berlin aus zum Besuch seiner Eltern eingefunden hatte. Wir sahen uns öfter. Er erzählte mir viel von den Grimms, Lachmann, Maßmann u. a., von seinen Studien u. dgl. Da er sich gerne mit Handschriftenkunde befassen möchte und keine Gelegenheit dazu hatte, so erbot ich mich, ihn in dies Studium einzuführen, und schenkte ihm meinen ganzen Apparat. Später war er mir behilflich beim Ordnen und Umpacken meiner Bücher. Den ersten Weihnachtstag waren wir sehr vergnügt beisammen in seiner Familie zu Zahrenstorf.

Fünfter Band.

(1848 bis Frühling 1854.)

Zufriedenheit ist ein Vergnügen,
Das kann Philistern nur genügen —
Ich lieb' auf Erden Kampf und Streit[1]).

So sang ich mich hinein in das Neue Jahr 1848 und ahndete nicht, daß alle Welt, unzufrieden mit ihren alten Zuständen, sich anschickte, neue bessere zu erkämpfen. Ich lebte die winterliche Zeit jedoch sehr friedlich und sehr zufrieden mit den Verhältnissen, welche mir durch die gütige Fürsorge meines lieben Freundes Rudolf Müller lieb und wert geworden waren.

Am 14. März reiste ich nach Hamburg. Zunächst trieb mich dorthin der Wunsch, den politischen Nachrichten näher zu sein und auch die Volksstimmung kennen zu lernen. Am 21. las ich den preußischen Amnestieerlaß und beschloß sofort meine Abreise. Den 22. besuchte ich noch Julius Campe. Er schenkte mir ein Exemplar meiner „Unpolitischen Lieder" und bemerkte dabei mit jener ihm eigenen unnachahmlichen, wohlwollend lächelnden Miene: „Die ‚Unpolitischen Lieder' sind jetzt Makulatur!"

Bald darauf schrieb mir Diesterweg und lud mich ein, an der „National-Zeitung" mitzuarbeiten. Den Tag nach meinem Geburtstage trat ich meine Reise nach Berlin an und traf am 5. April dort ein. Ich wunderte mich nicht wenig, daß Berlin, welches sonst durch sein buntes, wühliges Leben und Treiben an eine Weltstadt erinnerte, so still und ruhig war, daß sich nirgend Soldaten, nirgend Polizisten und Gendarmen blicken ließen. Ich war bei Erk eingekehrt. Wir machten einen Spazier-

---

[1]) Gedruckt in: Deutsches Volksgesangbuch von H. v. F. (Lpz. Engelmann. 1848) Nr. 177 mit der Volksweise eines Liedes, das also beginnt: „Zufriedenheit ist mein Vergnügen".

gang durch die Stadt. Ich glaubte noch Spuren von dem Straßenkampfe zu finden, es war aber wenig mehr zu sehen, hie und da Kugellöcher in den Wänden der Häuser. Der auch in den Zeitungen besprochene Brunnenpfeiler auf der Breiten Straße stand noch. Oben hatte eine Kanonenkugel eingeschlagen und unter der Öffnung war aufgeklebt die Ansprache des Königs „An meine lieben Berliner". Ich blieb vier Tage, die mir aber in dem weitläufigen zeitraubenden Berlin wie ein Tag vergingen. Ich besuchte Nauwerck und die Redakteure der „National-Zeitung" Rutenberg und Zabel und mit Erk Frau Bettina, die uns die lange Verfolgungsgeschichte ihres letzten Buches erzählte. Nachdem ich mit Erk die Herausgabe des Volksgesangbuchs gehörig besprochen und dann beschlossen hatte, reiste ich den 9. April ab und kam den 13. in Breslau an. Abends ging ich in den Löwenkeller. Wie war ich überrascht, als ich unter diese Kellergäste geriet! Ich dachte wirklich einen Augenblick, ich wäre in einen Revolutionskonvent geraten. Junge und alte Leute von verschiedenen Lebensberufen, Bürgerwehrmänner mit Schlepp- und anderen Säbeln sprachen lärmend und laut ihre politischen Ansichten aus, keiner ließ den anderen recht zu Worte kommen. War das ein Lärm, ein Getöse! Ich kannte meine „guttmittigen" Breslauer nicht wieder. Am 15. April kam ich beim Staatsministerium ein um Wiedereinsetzung in meine Professur, infolge des königlichen Amnestieerlasses vom 20. März. Viele in der Gesellschaft, die sich plötzlich zu tapferen Fortschrittsmännern hinaufgeschwindelt hatten, blickten auf mich in ihrem stolzen Selbstbewußtsein mitleidig herab.

In diesen Tagen sah man in Breslau an mehreren Straßenecken einen großen gelben Bogen angeklebt: „Der Minister in der Hölle", illustriert. Ich war nicht wenig überrascht: das Gedicht war von mir, ich hatte aber an dieser Art von Veröffentlichung und noch dazu in jetziger Zeit nicht den mindesten Anteil. In Berlin hingegen glaubte man, das Gedicht sei jetzt erst von mir verfaßt und das Bild dazu von mir veranlaßt. Aus sicherer Quelle habe ich später erfahren, daß gerade dieser Eckenanschlag ein Hauptgrund gewesen ist, mich nicht wieder anzustellen.

Den folgenden Abend begnügte sich das Volk nicht mehr mit diesen zeitgemäßen Kunstleistungen, es tobte lärmend auf den Straßen umher und fing in seinem Übermut an, mehrere Bäckerläden zu stürmen und zu plündern. Erst um 12 Uhr ward es ruhig, und um 1 wurden erst Soldaten sichtbar. Das, was ich bis jetzt gehört und gesehen, war durchaus nicht geeignet,

Vertrauen zu erwecken auf die Fähigkeit derjenigen, welche sich an die Spitze der Volksbewegung gedrängt hatten. Verstimmt über die schon jetzt von mancherlei Seiten gefährdete politische Entwickelung verließ ich Breslau.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Berlin traf ich am 2. Juli in Fallersleben ein, hocherfreut, daß ich endlich unangefochten meine Heimat und mein Geburtshaus wieder betreten durfte. Als ich eben angekommen war, führte man mich in eine Volksversammlung. Ich war nicht wenig erstaunt über die völlig verwandelten ehrsamen Spießbürger. Wenn sie sonst zusammenkamen und sich über das Wetter und ihre Tagesbeschäftigungen ausgesprochen hatten, setzten sie sich an den Spieltisch, und ihre ganze Unterhaltung drehte sich ums Spiel, und wenn das letzte Spiel gemacht, die Pfeife ausgeraucht und das Glas ausgetrunken war, ging jeder sehr befriedigt nach Haus. Jetzt hatte sich eine lebendige Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten aller Gemüter bemächtigt, man kam zusammen, las Zeitungen und besprach sich über die Tagesfragen und Neuigkeiten, es war eine Bürgerwehr und ein politischer Klub entstanden und der bisherige Gesangverein zu frischem Leben erwacht.

Den 5. August nahm ich Abschied von den Meinigen. Die nächste Zeit bis zu Anfang Oktober war ich wieder in Mecklenburg, meist in Holdorf. Nach so vieler Aufregung und Anstrengung suchte ich Ruhe und Stille, und ich fand beides. Auch glaubte ich hier die Entwickelung meiner Wiederanstellungssache besser abwarten zu können. Obschon ich der politischen Entwickelung Mecklenburgs bisher viele Teilnahme gewidmet hatte, so hielt ich doch jetzt eine weitere Mitwirkung für übrig, meine Freunde nahmen sich der Sache eifrig an und erzielten an den meisten Orten ganz ihren Wünschen entsprechende Erfolge. Überdem betrachtete ich mich seit Erlaß der Amnestie wieder als einen Angehörigen des preußischen Staats und mein mecklenburgisches Hintersassenrecht als erloschen. Dennoch beteiligte ich mich noch bei den Wahlen der Wahlmänner und der Abgeordneten. Nach einigen Tagen erhielt ich ein Schreiben des Kultusministers vom 20. Oktober, wonach mir ein Wartegeld von 375 Tlr. zugesichert ward. Weil zur Erhebung dieses Geldes ein fester Wohnsitz in Preußen notwendig war, so bereitete ich alles vor zu meiner Übersiedelung. Nach zehn Tagen hatte ich meine Sachen geordnet und eingepackt und am 30. Oktober nahm ich von Rudolf Abschied. 31. Oktober bis 27. November in Berlin.

9. November. Große Aufregung in der Stadt. Die Na-

tionalversammlung, vom König aufgelöst, tagt weiter. Um 12 Uhr nachts besuche ich in Begleitung einiger Abgeordneten den Saal der Nationalversammlung und setze mich auf den Präsidentenstuhl. Ringsum alles still und leer. Sic transit gloria mundi.

10. November. Ich gehe erst nach 11 Uhr aus, als eben die Bürgerwehr zusammengetrommelt wird. Bald darauf ist von ihr das Schauspielhaus ringsum besetzt. Auf die Kunde: „die Soldaten kommen!" eile ich unter die Linden und sehe dann vom Opernplatze aus mir den Einmarsch der Truppen an. Darauf eile ich nach dem Gendarmenmarkt und finde einen Platz unter der Bürgerwehr oben auf der Treppe des Schauspielhauses. Drinnen tagt die Nationalversammlung, draußen haben sich neben der Bürgerwehr Soldaten aufgestellt. Ein seltsames Schauspiel! Es finden Verhandlungen statt zwischen Wrangel und Rimpler, dem Bürgerwehrkommandanten. Ich bleibe bis nach Sonnenuntergang, besuche die „National-Zeitung", und als ich von da zurückkehre, ist auf dem Gendarmenmarkte keine Bürgerwehr und kein Wrangel mehr.

Es war mir jetzt unheimlich geworden: überall wo man ging, wohin man kam, Soldaten, Konstabler und Gendarmen, überall Unmut, Niedergeschlagenheit, Furcht und Angst. Ich sah mir noch einige Tage die Sache an und reiste ab, zunächst nach Köthen.

Über Köthen begab ich mich nach Braunschweig (5. Dezember). Der Ort hatte damals eine ganz besondere Anziehungskraft für mich. Er war mir freilich immer lieb durch die Erinnerungen an meine Jugend, und in den letzten Jahren lieb geworden durch die freundliche Anerkennung meiner Gesinnung und Dichtung. Was mich aber jetzt mehr freute als alles das, war meine Nichte Ida zum Berge, die hier lebte. Sie wollte sich zur Klavierspielerin und Lehrerin ausbilden. Vor zwei Jahren sah ich hier Ida zuerst. Durch ihr anmutiges Wesen und ihr treffliches Klavierspiel erregte sie meine Aufmerksamkeit. Sie war ein junges, hübsches, liebenswürdiges Mädchen, das wie so manches andere mich im Augenblicke freute, dann aber, wenn auch nicht vergessen, doch nicht die Sehnsucht in meinem Herzen hinterließ, sie durchaus wiedersehen zu müssen. Am 1. Juli dieses Jahres sah ich sie wieder. Sie trat in unendlicher Freude mir entgegen, eine Jungfrau in der Fülle der Jugend und mit einer lieblichen Anmut und Selbständigkeit in ihrem Wesen, daß ich erstaunt und entzückt war. Kein Wunder, daß ich seitdem eine stille Sehnsucht nach ihr hegte. Und so kam ich denn jetzt mitten im Winter nach Braunschweig und blieb hier sechs Tage.

Wie sehr ich durch gegenseitige Besuche und Einladungen in Anspruch genommen war, so mußte ich doch Ida jeden Tag sehen und sprechen. Ich fühlte, daß sie mir mehr geworden war als meine Nichte, und ich schied endlich von ihr in dem frohen Gedanken, daß ich durch sie und mit ihr endlich ein Glück erreichen würde, das ich oft gesucht, aber nie gefunden hatte. Darum dachte ich denn jetzt ernstlicher als je daran, eine Stellung zu gewinnen, die es mir möglich machte, einen häuslichen Herd zu gründen. Ich ergriff jede Gelegenheit, welche mir Hoffnung dazu bot. Ich hatte aus guter Quelle vernommen, der Wolfenbütteler Bibliothekar Dr. Schönemann wolle seinen Abschied nehmen, weil er, jetzt völlig erblindet, seinem Amte nicht mehr vorstehen könne. Ich begab mich deshalb zum Minister von Geyso und bat ihn, mich zu berücksichtigen, wenn es wirklich einmal dazu käme, dem Dr. Schönemann einen Nachfolger zu geben. Wir sprachen wohl eine Stunde miteinander. Der Herr Minister war sehr freundlich, er meinte, wenn einmal die Stelle in Wolfenbüttel erledigt wäre, so würde er meiner gedenken, und sagte zuletzt: „Ich werde das also, was Sie mir mitgeteilt haben, als amtlich betrachten; es bedarf Ihrerseits weiter keiner Eingabe." Den 11. Dezember kehrte ich nach Berlin zurück, um dort meinen bleibenden Wohnsitz zu nehmen. Daselbst erhielt ich aber sofort von der Polizei den Befehl, die Residenz binnen 24 Stunden bei Vermeidung der Verhaftung zu verlassen. So war ich am 14. wieder in Holdorf, ebenso zu meiner wie aller übrigen Überraschung.

Ich wendete mich dem Rhein zu, um auf seiner preußischen Seite einen Wohnsitz mir zu wählen. In Köln traf ich mit Freiligrath zusammen.

Die „Rheinische Zeitung" war als „Neue Rheinische Zeitung" wieder ins Leben getreten, sie hatte aber eine Richtung eingeschlagen, die ich unter allen Verhältnissen nicht allein bisher bekämpft hatte, sondern immer zu bekämpfen für Pflicht und Ehre hielt. Ich geriet mit Engels in heftigen Streit, wie er behauptete: „Wir sind sehr weit, sind keine Deutsche, wollen keine Deutsche sein, wir sind Franzosen, unsere Arbeiter verstehen alle Französisch, wir haben den Code Napoléon, wissen nichts von Feudalismus 2c." Dergleichen lächerlichen, wahnwitzigen Behauptungen konnte man damals leider oft begegnen. Viele, die sich berufen fühlten, einzugreifen in die Volksbewegung, waren außer Rand und Band gegangen, und statt aufzuklären, verwirrten sie sich und andere, als ob wir nicht schnell genug da wieder ankommen könnten, von wo wir ausgegangen waren.

Den 20. April setzte ich meine Reise fort und traf den 22. in Frankfurt ein. Der Zweck meiner Reise war, Itzstein zu sprechen und das Parlament kennen zu lernen. Beides erreichte ich. Der Eindruck, den die ganze Parlamentsgeschichte auf mich machte, war kein erfreulicher: es kam mir immer vor, als ob ein anfangs blühendes Geschäft jetzt in allmählicher Auflösung sich befände und die Firma würde nur noch eine Zeitlang so fortgeführt. Es ist manches schöne, aber mehr noch manches übrige Wort für die deutsche Einheit und Freiheit gesprochen, manches Lied gesungen, manches Seidel und mancher Schoppen darauf getrunken, und es hat doch nichts geholfen. Am 30. April wanderte ich weiter. Ich hatte an dem achttägigen Stück Parlamentsgeschichte nicht schwerer zu tragen als an meinem Gepäck, nach drei Stunden war ich zu Mannheim in Itzsteins Wohnung. Hier wollte ich es abwarten, bis die Nationalversammlung zu Frankfurt und der Landtag zu Karlsruhe geschlossen wären und Itzstein frei würde — er war an beiden Orten Abgeordneter —, um dann mit ihm auf sein Gut in Hallgarten zu gehen und dort den Frühling zuzubringen. Da trat die Badische Bewegung ein; es fing an unheimlich zu werden. Am 13. Mai spazierte ich bei sehr schönem Wetter in die Rheinschanze. Unterwegs viel Getümmel: Freischärler in wunderlicher Tracht und Bewaffnung und neugierige Wanderer, alles bunt durcheinander. Ich ging dann in das Hauptquartier und traf die Leiter der kriegerischen Bewegung: Blenker, Diepenbrock, Doll. So ernst der Anlaß zu diesen Rüstungen war und so schrecklich die Folgen sein konnten, so erinnerte mich doch das ganze Tun und Treiben zu sehr an unsere Schützengildenfeste und Karnevalsaufzüge. Ich sah Leute in ärmlicher Ausrüstung mit alten Schleppsäbeln und ausgemusterten Gewehren, aber mit einer Würde einherschreiten, daß ich mich des Lachens nicht enthalten konnte. Die Aufregung war groß, aber keine Klarheit über ein einziges, gemeinsames Ziel. Dieselben Leute, die am Morgen Einheit und Freiheit, Grundrechte, Reichsverfassung schrien, ließen mittags das Kaiserreich, nachmittags den Bundesstaat und abends die Republik leben. Dennoch galt ich bei denselben für einen ihrer Parteigenossen, und auf dem heutigen Spaziergange mußte ich es erleben, daß ich überall, wo man mich erkannte, mit einem Hoch begrüßt wurde. Am 14. Mai war ganz Baden im Aufstande. Schon den Abend vorher war der Großherzog aus seiner Residenz geflohen, die Regierung beseitigt, das Heer abtrünnig geworden, der Landesausschuß hatte die Regierungsgewalt an sich gerissen und einen Aufruf erlassen. In

Mannheim war große Aufregung. Die Soldaten schlossen sich der Volksbewegung an, und eine Bürgerwehr trat ins Leben. Ich hatte genug an diesen gewaltigen Anstrengungen aller Parteien, alles in Verwirrung zu bringen, um schließlich weder für sich noch für das Vaterland etwas zu erreichen. Es wurde ein schreckliches Trauerspiel vorbereitet. Ich mochte nicht als müßiger Zuschauer warten, bis es in Szene gesetzt war, und wie hätte ich mich beteiligen sollen? Meine Waffe war das Lied, und diese Waffe galt bei dem großen Haufen und seinen Führern, die nur mit roher Gewalt noch etwas auszurichten hofften, gar nichts mehr. Den 15. Mai ging ich nach Darmstadt und blieb dort acht Tage. Bei Leske wurden meine Distichen gedruckt. Die Auflage war nur 700 Exemplare. „Spitzkugeln. Zeit-Distichen von Hoffmann von Fallersleben".

Vom 25. Mai bis 2. Juli in Geisenheim. Es tat mir wohl, nicht mehr in unmittelbarer Nähe den Kriegslärm zu hören und in fortwährender Angst und Aufregung leben zu müssen. Den 14. Juni schrieb ich an Ida: „Ich bin noch immer hier und weiß auch in der Tat nicht für den Augenblick wohin. In den alten preußischen Provinzen, wo das barbarische Landrecht gilt, ist es jetzt für keinen nur leidlich Freisinnigen geheuer. Das Wenigste was ich zu befürchten habe, wäre ein Preßprozeß.... Ich werde also unter solchen Umständen so lange auf dem preußischen Gebiete, wo das rheinische Recht gilt, bleiben und die Entwickelung unserer verworrenen und sich täglich mehr verwirrenden höchst traurigen Zustände abwarten. . . . . ."

Denselben Tag ging ich mit dem Weinhändler Schultz von Rüdesheim hinüber nach Bingerbrück zum Weinhändler Euler, um dort eine Wohnung für mich zu mieten. Euler hatte in seinem Hause noch 28 Zimmer frei und wollte mir um ein billiges den ganzen Stock ablassen, über den Mietpreis würden wir uns später schon einigen. Ende Juni war der Mietvertrag mit Euler abgeschlossen. Den 3. Juli verließ ich Geisenheim und hoffte eine Zeitlang bei Itzstein weilen zu können. Als ich von Östrich aus schon den halben Weg nach Hallgarten hinauf zurückgelegt hatte, erfuhr ich, daß Itzstein noch nicht zurückgekommen sei. Ich ging aber doch hinauf, packte meine Sachen um, nahm das notwendigste mit und fuhr um 7 mit dem Lokalboot nach Bingen. Bei aller schönen Gelegenheit, ein angenehmes Bummlerleben zu führen, fand ich es hier denn doch sehr bald sehr langweilig. Ich wollte wieder mir ganz gehören und literarisch tätig sein. Nachdem meine Wartegeldsquittung amtlich bescheinigt war, schickte ich sie an einen Freund in Berlin, um

für mich das Geld zu erheben. Den 16. Juli ging ich abermals nach Hallgarten.

Ich hegte noch immer die Hoffnung, daß dieser Tage Itzstein heimkehren würde, und seine Leute konnten es sich auch nicht anders denken, als daß ihr Herr täglich zu erwarten sei. Leider aber war Itzstein nach Auflösung der Nationalversammlung geflohen, ganz ohne Not. Da las ich denn in der „Freien Zeitung": „Itzstein, dessen Geist gebeugt ist unter der Schmach des Vaterlandes, weilt am Genfer See — das alte weiße Haupt in der Fremde, von Deutschen vertrieben!" Erschrocken über diese traurige Nachricht, beschloß ich sofort meine Abreise. Ich ordnete nun meine Sachen, schrieb noch mehrere Briefe und ging den 26. Juli nach Bingen, blieb die Nacht dort und fuhr den folgenden Tag mit der „Concordia" nach Köln. Dort besuchte ich sofort Freiligrath und bewog ihn, mich nach Düsseldorf zu begleiten. Wir waren den Abend bei Schmitz mit einigen Bekannten und trotz Belagerungszustand recht vergnügt. Am andern Morgen ging ich nach Bielefeld, und den 29. Juli kam ich in Bothfeld an. Ich trat in das Pfarrhaus ein mit der festen Absicht, Ida zu heiraten. Ich war heiter und voll Zuversicht, daß ich mein Ziel erreichen würde. Die Zustimmung der Eltern schien mir gesichert, nur hatte der Vater als Geistlicher Bedenken: nach den hannoverschen Kirchengesetzen durfte er eine eheliche Verbindung zwischen so nahen Verwandten nicht begünstigen, ja es war vielmehr Pflicht für ihn, dagegen zu wirken, er mußte deshalb auch das Aufgebot und die Trauung ablehnen. Es handelte sich also für mich nur noch um Ida. Ich betrachtete sie seit ihrer Zusage im letzten Frühjahre als meine Verlobte. Nach den Erforschungen, die ich jetzt hier anstellte, mußte ich leider schließen, daß sie sich nicht als Verlobte betrachtete, und daß es überhaupt noch sehr fraglich sei, ob sie sich je zu einer Heirat mit mir verstehen würde. Ich eilte nun zu ihr selbst nach Braunschweig und war vom 1.—4. August oft mit ihr zusammen. Wie der Frühling nie ohne Kampf zu seiner Herrschaft gelangt, so sollte auch der Frühling meiner Liebe erst nach manchem Sturme in mein Herz einziehen. Ida konnte sich nicht finden in ein Verhältnis, das gar nicht mit ihren Jugendträumen und Wünschen übereinstimmte. Kein Wunder! sie noch so jung, ich so alt, sie voll berechtigter Ansprüche an das Leben, ich vielfach enttäuscht und nach dem Glauben der Menschen einer, der abgeschlossen haben, schon fertig sein muß mit sich und der Welt. Sie dauerte mich — es war ein heftiger Kampf in ihrem Herzen um Ja und Nein, sie war traurig, aufgeregt und endlich

sehr leidend. Auch ich war heftig bewegt, es war mir oft, als ob mir das Herz zerspringen wollte. Nachdem ich mich mündlich und schriftlich gegen sie ausgesprochen und sie mich von einem Tag auf den anderen vertröstet hatte, entschloß ich mich weiterzureisen. Ich ging nach Fallersleben. Zwei Stunden nach meiner Abreise hatte sich Idas Herz mir wieder ganz zugewendet. Erst am folgenden Tage erhielt ich ihr Schreiben, und am 7. August kam sie selbst und begrüßte als glückliche Braut den glücklichen Bräutigam. Im Kreise unserer Familie verlebten wir frohe Tage. Mein Leben war zur Dichtung geworden, und Ida „war mein Taggedanke, war mein Traum". Den 17. August verließ ich mit Ida meine Heimat. Wir blieben einen Tag in Braunschweig, packten ihre Sachen ein und fuhren den folgenden Tag nach Hannover. Unsere Sachen wurden auf einen Wagen geladen, und wir traten unsere Wanderung zu Fuß an. Wir waren beide sehr heiter. Als mich zwei Handwerksburschen um eine Gabe ansprachen, sagte ich zu ihnen in halbernstem Tone: „Was! ihr werdet doch von euresgleichen nichts nehmen?" — Betroffen entschuldigten sie sich: „Ach nein! ach nein!" — „Nun," sagte ich lachend, „es ist so böse nicht gemeint!" und beschenkte sie reichlich. Im elterlichen Hause wurden wir froh empfangen, und wir fühlten uns wohl und glücklich.

Meine angenehmste Tätigkeit war das Dichten. Ich suchte meine Liebe in Beziehung zu bringen zu den Jahreszeiten und der Gegend. Als ich zuerst in diesem Jahre wieder hier war, wollte es eben Frühling werden, und die Gegend hatte noch ihr altes Ansehn: überall Heidekraut, hie und da ein Busch, ein Baum. Jetzt war es Herbst und die Verkoppelung eingetreten, alles war verteilt und urbar gemacht, kein Busch, kein Baum, keine Heide mehr zu sehen bis an die stadthannoversche Grenze. Unter diesen Wandelungen entstanden meine „Heidelieder".

Auf diese erquickliche Poesie folgte nun eine sehr unerquickliche Prosa. Um allen gesetzlichen Bestimmungen in betreff meiner Heirat zu genügen, mußte ich mich unterziehen allerlei Schreibereien, Reisen, Besuchen und Verhandlungen. Da meine Braut als Braunschweigerin betrachtet wurde und auf sie die braunschweigischen Gesetze Anwendung fanden, so war ein Haupthindernis beseitigt, nämlich, daß der Oheim nicht seine Nichte heiraten darf. Nach vielen Wochen Hin- und Herschreibens und Reisens zwischen Braunschweig, Hannover und Bothfeld hatte ich denn endlich eine ganze Sammlung von Scheinen her-

beigeschafft, teils für mich, teils für meine Braut, als da waren: Geburts- und Konfirmationsschein, Heimatsschein, Aufgebotsschein von Waldalgesheim, elterlicher Zustimmungsschein, Heiratskonsens vom Minister von Ladenberg und braunschweigischer Magistrats-Erlaubnisschein zur Trauung. Endlich mußte ich auch um Dispens vom kirchlichen Aufgebote einkommen. Den 26. Oktober gingen Ida und ihre Schwester Adele nach Braunschweig, um noch Vorbereitungen zur Trauung zu treffen. Den andern Tag folgte ich nach.

Am 28. Oktober fuhren wir um 11 Uhr in die Martinikirche. Pastor Adolf Klügel hielt die Traurede. Er hatte zum Texte genommen Ruth 1, 16: „Wo du hingehest, da will auch ich hingehen: wo du bleibest, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott.“ Er sprach sehr schön, er wußte durch die Beziehungen auf mein Leben, die freilich sehr nahe lagen, aller Herzen zu rühren. In feierlicher und bewegter Stimmung endete für uns die heilige Handlung.

Das Wetter war für die Jahreszeit noch recht schön, und so beschlossen wir denn eine Reise nach Mecklenburg zu meinen Freunden. Ida war ganz entzückt und gerührt über die freundliche Aufnahme, die wir dort überall fanden. Sie gewann sich aller Herzen durch ihr offenes, anspruchloses und heiteres Wesen und wußte dadurch und durch ihr Klavierspiel die Stimmung der Gesellschaft zu beleben und zu erheitern. Am 19. November in Hamburg. Den dritten Tag waren wir wieder in Bothfeld. Wir dachten nun ernstlich an unsere Übersiedelung nach Bingerbrück. Da unsere Wohnung dort noch nicht eingerichtet war, so sollte ich vorher das Nötige besorgen, Ida wollte dann mit ihrer älteren Schwester Alwine später nachkommen. Am 30. November kam ich in Bingerbrück an. Als die Dampfschiffahrt wieder eröffnet war, ging ich jeden Tag an den Rhein, um Ida zu empfangen. Am 22. Dezember wurde wahr, was auf Freiligraths Petschaft: ein Amor unter Dornen ist mit der Umschrift umgeben: Après la peine le plaisir. Wie sich der Dampfer dem Strande näherte, winkten mir weiße Tücher zu, bald empfing ich freudevoll die Meinigen und führte sie nach Bingerbrück in unsere neue Wohnung. Sie waren sehr überrascht von der prachtvollen und mannigfaltigen Aussicht aus unseren Fenstern.

Obschon Ida die ersten Wochen oft sehr leidend war, so suchte sie doch jeden gesunden Augenblick zu benutzen, die Haushaltung in allen ihren einzelnen Teilen unter der schwesterlichen Leitung kennen zu lernen. Es war sehr ergötzlich, sie in der Küche

schalten und walten zu sehen, wie sie ihre ersten Versuche in der Kochkunst machte. Durch Lust und Fleiß brachte sie es bald zur Übung und endlich zur Meisterschaft. Da wir doch nur wenig Hilfe von unserer Stundenfrau hatten, so entließen wir sie den letzten Februar und machten nun alles selbst. Wir lebten wie die Hinterwäldler: wir holten uns die Milch vom Rupertsberge, trugen uns die Kohlen zu, ich hackte täglich Holz, und seit das Wasser auf dem Hofe schlecht geworden war, und da das wilde Wasser im Postgarten sich nicht zum Trinken eignete, so spazierten wir täglich zur Quelle der Hildegard und schöpften uns dort zwei Krüge voll. Soweit es meine Arbeiten erlaubten, nahm auch ich an diesen häuslichen Verrichtungen teil. Eines Abends, als Ida und Alwine den ganzen Nachmittag gewaschen hatten, schloß ich alle Türen ab, machte Feuer an, wusch auf, verlas Salat, schnitt Schinken auf, briet Kartoffeln, bereitete Spiegeleier, setzte Maitrank an und deckte den Tisch. Als alles auf dem Tische stand, schloß ich die Türen auf und ließ die hungrigen Wartenden ein und erquickte sie. Wir machten den amerikanischen Grundsatz „Arbeit schändet nicht" zur deutschen Wahrheit. Bei anderen wäre gewiß das Sprichwort zur Geltung gekommen: „Hoffart muß Zwang leiden".

In den ersten Tagen des Januars war mein neuestes Buch fertig. Anfangs hatte ich ihm den Titel gegeben: „Die lustige Gartengesellschaft", dann „Der Nationalklub" und endlich „Das Parlament zu Schnappel". Ich wollte auch einmal Selbstverleger sein und die von Schriftstellern so sehr beneideten und so glänzend geschilderten Erfolge eines Verlags kennen lernen. Ich wendete mich an den Buchdrucker Dettmer in Rüdesheim. Nach kurzer Verhandlung wurden wir einig: für Satz und Druck zahlte ich ihm bei einer Auflage von 1000 Exemplaren 13 Fl., Papier lieferte ich. Schon in der Mitte Januars begann der Druck, und den 29. März (am Karfreitag) war das große Werk vollendet: „Das Parlament zu Schnappel. Nach stenographischen Berichten herausgegeben von Hoffmann von Fallersleben." Freiligrath nahm großen Anteil an diesem meinem neuesten Büchlein. Da es mit dem Selbstverlag nicht recht gehen wollte, so bat ich ihn, doch bei seinem Verleger anzufragen, ob derselbe vielleicht geneigt sei, den Vertrieb zu übernehmen. Im Juli schrieb mir Freiligrath und sendete zugleich ein Briefchen des Herrn W. H. Scheller (Schaubsche Buchhandlung): „Die gewöhnlichen Bedingungen sind folgende: Ich erhalte 50 Prozent vom Ladenpreise, dagegen trage ich alle Unkosten, wie Ankündigungen 2c. Der Termin der Abrechnung würde Oster-

messe 1851 sein.“ Ich war damit einverstanden und schickte ihm in zwei neuen Kisten 1000 Exemplare. Noch ist keine Ostermesse für mich gekommen. Von den 1000 Exemplaren à $^1/_2$ Rt. habe ich nie wieder etwas gehört oder gesehen. Das einzige, was ich von den mir zukommenden 333 Rt. 10 Sgr. hatte, waren einige Musikalien für Ida im Werte von 4 Rt. 28 Sgr.!

Der Winter dauerte recht lange und schien uns hier fast noch schlimmer als in unserer Heimat: wir hatten Frost, Schnee, Sturm, endlich Tauwetter, Eisgang, Überschwemmung und Nachtfröste. In unserer großen dünnen Wohnung, die mit Türen und Fenstern nur zu reichlich ausgestattet war, fühlten wir das Ungemach des Winters nur zu sehr und zu lange, so daß unser Humor oft nur unter Null stand. Während ich mich durch Dichten und Lesen zu erheitern wußte, fehlte Ida einer ihrer größten Lebensgenüsse: die Musik. Es hatte sich noch keine Gelegenheit ergeben, ein gutes Instrument zu kaufen, das zum Leihen angebotene entsprach nicht den bescheidensten Ansprüchen. Nun ward es aber Frühling, und mit Sang und Klang, mit Duft und Blumen kam die Freude in unsere Herzen. Täglich, wenn es nur leidliches Wetter war, flogen wir ins Freie hinaus, überall fanden wir herrliche Aussichten, auf den Bergen, am Rhein, an der Nahe. Wir brachten immer die schönsten Blumen heim, auf unseren Tischen und vor den Fenstern standen immer frische Sträuße. Als das Wetter beständiger wurde, machten wir weitere Ausflüge nach dem Münsterkäppchen, Scharlachkopf, Niederwald, Rheinstein, Rüdesheim, Hallgarten, Johannisberg, Kreuznach.

Die Aussichten für den Verkauf meiner Bibliothek waren seit Bettinas Bemühungen nicht besser geworden, meine jetzige Lage aber forderte dringender wie damals, dies teuere Besitztum nutzbar zu machen. Den 1. März wendete ich mich an den Minister von Ladenberg mit der Bitte, den Ankauf meiner Bibliothek zu bewerkstelligen, für die Handschriften begehrte ich 1500 Rt., und die der Berliner Bibliothek fehlenden Werke wollte ich zu Preisen ablassen, die ihrem Werte und ihrer Seltenheit entsprächen. Zu Anfange Mais antwortete der Minister, der Herr Oberbibliothekar Pertz würde mit mir unterhandeln. Am 20. Mai traf dann von diesem ein Brief ein: er bot mir 1000 Rt. für die Handschriften und die niederländischen Bücher. Ich war außer mir. Einem wohlhabenden, angesehenen, regierungsbeliebten und in seinen Augen anständigen Manne hätte der Herr Geh. Rat so etwas nie zu bieten gewagt, aber einem ge-

maßregelten, verfolgten, endlich wieder amnestierten armen Teufel wie mir konnte er mit vergnügter Aussicht auf Erfolg einen solchen Spottpreis bieten. Ärgerlich über die vielen bisherigen zeitraubenden und kostspieligen und immer vergeblichen Bemühungen, meine Bibliothek zu verwerten, entschloß ich mich endlich, dieser Quälerei ein Ende zu machen, zumal nun auch der letzte Versuch gescheitert war, ein höheres Gebot beim Herrn GR. Pertz zu erzielen, und schrieb ihm, daß ich sein Gebot annähme.

Hatten wir im Frühling die Weinberge nur durchstrichen, um von dort aus neue schöne Aussichten zu gewinnen, so sollten sie uns jetzt noch andere Genüsse bereiten. Die Trauben waren bereits reif und lachten uns überall an. Mit bewundernswerter Freigebigkeit führten uns unsere Nachbaren und guten Bekannten in ihre Weinberge nah und fern. Am 19. Dezember reiste ich mit der Post von Wiesbaden bis Reichardshausen und ging dann zu Fuß nach Hallgarten hinauf. Itzstein freute sich sehr, zumal ich bei so schlechtem Wetter ihm nicht vorbeigegangen war. Ich fand Itzstein viel wohler als das letztemal und wieder lebensfroher. Als er mich aber den andern Tag nach Östrich begleitete, fand ich denn doch, daß sein Geist sehr gestört war, die Unterhaltung wurde für mich sehr peinlich und der Abschied schwerer als jemals.

Seit der Winter begonnen, hatten wir viel schlechtes Wetter, Frost und Schnee, und manchen Tag einen so undurchdringlichen Nebel, daß wir aus unseren Fenstern kaum die Brücke sehen konnten. Wir suchten uns in guter Stimmung zu erhalten. Ida musizierte viel und suchte so sich und uns zu erheitern; seit Anfang Oktobers hatten wir ein eigenes Instrument, und so war einer ihrer Lieblingswünsche erfüllt. Schlimmer aber als das Wetter wirkte auf unser Gemüt die immer näher rückende Kriegsgefahr. Das Trauerspiel in Kurhessen war noch nicht zu Ende gespielt. Wir hatten viele Durchmärsche und mußten uns, obschon wir nur zur Miete wohnten, doch mehrmals Einquartierung gefallen lassen. Ob es zum Kriege kommen würde, gegen wen und wofür? wußte eigentlich niemand. Der Wunsch aber, daß unsere Truppen zum Schutze des kurhessischen Volkes aufgeboten wären, war bei uns ziemlich allgemein. Ich suchte mich geistig und leiblich zu beschäftigen, um jede unangenehme Stimmung zu bewältigen. Den 14. November schrieb ich in mein Tagebuch: „Diesen Morgen ist ein großes, großes Fuder Wurzelstöcke angelangt. Ich werde nun fleißig Holz hacken und nebenbei dichten. Ich weiß nicht, welche Beschäftigung von beiden die zeitgemäßere ist.“

Das Holzhacken war leider das Zeitgemäßere: denn die Rückwärtserei war wieder oben auf, nach allen Seiten hin tätig, und ließ es an Verdächtigungen, Verleumdungen, geheimen und öffentlichen Angebereien nicht fehlen; sie fand überall Freunde und Helfershelfer; alle Zeitungen, Zeitschriften, Wochen- und Flugblätter dienten bewußt und unbewußt der politischen Umkehr. Auch die Schreiber der Literaturgeschichten stimmten plötzlich einen andern Ton an, als ob sie jetzt erst für Pflicht erkannt hätten, jeden Dichter schlecht machen zu müssen, der jemals ein freies Wort oder auch nur eine der herrschenden Partei mißliebige Ansicht ausgesprochen hatte. Daß auch ich diesen Herren jetzt ein willkommener Sündenbock war, läßt sich denken. Leute, die noch vor wenigen Jahren mir persönlich Achtung erwiesen, sich mir als meine Gesinnungsgenossen vorstellten, fielen über mich her wie über einen vogelfreien Sträfling. Ich war oft sehr betrübt über so manche traurige Erscheinung der Gegenwart, dann aber auch wieder hoffnungsvoll und mutbeseelt, zumal wenn ich die vielen Soldaten über unsere Brücke hinüber- und herüberziehen sah. Da rief ich dann auch das Schillersche

Auf der Degenspitze die Welt jetzt liegt —
Drum wohl, wer den Degen jetzt führet!

und es war mir dann, als ob ich mich anschließen und mitmarschieren müßte, zumal eines Morgens, als ich mit Ida zum Fenster hinaussah und ein ganzes Regiment in dem Augenblicke, als es eben die Brücke betrat und gleichsam jenseits in Feindesland eindrang, mein Lied anstimmte: „Morgen marschieren wir, ade, ade, ade, ade!“ Diese kriegerische Stimmung kehrte oft wieder, und so dichtete ich denn Soldatenlieder, wozu ich Volksweisen benutzte oder auch eigene versuchte.

Das Neue Jahr (1851) begann für mich mit der Freude, daß nächstens meine Liebeslieder erscheinen würden. Diese Freude war um so größer, als Ida seit Jahr und Tag diese Lieder so liebgewonnen hatte. Sie erschienen, die Johannalieder nebst einigen anderen, im ganzen 113, unter dem Titel: „Liebeslieder. Von Hoffmann von Fallersleben.“ (Mainz. Verlag von J. G. Wirth Sohn. 1851.) Einige Wochen später folgten meine Rheinlieder: „Rheinleben. Lieder von Hoffmann von Fallersleben.“ (Mainz. Verlag von J. G. Wirth Sohn. 1851.)

Unterdessen war uns unser idyllisches Leben sehr verleidet worden, namentlich durch unsern Wirt, der sich täglich wunderlicher und alberner gegen uns benahm und zuletzt ganz feindselig auftrat. Er wollte uns kündigen, ich kam ihm

aber zuvor und kündigte ihm den 1. Februar. Allerdings lebten wir ja ganz glücklich unter uns und mit uns, wir fühlten aber doch, daß es in der gewohnten Weise nicht fortgehen würde und könnte. Die Gegend war freilich wunderschön, aber zu einem edlen genußreichen Leben gehören Menschen, die vielseitig gebildet, geistig angeregt und anregend sind und unsere Teilnahme zu erwidern sich bestreben. Die Leute hier waren gegen uns ganz freundlich und nett, das ist aber alles, was sich von ihnen sagen läßt. Sie waren eben wie die Rheinländer, die, leichten Sinnes, vergnügungssüchtig und eingenommen für sich, meinen, weil der Rhein so schön, herrlich und vortrefflich, wären sie es auch, und es wäre gar nicht nötig, weiter auf der Welt etwas zu sein als ein Rheinländer und mehr zu wissen und zu können, als was nötig ist, um als anständiger Mann am Rhein zu leben. Trotzdem wollten wir den Rhein nicht verlassen, wenn wir nur einen Ort fänden, der einigermaßen unseren Bedürfnissen entspräche. Die Wahl war uns ebenso schwer, wie sie im vorigen Frühjahre Freiligrath geworden war, als er Köln mit einem anderen rheinischen Orte vertauschen wollte. Nachdem wir über verschiedene Rheingegenden Nachrichten eingezogen hatten, wählten wir Neuwied. Den 19. Februar fuhr ich mit Ida hinüber. Wir besahen uns eine Wohnung beim Oberlehrer Henckell und einigten uns über den Preis und die Einziehzeit. Den 30. April trafen wir nach einer nicht eben sehr angenehmen Fahrt in Neuwied ein. Wenn man auf dem Rhein mit dem Dampfschiffe an Neuwied vorüberfährt und in die breiten geraden Straßen mit den eben nicht hohen Häusern sieht, dann ist es ganz verzeihlich, mit Simrock auszurufen: „Das moderne, regelrecht-nüchterne Neuwied!" Hat man aber erst einige Tage dort gelebt, so vermißt man recht gerne, was die Romantiker an den alten Rheinstädten ebenfalls schön und herrlich finden. Es tut einem recht wohl, in den breiten, geraden, reinlichen Straßen zu wandeln, wo Platz genug ist für Menschen, Wagen und Pferde, wo das Auge nicht alle Augenblicke finsteren Gesichtern, Lungerern und Tagedieben in schmieriger Tracht, oft sogar in Lumpen begegnet, wo man nicht alle Augenblicke von verwahrlosten Kindern, verkommenen Strolchen und scheinheiligen alten Weibern angebettelt wird.

In den ersten Wochen hatten wir Besuche gemacht bei einigen Familien, deren Umgang uns als wünschenswert empfohlen worden war. Wie es aber bei manchen Dingen im Leben geht, so auch in der Wahl unseres Umganges: so etwas läßt sich nicht suchen, sondern nur finden. Nach und nach gestaltete sich für uns

ein wechselseitiger, angenehmer geselliger Verkehr, wir waren glücklicher im Finden als im Suchen.

Den 20. Mai erhielt ich die Korrektur der letzten Bogen meiner „Heimatklänge“. Anfang Julis sendete mir Brockhaus die Revision meiner „Soldatenlieder“.

Im August begann ich die neue Ausgabe des Reineke. Die Berliner Bibliothek sandte mir dazu meine Vergleichung des Dresdener Exemplars des Reineke vom Jahre 1517.

Während ich auf diese Weise für unsern Haushalt, der jetzt kostspieliger geworden war, etwas zu erwerben suchte, wollte auch Ida ein gleiches tun: sie fing an, in befreundeten Familien Klavierunterricht zu erteilen, und freute sich, daß sie eine liebgewordene Kunsttätigkeit mit Erfolg wieder ausüben konnte.

Die Fortsetzung meiner Horae belgicae lag mir sehr am Herzen. Leider hatte ich mich alles Stoffes vor Jahren entäußern müssen, und die Benutzung meiner ehemaligen Hilfsmittel, jetzt alle in der königlichen Bibliothek zu Berlin, war weitläufig und kostspielig. Dennoch kam ich jetzt in diesen ruhigeren Tagen immer wieder auf meine niederländischen Studien zurück, und so führte mich die Poesie hinein: ich fing nämlich an, altniederländisch zu dichten. Die Freude über jedes gelungene Lied war immer wieder die Geburt eines neuen, und so entstanden ihrer 28, die ich dann wie alte Lieder behandelte und mit sprachlichen Anmerkungen versah. Am 10. Oktober schrieb ich dazu eine Einleitung.

Um diese Zeit erschien die zweite Sammlung meiner Soldatenlieder.

Das neue Jahr (1852) begann ich mit dem festen Entschlusse, eine neue Ausgabe meiner Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luthers Zeit zu veranstalten. Bei den vielen Nachträgen, die ich selbst gesammelt hatte oder der Güte meiner Fachgenossen verdankte, hielt ich die Arbeit nicht für so schwierig. Bald aber stellte sich heraus, daß sie es war: eine völlige Umarbeitung schien mir notwendig, und dazu war viel Zeit und Mühe erforderlich, sowie eine längere Benutzung einer großen Bibliothek. Trotzdem arbeitete ich ruhig weiter und dachte: kommt Zeit, kommt Rat.

Am 12. Januar nahm ich teil an der Liedertafel, die mich vor vier Wochen mit ihrer Ehrenmitgliedschaft beehrt hatte. Ich war recht angenehm angeregt und bekam wieder einmal Lust, eine Oper zu schreiben.

Am 22. Januar war meine Oper fertig. Weil sie in Deutschland und Amerika spielt, so gab ich ihr den Titel: „In beiden

Welten". Einige Tage nachher las ich sie vor in einer Abendgesellschaft. Man war recht erfreut darüber, meinte aber, was ich später immer wieder hören mußte, der Text sei für eine Oper zu gut, und warum? weil man sich einen Operntext nicht anders denken kann als unsinnig und gemein.

Während meiner Arbeit am Kirchenliede überzeugte ich mich täglich immer mehr von der Notwendigkeit einer Reise nach Göttingen, und so entschloß ich mich denn, bei dem ersten guten Tage dahin abzureisen. Den 6. Februar war ich bereits in Düsseldorf.

10. Februar bis 2. März in Göttingen.

Ich richtete mich sofort häuslich ein und begann zu arbeiten. Die Bibliothek bot mir reichlichen Stoff, zumal in einer hymnologischen Sammlung, die wenig bekannt auf der Galerie im historischen Saale aufbewahrt wird. Mein Hauptaugenmerk war auf das Kirchenlied gerichtet, nebenbei berücksichtigte ich jedoch auch andere Dinge. Ich hatte meine altniederländischen Lieder mitgebracht und dachte daran, sie hier drucken zu lassen. Eines Tages bot ich sie Herrn Vogel (Dieterichsche Buchhandlung) an. Wir einigten uns, und der Druck begann sofort, nachdem ich dafür eine neue saubere Abschrift gemacht hatte. Noch während ich hier war, erschien mein Büchlein als Pars VIII der Horae belgicae und mit dem besonderen Titel: „Loverkens. Altniederländische Lieder von Hoffmann von Fallersleben." (Göttingen. Dieterich. 1852. 8⁰. VI. 46 SS.)

5. März. Nach Hannover. In der königlichen Bibliothek finde ich das älteste katholische Gesangbuch vom Jahre 1537 und leihe es mir. Ich besuche dann Gödeke, den ich, als ich das vorigemal in Hannover war, nur flüchtig kennen lernte. Er war anfangs etwas feierlich, dann aber wurde er allmählich traulich, und ich war sehr überrascht, als ich mich in meinen bisherigen Ansichten über ihn sehr getäuscht fand. Er bot mir seine ganze Bibliothek zur Verfügung, und diese Bibliothek war für meine Studien sehr bedeutend.

Er empfiehlt mir den Buchhändler Rümpler zum Verleger; durch Unternehmungsgeist und geschmackvolle Ausstattung seiner Verlagswerke zeichne er sich aus vor vielen seiner Kollegen und rechne es sich zur Ehre an, auch gediegene wissenschaftliche Werke zu verlegen. 8. März. Ich besuche Rümpler und verhandle mit ihm über die zweite Ausgabe der Geschichte des Kirchenlieds und eine Miniaturausgabe meiner Gedichte.

Am 6. April war ich wieder in Neuwied. Auf den ersten Ostertag (11. April) fiel Idas Geburtstag. Zu den Freuden

des Tags kam für mich noch eine unerwartete. Noch ehe sich unsere Abendgesellschaft einfand, hatte ich die Grundzüge entworfen zu einer neuen Oper. Ich hatte diesmal meinen Stoff nicht aus der Gegenwart, sondern aus der Vergangenheit genommen und zwar nach einem alten Liede[1]): „Der Graf von Rom" oder „Der Graf im Pfluge", und letztere Überschrift für meine Oper gewählt. In den nächsten Tagen ging ich an die Ausführung, und am 17. April war meine Oper vollendet.

Schon in Bothfeld hatte ich fleißig an einem Hannoverschen Namenbüchlein gearbeitet. Bald darauf erschien das Büchlein unter dem Titel: „Hannoversches Namenbüchlein. Einwohnernamen der Königlichen Haupt- und Residenzstadt Hannover, nach ihrer Bedeutung geordnet und erläutert von Hoffmann von Fallersleben."

Unterdessen war es Frühling geworden, und das anmutige Wetter lockte uns hinaus, wir lustwandelten viel im Freien. Trotzdem verließen mich meine rheumatischen Schmerzen nicht, ich war sehr leidend und mitunter so verstimmt, daß ich zum Arbeiten völlig unfähig war. Dazu kam nun noch ein stiller Kummer, den ich nicht auszusprechen wagte. Ida erwartete täglich ihre Niederkunft. Der Tag der Entbindung (30. Mai) kam. Sie mußte viel ausstehen, kämpfte aber ritterlich. Als sie hörte: „Das Kind ist da!" küßte sie mich und rief: „Nun ist eine neue Welt für mich aufgegangen!" Unter Freudentränen ging ich in mein Kämmerlein und suchte meine Gefühle in einem Gedichte auszusprechen.

Leider wurde unsere Freude nur zu früh getrübt: unser Kind hatte ein Leiden mit auf die Welt gebracht, das unheilbar war und ihm nur ein kurzes Leben noch gönnen ließ.

Ich hätte so gerne fleißig gearbeitet, aber ich war zu wenig gesammelt und zu oft gestört; ich konnte mich nur mit Dingen befassen, wozu keine geistige Anstrengung erforderlich; ich schrieb die von mir gesammelten Wörter ab, ordnete sie alphabetisch und klebte sie auf. Daraus wählte ich dann für die Grimms einige zu den Buchstaben A und B gehörige aus und schickte sie ein. Ich hatte es nicht gewagt, einen Brief beizulegen, sondern nur ein Blättchen mit den Worten aus „Markus Hüpfinsholz (von Meusebach), Geist aus meinen Schriften" S. 57.

„Wie aller Stillstand im Guten Rückgang ist, also auch in der Liebe, aber (nach einer von mir nicht zuerst gemachten Bemerkung) nicht nur in der Liebe, sondern auch im Hasse. ‚Nicht

[1]) Uhlands Volkslieder. 1. Bd., S. 784—794.

bloß die Liebe, sondern auch der Haß ist veränderlich, und beide sterben, wenn sie nicht wachsen.' Da nun aber einer menschlichen Seele der Nachtgedanke, daß ihr Groll ewiglich wachsen solle (wir dürfen es hoffen), gewiß unmöglich ist; so sollte auch keine dergleichen sich vornehmen, auch nur auf einen Monat, auf eine Woche, auf einen Tag, auf eine Stunde zu zürnen und hassen."

Am 24. Juni antwortete Jakob Grimm auf meine Zusendung:

Lieber Hoffmann.

Die schriftzüge der adresse waren von bekannter hand, Ihr brief und die zusendung bewegte und rührte mich, ich habe keinen groll auf Sie, und was zwischen uns getreten war hat mir oft leid getan. Ihr herz wird noch so sein wie es war als Sie mich zur zeit des glorreichen studentenauszugs nach Witzenhausen in Cassel zuerst aufsuchten. was nun übel oder unrecht war wollen wir vergessen sein lassen. mich freut, daß Ihnen nach so mancher bedrängnis der mut und die arbeitslust nicht sinkt und daß nachdem Sie die meisten gesammelten bücher verkaufen mußten, Sie von neuem sammeln und Sich daran freuen können. die geschickten auszüge sind willkommen und brauchbar, einige darunter kamen schon zu spät, da das zweite heft bereits gedruckt ist; die beiträge für die nächsten buchstaben werden Sie schon etwas früher zufertigen. Dank auch für Reinecke und das liederheft, und Gott befohlen. —

Um diese Zeit war denn endlich der Druck meiner Kinderliedersammlung vollendet worden: „Die Kinderwelt in Liedern. Von Hoffmann von Fallersleben."

In den letzten Tagen Junis trat mir meine neue Oper wieder sehr nahe. Ich wollte gern einmal das Urteil einer Sängerin darüber hören und wendete mich deshalb an Frau Gräfin Rossi, die eben zur Kur in Ems sich aufhielt.

Ich war wieder recht fleißig: den 1. Oktober vollendete ich den Theophilus, die nächste Zeit machte ich Studien zur Geschichte des Kirchenliedes und zur Fortsetzung meiner Horae belgicae. Mit größerer Lust schrieb ich jetzt die gesammelten Beiträge zum Grimmschen Wörterbuche ab, ich war sehr froh, daß endlich zwischen den Grimms und mir ein freundliches Verhältnis angebahnt war, Jakob hatte sich ja in seinem Schreiben sehr freundschaftlich ausgesprochen. Ich setzte voraus, daß Wilhelm, wenn nicht von derselben, doch von ähnlicher Gesinnung beseelt war. Das war aber ein Irrtum. Ich erhielt folgende Zuschrift:

„Von der Rümplerschen Buchhandlung ist mir in diesen Tagen das Hannöversche Namenbüchlein im Auftrag des Verfassers zugeschickt worden: ich bitte Herrn Professor Hoffmann, solche Zusendungen nicht weiter zu veranlassen. Für mich ist die Erinnerung an die Vergangenheit zu herb, als daß ich in das erste ungestörte Verhältnis zurückkehren könnte.

Berlin, 30. September 1852.

Wilhelm Grimm."

Den 18. und 19. Dezember in Hallgarten. So groß erst meine Freude war, als ich Itzstein wiedersah, so wurde sie doch bald getrübt. Er schien mir allerdings wohler und ruhiger als bei meinem letzten Besuche, bald aber erfuhr ich, daß seine Geistesschwachheit seitdem nur noch zugenommen hatte. Innig gerührt und weinend nahm ich Abschied von dem Manne, dem ich für so viele Beweise wahrhaft väterlicher Teilnahme dankbar bin, und mit Wehmut verließ ich den Ort, der mir durch so manche Freude lieb und unvergeßlich ward und geblieben ist.

Den 22. Dezember war ich wieder in Neuwied. Bei meiner Ankunft wurde ich angenehm überrascht durch den Theophilus, den mir in einigen Exemplaren Herr Rümpler geschickt hatte. Die viele Mühe, die ich dem Buche zugewendet, war nun durch eine nachhaltige Freude belohnt worden: „Theophilus. Niederdeutsches Schauspiel aus einer Trierer Handschrift des XV. Jahrhunderts. Mit Einleitung, Anmerkungen und Wörterbuch von Hoffmann von Fallersleben."

Den anderen Tag traf ein Brief von Jakob Grimm ein. Nachdem mir Wilhelm Grimm erst neulich einen Absagebrief geschrieben und sich jede Zusendung meinerseits verbeten hatte, dankte sein Bruder Jakob für die neuliche und erfreute mich mit einer freundlichen Zuschrift und einer wertvollen Beilage „Über den Ursprung der Sprache".

In den ersten Tagen Septembers hatten wir den Besuch des Herrn Brahms. Es war schon Dämmerung, als er eintrat. Meine Frau war sehr verwundert, als sie die kleine, schmächtige jungenhafte Gestalt mit der feinen Kinderstimme vor sich sah und sich ihr Herr Johannes Brahms, der talentvolle 20jährige Tonkünstler von Hamburg, vorstellte. Vor einiger Zeit war er erst in der „Neuen Zeitschrift für Musik" in die Musikwelt eingeführt durch Robert Schumann, der von ihm wie von einem Messias sprach, welcher der Kunst ein neues Heil bringen und das vollenden würde, was er (Schumann) angestrebt hätte. — Den andern Tag machten wir mit ihm einen hübschen Ausflug

nach Rheineck und Brohl. Wir waren alle sehr lustig. Brahms erzählte uns viel aus seinem Leben und von seinen musikalischen Studien, und wie es gekommen, daß er körperlich so unentwickelt geblieben sei. Er hatte viele Lieder von mir komponiert, ich weiß nicht, ob er etwas davon veröffentlicht hat.

Im Oktober hatte ich bereits die Freude, die ersten 15 Bogen meiner „Geschichte des Kirchenliedes" im Druck vollendet zu sehen. Für die Mischpoesie (die lateinisch-deutsche Dichtung) hatte sich der Stoff so angehäuft, daß ich beschloß, daraus ein besonderes Büchlein zu machen. Unterdessen war auch die Fortsetzung des „Theophilus" fertig geworden und bald gedruckt.

Um diese Zeit erhielt ich folgende zwei Briefe:

Bonn 22. Okt. 53.

Bettina ist hier, aber so sehr in Anspruch genommen, daß ich sie erst gestern sprechen konnte. Wir liefen stundenlang im Ermenkeilschen Garten und sprachen viel, besonders von Ihnen. Sie erzählte aus alter und ältester Zeit, wußte viel aus Cassel und ihrer ersten Begegnung mit Ihnen im Hause der Grimms — kurz sie war die Güte und Hilfe und Liebenswürdigkeit selbst.

Sie hat mir einen Auftrag gegeben, dessen ich mich gern entledigen möchte, aber nur mit Ihrer Zustimmung und Unterstützung. Es handelt sich um einen gewissen H. v. F., der in Weimar Oberbibliothekar in sehr angenehmen und annehmbaren Verhältnissen werden soll. Vieles ist eingeleitet, doch bedarf es noch ruhiger Überlegung, wie dies und das aus dem Wege zu räumen, anderes vorher in Ordnung zu bringen ist. Von mir oder durch mich will Bettina ein Stück Biographie über diesen lieben Herrn und Freund, um sotanes Schriftstück dem Großherzoge zu gelegener Zeit vorzulegen. Das kann gewiß nicht und unter keinen Umständen schaden. Ob hernach aus der Sache etwas wird, ist eine andere Frage, und es kommt ein besonderes darauf an, ob Sie wollen. Schade will den gelehrten Teil, d. h. den Bericht über Ihre wissenschaftliche Tätigkeit einflechten.

Von Ihnen möchte ich nun die Data, soweit Sie solche zur Disposition stellen wollen, haben. Seien Sie nicht böse, lieber Freund. Das scriptum soll weder ein Sündenregister, noch eine „Ehrenrettung" (cfr. Herder über Horaz) werden, sondern eine einfache Erzählung. Der Mann muß doch wissen, wer der Mann ist, den man ihm bringt.

Schicken Sie mir die Data so ausführlich Sie wollen. Vielleicht ist es gut, wenn **wir** nur einiges zur Ausführung beizutragen haben. —

Bettina sähe Sie gern, meint aber, es würde wohl besser sein, Sie nicht zu sehen, da man Sie und sie überwache und leicht alle Pläne zunichte machen könne, wenn man vorher eine Ahnung von denselben habe. — — Die Bettina muß sie sehr liebhaben.

Schauenburg.

Acht Tage später schrieb Dr. Schade über dieselbe Angelegenheit:

Bonn Sonnabend früh 9 Uhr.
(29. Okt. 53.)

Hochverehrtester Herr Professor!

Ich habe für Sie täglich und stündlich (denn ich arbeite jetzt nichts und denke nur immer an Sie) nur den Gedanken auf Weimar gerichtet. Die Bettina, die gut unterrichtet ist, sprach von Entziehung des Wartegeldes. Jetzt ist alles möglich, und hören Sie den Rat eines jungen aber gewiß treuen Freundes. Setzen Sie alles in Bewegung, damit Sie dorthin kommen. Eine bessere und (was die Hauptsache ist) unabhängigere Stellung können Sie nie erreichen. Sie haben dort keinen andern Vorgesetzten als den Großherzog, und den kann man sich schon gefallen lassen. Wenn Sie nach Weimar gehn, so gehe ich mit, und wir bleiben ein gut Stück Leben (vielleicht das ganze) beisammen. Die prächtige Bibliothek von Weimar und Gotha stehn uns dann zur unbedingten Verfügung, von andern wird man uns durch Vermittlung des Großherzogs nichts abschlagen können. 6- bis 800 Rℓ. in Weimar sind so gut wie das Doppelte in Bonn. An Urlaub wird es nicht fehlen. Was wollen Sie mehr? Mit dem Hofe haben Sie gar keine Verbindung, vielleicht eine persönliche mit dem Großherzog, die wir für unsre Wissenschaft ausbeuten wollen und können. Er will Weimar durchaus zu einem literarischen Mittelpunkte für Deutschland wieder machen: das ist nobel und schön, und solche Leute muß man sich warm halten. Auch an Gervinus ist unter der Hand die Anfrage gestellt worden, ob er nicht geneigt sei hinzukommen: soviel ich weiß, hat er einstweilen ablehnend geantwortet. Solch eine Gelegenheit bietet sich nur einmal: Sie bereiten Ihren Freunden Freude, der Wissenschaft Segen und Ihren Feinden Ärger und Galle. Mehr mündlich!

Die herzlichsten Grüße. Bis Montag früh!

Ihr treuer Freund
Oskar Schade.

„Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube." Mit diesem Gedanken kam ich nach Bonn. Ich unterhielt mich viel mit den Briefstellern und bedauerte ihre Leichtgläubigkeit, eine Bibliothekstelle wäre in Weimar gar nicht erledigt, und das Ganze käme mir vor wie eine Erfindung, wie sie nur in dem wohlwollenden Herzen einer Bettina grünen und blühen könnte. — Da kam sie eines Tages selbst. Wir sprachen viel über Weimar. Schade griff die Sache auf und verfolgte sie weiter, ich kümmerte mich nicht weiter drum.

Den 20. Dezember schrieb ich in mein Tagebuch: „Die schönen Tage von Weimar sind nun vorüber und — es bleibt wahrscheinlich beim alten." Trotzdem hatte ich den festen Entschluß gefaßt, Neuwied zu verlassen. Die Gründe dazu waren eben keine neuen. Schriftstellern mußte ich, das war mein Beruf, meine Neigung, leider aber auch mein Nebenerwerb; dazu gehörten viele Hilfsmittel, die ich mir hier nur durch Reisen und Briefwechsel verschaffen konnte, und beides war mühsam und kostspielig. Ich dachte also an einen Ort, der mir in dieser Beziehung Erleichterung gewährte, und weil ich eben keinen andern wußte, so war mir Weimar schon recht und in einer Beziehung wünschenswert. Ich hoffte dort nicht weiter so wie hier polizeilich beaufsichtigt zu werden und schwachen Leuten einen Vorwand zu geben, mich zu meiden. Daß in Koblenz über mein hiesiges Tun und Treiben Buch geführt wurde, stand mir außer allem Zweifel und wurde mir auch später aus sicherer Quelle bestätigt.

Schade hatte mir bisher noch keine Mitteilung zukommen lassen über den Erfolg seiner weimarischen Reise. Den 13. Januar schrieb er mir von Bonn:

„. . . Ich hatte, auf des Großherzogs Pläne eingehend, die Proposition gemacht, wir wollten beide zusammen, Sie und ich, die geplante Zeitschrift für Deutsche Sprache und Literatur in Weimar arbeiten, daneben noch ein literarhistorisches Taschenbuch und einen Musenalmanach ins Werk setzen. Zur Unterstützung, damit wir nicht zu hohes Redaktionsgehalt zu nehmen brauchten, um das Werk leichter ausführbar zu machen, sollte der Großherzog einem jeden von uns ein Jahrgehalt von 500 Rt. zusichern, vorausgesetzt, daß Sie Ihr preußisches Wartegeld behielten. Sie hätten also gegen 900 Rt. gehabt und konnten dafür gut leben. Es war für Sie keinerlei Stelle offen, und Sie würden dann noch Großherzogl. Weimarischer Hofrat geworden sein. Der Großherzog war geneigt, sehr geneigt, auf den Plan einzugehen, und ich habe alles aufgeboten, etwaige

Besorgnisse zu zerstreuen, die man in bezug auf Sie haben könnte wegen Ihrer politischen Vergangenheit. Sie hätten keinen besseren Fürsprecher haben können . . . ."

Ich war sehr erstaunt, daß der Herr Doktor so ohne weiteres für mich und über mich und am Ende mich selbst verhandelt hatte. Ich hatte ihm durchaus keinen Auftrag gegeben, ja sogar mich noch in einem Briefe am 15. Dezember gegen alle derartigen Bemühungen für mich entschieden ausgesprochen, freilich hatte dieser Brief ihn nicht mehr in Bonn getroffen. Unterdessen arbeitete ich rüstig fort. Den 18. Januar vollendete ich mein 13. Neuwieder Buch, die Pars X. der Horae belgicae, und am 22. erhielt ich die letzte Korrektur der Pars IX., die auch unter dem Titel erschien: „Altniederländische Sprichwörter nach der ältesten Sammlung. Gesprächbüchlein, romanisch und flämisch."

Am 22. Januar erhielt ich aus Bonn die besten Nachrichten über die weimarische Angelegenheit. Ich entschloß mich hinüberzureisen. Schade sprach mit großer Freude und Selbstzufriedenheit über seine weimarische Reise und die glänzenden Erfolge seiner Bemühungen. Er legte mir dann das Schreiben des Herrn von Schober aus Weimar vor.

Ich las und erklärte, daß ich darauf nicht eingehen könnte: von mir wäre ja nur nebenbei die Rede, zu einer Zeitschrift würde ich mich nur schwer verstehen, ich hätte an meiner „Monatschrift von und für Schlesien" für das ganze Leben genug, auch wünsche man nicht einmal, daß ich in Weimar wohne rc. Da wurde Schade stutzig, er gab mir die Versicherung, er habe Sr. königl. Hoheit erklärt, er würde nie ohne mich nach Weimar gehen, auch habe er Herrn von Schober geantwortet, er müsse erst mit mir Rücksprache nehmen und würde dann selbst an den Großherzog schreiben. Dadurch freilich bekam die Sache für mich eine andere Wendung, und da ich das Schreiben des Herrn von Schober nicht als endgültige Entscheidung Sr. königl. Hoheit betrachtete, so erklärte ich mich vorläufig zur Teilnahme bereit. Daß Schade die Bettinasche Idee für sich ausgebeutet und sich selbst zum Knotenpunkte dieser weimarischen Beförderungsaussichten gemacht hatte, wurde mir immer klarer. Infolge des Schoberschen Briefes hatte er sich sofort verlobt und noch den 22. Januar einen Artikel in der „Kölnischen Zeitung" veranlaßt, in dem nur von seiner Berufung nach Weimar die Rede war.

In den nächsten Tagen benutzten wir die Morgenstunden zu Besprechungen über das, was wir gemeinschaftlich für die Goethe-

stiftung in Weimar leisten wollten. Diese Stiftung schien eine Lieblingsidee des Großherzogs zu sein, aber was königl. Hoheit alles damit beabsichtigte und hineinzuziehen wünschte, war uns nicht klar. Auch kannten wir nicht, was Liszt vor einigen Jahren darüber veröffentlicht hatte[1]). Wir dachten uns also selbst eine solche Stiftung und empfahlen unsere Ansichten in einigen Protokollen dem hohen Ermessen Sr. königl. Hoheit. Vorläufig verpflichteten wir uns, jährlich drei verschiedene Werke herauszugeben:

1. Weimarische Zeitschrift für deutsche Sprache und Literaturgeschichte,
2. Weimarisches Taschenbuch für deutsche Literaturgeschichte, und
3. Weimarischer Musenalmanach.

In den letzten Tagen des Januars schickte Schade unsere Vorschläge auf drei Bogen ein nebst einem acht Quartseiten langen Briefe, alles sehr sauber geschrieben. Auch ich fügte noch einen Brief hinzu, worin ich Se. königl. Hoheit bat um die Genehmigung, Hochdenselben die Geschichte meines Kirchenliedes widmen zu dürfen.

Am 8. Februar kehrte ich zurück in den Frieden meiner Häuslichkeit und zu meinen stillen erfreulichen Arbeiten. Gleich nach meiner Ankunft kündigte ich meine Wohnung. Wir waren dadurch der Notwendigkeit, uns nach einem andern Wohnorte umzusehen, näher gerückt. Jetzt wurde aber die Ungewißheit, worein wir versetzt waren, von Tage zu Tage peinigender. Von Weimar kam weiter keine Nachricht als die Anzeige des Herrn von Schober vom 15. Februar, daß der Großherzog die Widmung meines Buches „mit Vergnügen genehmige". Da entschloß ich mich, nach Bonn zu gehen, um Schaden zu bestimmen, mit mir zusammen nach Weimar zu reisen und so eine Entscheidung herbeizuführen. Schade war bereit, nach einigen Tagen aber schrieb er mir auf. Ich trat nun allein die Reise an, den 4. März traf ich in Weimar ein. Bald nach meiner Ankunft im „Erbprinzen" zum Hofrat Sauppe, Direktor des Gymnasiums. Er bittet seine Freunde Preller und Schöll herüberzukommen. Da alle drei Hofräte sind und Beziehungen zum Hofe haben müssen, so spreche ich von meinen Angelegenheiten und erbitte mir ihren Rat. Sie meinen, es sei wohl das beste, wenn ich etwas Schriftliches von Sr. königlichen Hoheit erlangen könnte. Wir bleiben bis 1 Uhr ganz heiter beisammen.

1) De la Fondation — Goethe à Weimar. Lpz. Brockhaus 1851. 162 S. Vgl. Blätter für lit. Unterhaltung 1851. S. 497 501.

5. März. Audienz beim Minister von Watzdorf. Ich trage ihm offen mein Anliegen vor. Er äußert sich sehr wohlwollend, wünscht aber ganz aus dem Spiele zu bleiben, er betrachtet die Sache als eine rein persönliche des Großherzogs. Wir kommen auf mein Verhältnis zu Preußen. Der Minister hat in Berlin angefragt und zur Antwort erhalten, man habe nichts gegen meine Übersiedelung nach Weimar, übrigens warnt er mich vor einer Teilnahme an politischen Dingen.

Des Nachmittags führt Sauppe mich auf den Weg nach der Altenburg zu Liszt. Als wir vor der steinernen Treppe am Wäldchen Abschied nehmen, ist mir so eigen zumute, als ob ich von allen weimarischen Hofräten schiede, denn daß Liszt näher dem Großherzoge stand als jene, wußte ich bereits. Liszt empfing mich wie einen alten Freund. Wir sprachen uns über die Goethestiftung aus und unsere darauf bezüglichen Vorschläge an den Großherzog, die dieser nur Liszt mitgeteilt hatte. Ich lese einige Gedichte vor zum Champagner. Die Fürstin von Wittgenstein erscheint: auch sie ist sehr erfreut über meine Lieder. Liszt wird den Großherzog um eine Audienz für mich ersuchen und vorher noch selbst mit ihm sprechen.

6. März. Um 5 zur Tafel bei der Fürstin von Wittgenstein. — Um 7 fahre ich mit Liszt ins Schloß. Der Großherzog erst etwas ernst, dann heiter, gesprächig, teilnehmend. Wir sprechen über literarische Dinge, die Goethestiftung, unsere Zeitschrift u. dergl. Als ich des Weimarischen Musenalmanachs erwähne, ist er begierig, einige dafür bestimmte Gedichte zu hören. Ich lese mehrere meiner Lieder. Er ist sehr erfreut und tut seinen Beifall in einem fort kund: „Vortrefflich, herrlich, schön, wunderschön!" oder sich an Liszt wendend: „Charmant, très beau, superbe!" — „Noch einige!" Und ich fahre wieder fort. Zuletzt übersetze ich noch mein altniederländisches Scheidelied und überreiche ihm die Loverkens (Pars VIII. der Horae belgicae), nachdem ich die Entstehung derselben erzählt habe. — Nach einer Stunde fahren wir zur Altenburg zurück. Ich bin mit Liszt allein, und wir besprechen meine Angelegenheit. Um 12 begleitet er mich nach Haus.

7. März. Ich miete mir eine Wohnung und schreibe an Ida. Mittags bei Schöll, nachher mit ihm spaziert. Später besucht mich Liszt. Den Abend bin ich bei Sauppe.

8. März. Liszt erzählt mir, wie sich der Großherzog über mich geäußert habe, und daß er uns beide morgen um 9 erwarte. — Mittagsessen auf der Altenburg: Frau von Schorn mit ihrem Sohne, der französische Gesandte Graf Talleyrand, Prediger

Steinacker, Musiker Peter Cornelius. Nach Tische lese ich meine Oper, dann spielt Liszt drei Stücke, später lese ich noch einige Lieder. Viele Schüler Liszts haben sich nach und nach eingefunden. Alles in heiterer und dankbarer Stimmung. Um 11 Uhr heim.

9. März. Kurz vor 9 kommt Liszt und holt mich ab ins Schloß. Der Großherzog empfängt uns sehr freundlich. Er spricht sich über sein Verhältnis zu der beabsichtigten Zeitschrift ganz bestimmt aus; er bewilligt dem Unternehmen 1000 Rt. jährliche Unterstützung. Nach einer Stunde entläßt er uns. Er reicht mir die Hand mit den Worten: „Ich vertraue Ihnen, und — das ist viel gesagt." — Befriedigt eile ich in den Gasthof, mache mich reisefertig und fahre zum Bahnhof hinaus. Den Abend spät komme ich in Mainz an, den andern Tag erreiche ich Neuwied.

Den 16. März kam Schade. Wir einigten uns über alles auf unsere Zeitschrift Bezügliche, auch über den Inhalt des ersten Heftes und über einen Verlagsvertrag, den ich dann Herrn Rümpler mitteilte. Schon nach einigen Tagen erfolgte eine zustimmende Antwort. Die Zeitschrift sollte jedes Jahr in vier Heften oder zwei Bänden erscheinen unter dem Titel: „Weimarisches Jahrbuch für deutsche Sprache, Litteratur und Kunst."

Den 1. April wiederholte Schade seinen Besuch. Wir besprachen die Richtung des Jahrbuchs. Wenn ich glaubte mit ihm völlig im reinen zu sein, so fühlte ich mich plötzlich weiter vom Ziele ab als je. Als wir am dritten Tage von einem Spaziergange zurückgekehrt waren, äußerte er sich dermaßen, daß ich ihm erklärte, wenn er bei solchen Ansichten beharrte, so wollte ich mit dem Jahrbuche nichts zu tun haben. Wir gerieten heftig aneinander. Nach einiger Weile lenkte er ein, und der Friede war wieder hergestellt.

Als ich am Abend allein zu Hause war, lebten alle Gespräche mit Schade wieder auf. Es war mir, als ob solch ein literarisches Kompagniegeschäft mit ihm unmöglich wäre. Ich beschloß, vom Jahrbuche zurückzutreten und ihm morgen (4. April) brieflich meinen Beschluß mitzuteilen, denn, dachte ich, besser wir scheiden jetzt in Frieden und Liebe, als daß wir später in Zank und Haß miteinander brechen. Schon am dritten Tage erhielt ich ein langes Schreiben von Schade voll von Vorwürfen, Beteuerungen, Versprechungen, Vorsätzen und Vorschlägen. Da durch letztere eine gemeinschaftliche Wirksamkeit ermöglicht war, so nahm ich sie an und sendete ihm einige Gegenvorschläge,

ohne auf den übrigen Inhalt seines Briefes einzugehen, weil ich doch von jeder näheren Erörterung nichts Ersprießliches erwartete.

Die Unklarheit, die mit unserer weimarischen Angelegenheit verwachsen war und blieb, war die Quelle aller Streitigkeiten unter uns und schließlich unseres Zerwürfnisses; sie gab den Mißgünstigen steten Anlaß und Gelegenheit, feindselig und hindernd zu wirken gegen uns und gegen alles, was wir wollten und taten. Unklar war und blieb die Goethestiftung, unklar unser Verhältnis zum Großherzog und zum Jahrbuch. Daß unter solchen Umständen überhaupt noch etwas zustande kam, ist ein Wunder, und ein größeres, daß ich bei dem vielen Ärger und Verdruß meinen guten Humor behielt und nie die Lust verlor zum Arbeiten und zum Dichten. Statt einer Fortsetzung der Horae belgicae lag mir jetzt mehr am Herzen, die vergriffenen Teile (P. I. II. und VII.) neu herauszugeben. In Deutschland war das nicht ausführbar, zumal in betreff des ersten Teiles, ich entschloß mich also zu einer Reise in die Niederlande, um an Ort und Stelle umfassende Studien zu machen.

Den 22. April verließ ich Neuwied. Ich fuhr mit einem niederländischen Dampfboot bis Rotterdam. Den 24. traf ich in Leiden ein. Es war mir höchst angenehm, daß ich bei de Vries wohnte; ich konnte ungestört arbeiten, seine treffliche Bibliothek benutzen und hatte Gelegenheit, mich öfter, als es sonst möglich gewesen wäre, mit ihm zu unterhalten. Den Tag über pflegte ich zu arbeiten, abends war ich dann immer in Gesellschaft alter Freunde und neuer Bekannten.

Den 1. Mai in Amsterdam. Den Nachmittag bin ich zu Alberdingk Thijm eingeladen. Nachdem ich seine Bücher durchmustert, gehen wir zu Tische. Zugegen sind seine Schwester und der Dichter W. J. Hofdijk. Wir unterhalten uns viel über Volkslieder und Volksweisen. Da ich höre, daß die Schwester musikalisch ist, so bitte ich sie, uns etwas vorzutragen. Wie erstaune ich, als sie ein altes Lied singt, und ich erstaune noch mehr, als ich endlich merke, daß es eins meiner altniederländischen Lieder ist. Es folgen noch drei, alle vier im alten Volksstile komponiert von ihrem zweiten Bruder.

2. Mai um 7 Uhr zur Familie Kemper. Mevrouw K. mit ihren beiden Töchtern empfängt mich sehr herzlich. Ein Wiedersehen nach 33 Jahren! Ich bin tief bewegt, mir ist, als ob mir eine Geisterstimme zuflüstert Goethes Zueignung zum Faust: „Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten!“ Ich suche meine wehmütige Stimmung zu verbergen, aber es

will mir nicht gelingen. Wir nehmen wieder Abschied, und wohl jetzt für immer. Meielis Bild, wie es lebendig vor mir stand, so begleitete es mich auf meiner Reise. Und wie ich heimgekommen war, da widmete ich ihr, der ich so manches Lied gesungen, noch einen letzten Liederkranz.

3. Mai nach Leiden zurück.

Sechster Band.

(Weimar, Frühling 1854 bis Frühling 1860.)

Am 10. Mai des Morgens um 7 verließ ich Brüssel und traf gegen Abend in Krefeld ein. Ich verlebte hier einige frohe Tage mit Konrad Wolff und seinen Verwandten und Freunden. Den 13. übernachtete ich in Kassel und den folgenden Nachmittag erreichte ich Weimar.

Weimar sah ich zuerst als Student im Jahre 1818 und dann nach einem langen Zeitraume im Jahre 1842. Es machte jedesmal, und so auch jetzt wieder, auf mich den Eindruck eines thüringischen Landstädtchens. Die öffentlichen Gebäude, selbst die mancherlei Neubauten haben nichts Großartiges, nichts Ansprechendes, ja nicht einmal einen Stil. Anspruchlos jedoch in der anspruchlosen Umgebung fand ich mich bald heimisch, und die Residenzstadt mit ihrer Bevölkerung ward mir lieb und wert. Es wandelt sich ganz gut auf dem leidlichen, aber reinlichen Pflaster, man wird nirgend behelligt vom Pferdegetrappel und Wagengerassel und von einem wühligen Menschengedränge: auch vermißt man recht gern so manches, was einen in anderen Städten oft unangenehm berührt oder belästigt. Ich habe nie einen leerstehenden Wagen auf der Straße bemerkt, an dem nicht bei Eintritt der Dunkelheit eine Laterne hing, habe nie einen betrunkenen Menschen, nie eine Schlägerei oder Rauferei gesehen, nie einen pöbelhaften Lärm gehört, nicht einmal den sonst pflichtmäßigen Ruf des Nachtwächters oder sein schreckenerregendes Horn und bin in der Stadt nie einem Leichenzuge begegnet. Vornehm und Gering ging anständig seines Weges, war fast immer freundlich, artig und höflich und schien Wohlgefallen zu haben an der schönen Natur und Kunst und sich gern im Freien zu ergötzen. Es machte einen wohltuenden Eindruck, wenn man sah, wie alle öffentlichen Anlagen geschont wurden, wie jede Blume, jeder Strauch und Baum vor Frevel sicher war, und wie sogar die Vögel bei Schnee und Kälte sich der liebenden Teil-

nahme unserer Nachbaren zu erfreuen hatten und täglich ihr Mittagsmahl empfingen.

Daneben war nun freilich viel Philisterei und Residenzlerei, und im Bürgerstande viel Zopf: der Zunftzwang und das Privilegium hemmten alle freie Bewegung und allen Mitbewerb im Handel und Verkehr und hielten allen Unternehmungsgeist nieder.

Obschon ich mehrere Tage in einer uneingerichteten Wohnung und noch dazu allein hausen mußte, so hatte ich mich doch in diesen vorläufigen, wenn auch unangenehmen, doch leidlichen Zustand gefunden. Auch ich hätte mich nicht viel anders aussprechen können wie Schiller in einer ähnlichen Lage. Als er nämlich 1787 in Weimar seinen Aufenthalt genommen hatte, äußerte er sich in den ersten Tagen also:

„Wenn ich aufrichtig sein soll, so kann ich nicht anders sagen, als daß es mir ungemein gefällt, und der Grund davon ist leicht einzusehen. Die möglichste bürgerliche Freiheit und Unangefochtenheit, eine leidliche Menschenart, wenig Zwang im Umgang, ein ausgesuchter Zirkel interessanter Menschen und denkender Köpfe, die Achtung, die auf die literarische Tätigkeit gelegt wird, dazu der wenige Aufwand, den ich an einem Orte wie Weimar zu machen habe, warum sollte ich nicht zufrieden sein?"

Etwas aber ließ mich zu solchen Betrachtungen nicht gelangen: immer trat wie ein heimtückisches Gespenst die Jahrbuchsangelegenheit vor mich hin und trübte mir die Gegenwart und hüllte in noch größeres Dunkel die Zukunft.

Unsere Zeitschrift sollte bald erscheinen.

Es war wirklich ein Wunder, daß das Jahrbuch endlich doch noch ins Leben trat. Die adelige und die bürgerliche Kamarilla hatte sich wirklich alle mögliche Mühe gegeben, den Großherzog zu bewegen, seine guten Absichten in bezug auf mich rückgängig zu machen, ja es wurde meine ganze Vergangenheit ausgebeutet, um meine etwaige literarische Tätigkeit und am Ende mich selbst zu beseitigen. Alles wurde benutzt, den Großherzog gegen mich zu stimmen, so daß er den Wunsch gegen Herrn Hofrat Sauppe aussprach, mein Name möchte nicht auf dem Titel stehen.

Den 23. Mai kam meine Frau. Wir machten zunächst Besuche bei der Fürstin Wittgenstein, den Hofräten Schöll, Sauppe und Preller, dem Kirchenrat Dittenberger, dem Obermedizinalrat Froriep u. a.

Ida schaltete und waltete wie eine Hausfrau, und wenn sie eben nicht krank war, wußte sie sich und mich zu erheitern. Das weimarische Leben sagte ihr von Tage zu Tage mehr zu.

Sie erfreute sich bald sehr angenehmen Familienverkehrs mit der Altenburg, Professor Prellers, Steinackers und Ranks. Anspruchlos, heitern Sinns und lebendig in ihrer Unterhaltung war sie überall gern gesehen. Der Besuch ihrer Mutter, die einige Wochen bei uns war, wirkte sehr wohltuend auf ihre Stimmung, und so mancher Kunstgenuß, den ihr das Theater gewährte, oder womit uns Liszt und seine Schüler erfreuten, machte ihr Weimar bald lieb und wert.

Als nun die Vorboten des Winters, Kälte, Stürme und Regenschauer sich einstellten, da fühlten wir die Notwendigkeit, unsere Wohnung aufzugeben. Wir suchten im ganzen klassischen Weimar umher, jede Wohnung, die sich für uns geeignet hätte, war besetzt. Endlich fanden wir eine am Kasernenberge, aber sie war schlecht imstande, und da die Besitzerin, eine arme Witwe, nichts dafür aufwenden konnte, so mußten wir sie erst auf unsere Kosten einrichten. Das geschah denn, und in sehr unfreundlicher Zeit war endlich alles so weit gediehen, daß wir am 21. November einziehen konnten in B. 134, an der Wilhelmsallee, 790′ ü. d. M.

Auch diese Wohnung war sehr unzweckmäßig eingerichtet: die Hauptzimmer lagen nach Norden, die Küche und Hausflur nach Süden, zwei Zimmer konnten wir gar nicht benutzen. Trotzdem fanden wir uns bald zurecht und machten uns die wenigen Räume wohnlich. Ich begann sofort meine Mußarbeit, das war das Jahrbuch. Da der Inhalt unterhaltend und mannigfaltig zugleich sein sollte, so war ich gezwungen, meine wissenschaftliche Tätigkeit auf Dinge zu leiten, die weder zu meinen Berufs- noch Lieblingsarbeiten gehörten. Dennoch konnte ich es nicht unterlassen, mich auch mit diesen zu beschäftigen. Die Geschichte des deutschen Kirchenliedes war mir zu lieb und zu frisch, als daß ich nicht an eine Fortsetzung hätte denken sollen.

An Besuchen fehlte es uns nicht. Einheimische und Fremde fanden sich ein. Manche blieben zum Mittagsessen, zum Kaffee oder zum Tee bei uns. Es ging oft ganz lebhaft und munter her. Sehr angenehm war uns der Besuch von Liszt und seinen Schülern Pruckner, Schreiber und von Bronsart und Cornelius. Anfangs waren auch öfter da Schade und Raff. Später hatten wir innigen Verkehr mit den Familien Preller und Rank. Mit allem, was von irgend literarischer oder künstlerischer Bedeutung nach Weimar gelangte oder daselbst lebte, pflegte ich in Berührung zu kommen.

Gegen Ende des Jahrs traten zwei Ereignisse ins Leben, die mir und meinen Freunden geistige Anregung und Genüsse und

Belebung des geselligen Verkehrs untereinander versprachen. Im November wurde der Neu-Weimar-Verein gestiftet. Die Idee dazu ging von mir aus. Ich hatte sie bereits im Laufe des Sommers Liszt mitgeteilt. Da ich damals meine guten Gründe hatte, daß es nicht aussehen sollte, als ob es von mir ausginge, setzte ich Herrn Dr. Richard Pohl in Kenntnis und bat ihn, die passenden Leute, aus denen sich ein Verein, wie ich ihn im Sinn hatte, bilden ließe, einzuladen.

Das zweite Ereignis war das „Weimarische Sonntagsblatt", eine Unterhaltungszeitschrift, die unter Redaktion Jos. Ranks im Verlage von Böhlau erscheinen sollte. Auf die Einladung des Verlegers und des Herausgebers versprach ich mich dabei zu beteiligen.

Unser Verein hatte sich beim Beginn des neuen Jahres (1855) bereits so weit entwickelt, daß man ihm, wenn die Teilnahme seiner Mitglieder nur so blieb, ein erfreuliches Gedeihen vorhersagen konnte. Liszt hatte uns zum Silvesterabend auf die Altenburg eingeladen. Oben im dritten Stock waren drei Zimmer für uns hergerichtet, im mittelsten stand eine lange gedeckte Tafel. Um 9 Uhr begann das Essen und zugleich eine große Heiterkeit. Nachdem mehrere Hochs ausgebracht waren, hielt ich eine Heerschau über die Mitglieder des Vereins, die fast alle zugegen waren. Ich hatte durchaus nicht die Absicht, Lob zu spenden, vielmehr die Eigentümlichkeiten, absonderlichen Neigungen und kleinen Schwächen in dem Leben und Streben jedes einzelnen, soweit sie mir kund geworden, auf eine scherzhafte Weise zur Sprache zu bringen. Mein Scherz gelang, alles lachte, und in heiterster Stimmung begrüßten wir bald nachher das Neue Jahr. Mitglieder des Vereins bei seiner Gründung waren: Dr. Franz Liszt, Hoffmann von Fallersleben, die Musikdirektoren Karl Stör und Karl Montag, die Mitglieder der Hofkapelle Edmund Singer, Bernhard Coßmann und Johann Walbrül, Hofschauspieler Eduard Genast, die Musiker Hans von Bronsart, Peter Cornelius, Dionysius Pruckner, Alexander Ritter, Ferdinand Schreiber und Eugen von Soupper, Dr. Richard Pohl, Dr. Josef Rank, Joachim Raff; bald darauf traten hinzu Dr. Oskar Schade und Professor Friedrich Preller, im folgenden Jahre noch Hofschauspieler Heinrich Grans, Maler Sixtus Thon und die Musiker Rudolf Viola und Alexander Winterberger.

Zum Versammlungsort mieteten wir ein Zimmer für unsern Abend im Stadthaus, der Betrag dafür wurde durch monatliche Geldbeiträge erhoben. Zum Präsidenten wurde Liszt erwählt, ich zum Vizepräsidenten und Schreiber zum Geschäftsführer.

Um die Mitglieder noch mehr an die Vereinsabende zu fesseln und ihnen zugleich Gelegenheit zu geben, selbst mitwirkend sich zu beteiligen, wurde der Vorschlag angenommen, ein handschriftliches Witz- und Scherzblatt zu gründen, das jeden Abend im Verein vorgelesen werden sollte. Raff wurde mit der Leitung betraut und nahm sich der Sache mit vielem Eifer und Geschick an. „Die Laterne“ — so wurde unser Blatt getauft — ließ ihr Licht so glänzend leuchten durch ihre mancherlei treffenden Witzfunken und Blitze, daß große Heiterkeit und Wärme in die ganze Gesellschaft ausströmte.

In den Februar fielen die Geburtstage der Fürstin von Wittgenstein und ihrer Tochter Maria. Beide Tage wurden immer festlich gefeiert. Ehe ich weiter davon erzähle, will ich Näheres über die Altenburg mitteilen. Jenseit der Ilm hinter einem hochgelegenen Tannenwäldchen an der Landstraße nach Jena steht ein dreistöckiges Haus, das sein früherer Besitzer seiner Gemahlin zuliebe „die Altenburg“ nannte. In diesem Hause, das später der Großherzog kaufte, wohnte damals die Fürstin mit ihrer Tochter und deren Gesellschafterin Miß Anderson, und in dem Nebenbau Liszt. Die Fürstin hatte die Zimmer zum Teil fürstlich herrichten lassen, es waren darin kostbare, geschmackvolle Möbeln und Kunstsachen aller Art. Sie waltete wahrhaft fürstlich durch ihre Gastfreundschaft und die Art und Weise, wie sie ihre Gäste empfing und zu beehren verstand. Sie war geistreich, vielseitig gebildet, belesen, eine Kunstkennerin, hatte in vielen Dingen ein richtiges Urteil, war immer bereit, jedes edele Streben zu fördern, erwies sich gegen andere freundlich teilnehmend, unterstützte Arme und Kranke und wußte diejenigen, die sie ehrte und liebte, bei allen Gelegenheiten auszuzeichnen. Daß sie in letzter Beziehung oft einseitig sein konnte und auch dadurch wohl ungerecht gegen andere wurde, darf man wenigstens ihrem guten Herzen nicht zum Vorwurf machen. Trotz manchen Trübsalen, die sie schon früh erleben mußte, hatte sie sich einen heitern Sinn bewahrt, wenigstens konnte sie anderen gegenüber recht heiter sein und sich bei freudigen Gelegenheiten den Anschein geben, als ob auch sie sich recht glücklich fühlte. Die Meinigen haben mit mir ihr immer ein liebevolles Andenken bewahrt und nie vergessen, wieviel Gutes sie uns erwiesen, wie viele frohe Stunden sie uns in Weimar bereitet hat. Die Prinzeß Maria, jung, jugendlich schön, wie eine aufblühende Rose, jungfräulich schüchtern, harmlos und milden, heiteren Sinnes, gewann durch ihr immer liebenswürdiges Wesen aller Herzen. So zurückhaltend und still sie in größeren Gesellschaften

war, so mitteilend und lustig konnte sie in kleinen Kreisen sein, wo sie sich behaglich und heimisch fühlte. Ein poetisches Gemüt, das die Prosa des Lebens noch nicht kannte. Sie hatte viel gelernt und schien sich zu erholen, wenn sie lesen konnte, was sie ansprach. Bewundernswert war ihr Sprachentalent: sie sprach Deutsch, Französisch, Englisch, Italienisch und Polnisch. Ihre Mutter hegte eine zärtliche, überschwengliche Liebe zu dieser ihrer einzigen Tochter, und jede Aufmerksamkeit, selbst die kleinste, die man dieser bewies, nahm die Mutter auf, als ob dieselbe zugleich ihr gälte. — Große Freude gewährte es mir, daß die Prinzessin mit meiner Frau in einem fast innigen Verkehre stand. Sie kam öfter in unser Haus, und beide wußten sich dann so scherzhaft zu unterhalten, daß ich oft von fern das Lachen hörte.

Dr. Franz Liszt, der großherzogliche Hofkapellmeister, war immer der geistreiche, bedeutende Künstler, der liebenswürdige Gesellschafter, der teilnehmende Freund. Kein Wunder, daß bei diesen drei Persönlichkeiten ein Besuch auf der Altenburg sehr anziehend und angenehm sein mußte. Und wirklich, es war denn auch, als ob dort Hof gehalten würde für alle Geister im Gebiete des Könnens und Wissens.

19. Mai. Nachmittags um 6 kehrte ich von Belvedere zurück. Schon um 5 hatten sich bei Ida die Wehen eingestellt. Die Hebamme und Frau Preller warteten auf die Entbindung. Ich war in höchster Aufregung: ich gehe in den Garten, finde nirgend Ruhe, hacke Holz, begieße Blumen. Um 7 erschallt der Ruf: „ein tüchtiger Junge!" Seit einem Vierteljahre hatte ich vor diesem Augenblick große Angst gehabt — jetzt war alles gut, und ich verkündete sofort dies frohe Ereignis der Altenburg und meinen Freunden.

8. Juni Mittagsmahl auf der Altenburg. Ich treffe dort Ernst Rietschel und Ernst Förster. Beide kannte ich bisher noch nicht persönlich. Ich stelle mich ihnen vor und nehme teil an ihrem Gespräche. Beide sind nicht sonderlich erbaut von der neuen Zeit; sie sehen in ihr eine gar zu materielle Richtung und keine sonderliche Begeisterung für das Schöne in Literatur und Kunst. Ich kann ihnen nicht recht beistimmen, namentlich Rietscheln nicht, der sehr trübe in die Zukunft sieht und wenig Gutes für die Kunst erwartet.

Rietschel war nach Weimar gekommen, um sich nochmals den Platz für das Goethe-Schiller-Denkmal anzusehen und mit dem Denkmalkomitee Rücksprache zu nehmen.

Sein letztes großes Werk: die Standbilder Goethes und Schillers waren endlich vollendet. Sie kamen nach Weimar und

der Künstler selbst. Den 3. September 1857 war die Grundsteinlegung zum Denkmal für Karl August. Da ich von aller näheren Beteiligung ausgeschlossen war, so fühlte ich mich nicht im mindesten veranlaßt teilzunehmen. Es war ein Hof- und Hofratsfest. Man hatte nicht einmal daran gedacht, Rietscheln einen Sitzplatz anzuweisen, er mußte in der Hofbibliothek auf eine Leiter klettern, um ein Treppenfenster zu erreichen und von dort aus die Feierlichkeit sich mit anzusehen. — Den zweiten Tag war die Enthüllung der Dichtergruppe. Nun erst gedachte man würdig des Künstlers: er wurde allergnädigst bewillkommnet und beehrt und vom Volke bejubelt, und dann dermaßen in Anspruch genommen, daß unsereiner ihn nicht einmal zu sehen bekam. Ich hoffte noch immer irgendwo und -wie mit ihm zusammenzukommen. Vergebens. So blieb dann ungesprochen mein Trinkspruch, den ich ihm aus vollem Herzen bringen wollte, und der als ein Immergrünblättchen dem Eichenkranze beigefügt werden mag, womit seine unsterblichen Verdienste das dankbare Vaterland krönt!

14. Juni ward unser Kind getauft. Paten: Franz Liszt, Friedrich Preller und der Pastor zum Berge, des Kindes Großvater. Er erhielt nach diesen dreien die Namen Franz Friedrich Hermann.

Im Laufe des Sommers hatte ich fortwährend an der neuen Ausgabe der niederländischen Volkslieder gearbeitet. Ich war, soweit meine Hilfsmittel reichten, jetzt im Juli damit fertig. Das genügte mir aber nicht: eine Reise nach den Niederlanden schien mir notwendig, um meinem Buche die möglichste Vollendung zu geben. So entschloß ich mich denn schnell zur Reise.

Die neue Ausgabe des 1. Teils meiner Horae belgicae war in Weimar so weit gediehen, als sie bei meinen Hilfsmitteln gedeihen konnte. Eine abermalige Reise in die Niederlande schien mir unumgänglich notwendig.

So wichtig mir diese Arbeit auch für die Wissenschaft schien, und so viele Freude sie mir auch gemacht hatte, so stand das Honorar doch in gar keinem Verhältnisse zu der unsäglichen und langen Mühe und den mancherlei Kosten, die außerdem damit verbunden waren. Ich mußte jetzt, da ich nicht mehr solche Opfer der Wissenschaft und meiner Liebhaberei bringen durfte, an eine Schriftstellerei denken, die nicht solche Vorstudien und Kosten erforderte, sondern leichter auszuführen war und etwas einbrachte. Ohne eine größere, sichere Einnahme, wie sie das Jahrbuch gewährt hatte, ließ sich mein weimarischer Hausstand nicht mehr durchführen. Wir hatten bisher sehr einfach, durchaus nicht in

Herrlichkeit und Freuden gelebt, und doch jedes Jahr sehr viel ausgegeben: 1854 1353 Rt., 1855 1270 Rt. und 1856 1042 Rt. Es war mir deshalb erfreulich, daß mir ein literarisches Unternehmen angetragen wurde, durch dessen Ausführung ich mir ein sicheres Einkommen auf mehrere Jahre ermöglichen könnte. Herr *Theodor Oswald Weigel* in Leipzig hatte nämlich die Idee, ein „Handbuch der deutschen Bibliographie“ zu verlegen, und sich deshalb an mich gewendet. Da er durchaus noch nicht darüber im klaren war, so bat er mich, nach Leipzig zu kommen und mit ihm die Sache zu besprechen. Am 29. März ging ich nach Leipzig. Den andern Tag besuchte ich Herrn Weigel. Ich teilte ihm meine Ansichten mit, und wir einigten uns: er übernahm den Verlag des bibliographischen Handbuchs und ich die Ausführung. Es handelte sich nur noch um Honorar und Vorschüsse auf 4—5 Jahre. Wir zogen Professor *Zarncke* zu Rate, und dieser sprach sich sehr klar aus. Weigel wollte nun einen Vertrag entwerfen und das weitere betreiben, während ich nach Weimar zurückkehrte.

Am 13. April überbrachte mir Liszt die letzte großherzogliche Unterstützungssumme für das Jahrbuch. „Und“, fragte ich, „was hat der Großherzog gesagt?“ — „Er interessiere sich nicht mehr für das Unternehmen.“ So endete das Jahrbuch, und damit schienen alle Beziehungen zu Sr. königlichen Hoheit enden zu sollen.

Zu Anfange Mais teilte mir *Zarncke* die Hauptpunkte des Weigelschen Vertrages mit. Danach sollte ich drei Jahre nacheinander jährlich 500 Rt. erhalten, im Laufe des Jahres 1860 das Manuskript zum Druck abliefern und für den Druckbogen mit 10 Rt. Honorar berechnen lassen. Ich erschrak — 1500 Taler ist allerdings ein hübsches Stück Geld. Ich kannte aber meine Arbeit bereits in ihrem ganzen Umfange und mit allen ihren Schwierigkeiten. Wenn ich drei Jahre diesem Buche all meine Zeit und meine Kräfte gewidmet gehabt hätte, konnte es leicht kommen, daß ich noch fernere drei Jahre arbeiten und das bereits verzehrte Geld abverdienen mußte und nebenher nichts weiter beginnen konnte. Nein! lieber frei, selbst mit einer ungewissen Zukunft, als ein Sklav' von Verpflichtungen, deren Erfüllung mich geistig und leiblich zugrunde richten müßte. Also auf *diese* Weise geht es nicht, es muß ein anderer Weg gesucht und gefunden werden. Ich dachte mir, wenn man sich nur auf die deutsche Dichtung beschränkte und dann aus den Dichtungsarten Abteilungen machte, und während man die eine ausarbeitete, für alle übrigen fortsammelte, so ließe

sich der große Stoff bewältigen und nach einem längeren Zeitraume doch das Ganze vollenden ꝛc. Da ich nun für diesen Zweck früher in der Meusebachschen und Berliner Bibliothek, dann in der Breslauer fleißig gesammelt hatte, also vor länger als 30 Jahren, so schien mir ein Fortsammeln für diesen Zweck, wobei sich doch noch mancher andere berücksichtigen ließ, des Versuches wert. Und so ging ich denn wieder auf Reisen.

Nachdem ich mein Wartegeld in Naumburg gehoben, kehrte ich aus dem Saaltale zurück.

Ich glaubte vorläufig nicht wieder dorthin zu müssen. Da hörte ich aber, daß der Minister von Raumer die Badekur in Kösen gebrauchte. Ich versuchte nun von Almerich aus, zur Audienz bei Sr. Exzellenz zu gelangen. Am 14. Juli wurde mir dieselbe gewährt, nachdem ich ihm meine Geschichte des deutschen Kirchenliedes und eine Eingabe hatte überreichen lassen. Der Minister empfing mich sehr freundlich, dankte für mein Buch und meinte, auf meine Eingabe könne er nur amtlich antworten, versprechen wolle er mir nichts, ich könne ihn sonst morgen schon beim Worte halten ꝛc. Ich sprach über meine literarische Tätigkeit und bemerkte, daß es mir eben nicht sonderlich ginge. Da meinte denn der Herr Minister: „Nun, man sieht es Ihnen nicht an, daß es Ihnen traurig geht.“ Er lächelte, und ich mußte lachen: „Exzellenz, mit der Traurigkeit kommt man auch nicht weiter.“

Eines Abends in der Erholung blickte ich in das „Frankfurter Journal“. Ich wurde sehr überrascht, als ich las: „J. G. Wirth hat sich mit Hinterlassung bedeutender Schulden aus dem Staube gemacht.“ So war also wieder ein Stück unsers ersparten Geldes dahin. Es ist schwerer, Geld zu behaupten als Geld zu verdienen. Ich hatte Wirth Sohn in Mainz ein bares Darlehn anvertraut und noch Honorarforderungen an ihn. Ich mußte jetzt einen Versuch machen, zu retten, was noch zu retten war. So drückend und anhaltend die Sommerhitze, so entschloß ich mich doch zur Reise (26. Juli). In Mainz fand ich leider alles bestätigt. Ich bevollmächtigte den Dr. Röder, meine Forderungen geltend zu machen, und übergab ihm meine Papiere.

Da ich noch immer keine Antwort auf meine Eingabe wegen Wiederanstellung an die Minister von Manteuffel und von Raumer erhalten hatte, so hielt ich es für das beste, mir selbst eine Antwort zu holen und nebenbei die Bibliothek zu benutzen. Den 7. Oktober reiste ich ab, blieb die Nacht in Dessau und traf den andern Tag in Berlin ein. Ich besuchte nun die Bibliothek, einige Freunde und Geheime Räte. Während letztere mir die

Unterstützung meines Gesuchs versprachen, ward mir ein Brief, der schon mit der Post abgesendet werden sollte, eingehändigt: Raumer schlug meine Bitte um Wiederanstellung ab.

Bei meiner Rückkehr fand ich die Meinigen sehr leidend und bald wurde ich es auch. Trotzdem arbeitete ich fleißig und machte einen neuen Versuch, vom Ministerium wenigstens eine Unterstützung für ein größeres literarisches Werk zu erlangen. Ich schickte dem Minister eine sauber abgeschriebene Probe der Bücherkunde der deutschen Dichtung bis zum Jahre 1700 und bat, dies Werk zu unterstützen.

Dem hohen Ministerium gegenüber war mein ganzes literarisches Tun und Treiben so gut wie gar nicht mehr vorhanden; ich durfte von dieser Seite keine Unterstützung, ja nicht einmal eine Aufmunterung erwarten. Am 7. Dezember ließ mir Exzellenz von Raumer durch Dr. J. Schulze kurz und bündig schreiben: „daß ich Ihrem Gesuche um eine Unterstützung der von Ihnen unternommenen literarischen Werke nicht willfahren kann".

Das Jahr endete mit einem frohen Ereignisse. Ida wurde von einem Knaben glücklich entbunden, und trotz unseren Besorgnissen schien sich alles gut zu gestalten.

Leider sollten wir uns unsers Glückes nicht lange mehr freuen. Unser Edward erkrankte, und während wir uns der besten Hoffnung hingaben, daß er bald genesen würde, war er plötzlich verschieden.

Für meine Bücherkunde hatte ich im Laufe des Winters wenig tun können, nur der Opitz als Vorläufer und Probe war vollendet. Als es nun zum Frühling neigte und das Reisen bald wieder bequemer wurde, wollte ich erst sehen, ob meine Wünsche in betreff meines Werkes sich verwirklichen würden. Den 15. März reiste ich nach Leipzig. Ich besuchte sofort T. O. Weigel. Er empfing mich ziemlich lau, sprach über Geldkrisis, schlechte Geschäfte u. dgl. Ich zeigte ihm den Opitz. Er meinte, so etwas würde nichts helfen, er wolle ein Lexikon von A—Z, keine einzelnen Abteilungen. „Nun," sagte ich, „gedruckt wird er doch", und empfahl mich. — Den dritten Tag besuchte mich Engelmann. Ich teilte ihm den Plan meines Werkes mit, und wir wurden schnell einig. Zuerst sollte der Opitz gedruckt werden, dann die dramatische Literatur folgen. Zu meiner großen Freude übernahm auch Engelmann die zweite Ausgabe meines Buches über „Unsere volkstümlichen Lieder". Den vierten Tag war ich wieder in Weimar.

Den 25. März besuchte mich Bogumil Goltz. Ein fröh-

liches Wiedersehen seit so langer Zeit. Als wir uns zum letzten Male sahen, da gedachte ich also seiner: „Goltz nimmt heute (23. Okt. 30) Abschied von mir — ich hatte mich auf ein langes, recht vielseitiges Gesprächspiel mit ihm gefreut, und nun ist alles vorbei. Er wußte nicht oft genug sich zu äußern, wie sehr meine Aphorismen über die Liebe ihn angesprochen hätten, wie vieles daraus gleichsam aus seiner Seele geschrieben sei."

Preller war um diese Zeit oft sehr leidend. Wenn sich seine Kopfschmerzen einstellten, lag er oft fast bewußtlos darnieder.

Am 9. Mai, als wir noch bei Tische saßen, fragte ich Ida: „Kennst du Gödeke?" — Nein. — Da schellte es, und wer kam? Karl Gödeke. Drei Tage war ich nun fast immer mit ihm zusammen. Gödeke sah sich so ziemlich alles an, was für jemanden, der so tief eingeweiht ist in die weimarische Glanzperiode, sehenswert sein muß. Wir wanderten in und um Weimar umher, waren in Tiefurt und sogar in Ettersburg.

Schon zu Anfange Junis erschien mein Büchlein über Opitz, nachdem ich jeden Bogen zweimal sorgfältigst korrigiert hatte: „Martin Opitz von Boberfeld. Vorläufer und Probe der Bücherkunde der deutschen Dichtung bis zum Jahre 1700. Von Hoffmann von Fallersleben." (Leipzig. Wilh. Engelmann. 1858. 8°. 32 S.)

Mein Werk ist seitdem nicht über die Vorarbeiten hinausgekommen. Über das, was ich damals wollte und heute noch will, gibt die Vorrede genügenden Aufschluß.

Den 15. Juni traten wir unsere schon lange beschlossene Reise an. Ich begleitete die Meinigen nur bis Wolfenbüttel, da mir das Welfenreich immer noch verschlossen war. Ob ich mit ihnen in ihrer Heimat noch zusammenkommen würde, war noch sehr ungewiß, auf meine Eingabe an Herrn von Borries war noch keine Antwort erfolgt. Ich war übrigens bis den letzten Augenblick noch recht fleißig gewesen. So hatte ich noch den 17. Juli 30 Bände aus der Bibliothek untersucht und verzeichnet. Meine literarische Ausbeute hatte an Umfang sehr zugenommen. Am 18. Juli reiste ich mit Hirsches nach Braunschweig. Wir waren noch zu guter Letzt recht heiter zusammen. Den folgenden Tag traf ich in Bothfeld ein.

Am 24. Juli meldete mir das königliche Amt Langenhagen oder der Reg.-Rat Hagemann, „daß das unter dem 7. August 1845 erlassene Verbot Ihres Aufenthalts im hiesigen Königreiche in seiner Allgemeinheit zurzeit nicht aufgehoben werden könne, daß Ihnen indessen unter Allerhöchster Genehmigung bis auf

weiteres gestattet werde, in Bothfeld bei Ihren dortigen Verwandten, zu deren Besuche Sich aufzuhalten ꝛc." Ich konnte mir gar nicht denken, daß das so wörtlich gemeint sei. Ich ging am 27. Juli, ohne irgend etwas Schlimmes zu ahnden, nach Hannover. Ich blieb mehrere Stunden auf der Königlichen Bibliothek, sah das ganze Fach der deutschen Literatur durch und suchte die Bücher aus, die ich später näher ansehen wollte, dann machte ich einige Besuche und ging heim.

Den 29. Juli wiederholte ich meine Wanderung. Als ich eben in einer Musikhandlung nach Kompositionen meiner Lieder suchte, kam Ida mit einem Briefe des KR. Hagemann. Ich wurde gewarnt, wenn ich den mir durch die Gnade Sr. Majestät gestatteten Aufenthalt nochmals überschritte, so würde sofort die Ausweisung erfolgen.

Jetzt blieb mir weiter nichts übrig, als mich ruhig zu verhalten. Wie ernstlich die Konsignierung, diese sinnreiche Erfindung und berechtigte hannoversche Eigentümlichkeit aus den Zeiten Ernst Augusts, gemeint war, wurde bald klar: zwei Gendarmen wurden auf dem angrenzenden Gehöfte einquartiert, um mich zu überwachen. Daß sie um meinetwillen da waren, ist erst zur unumstößlichen Gewißheit geworden durch den eigenhändig von Sr. Majestät George V. unterzeichneten Kabinettsbefehl an den damaligen Chef der Gendarmerie C. Poten, der sich in seinem Nachlasse vorfand.

Endlich, den 26. August, nachdem ich durch ein abermaliges Gesuch an den Herrn von Borries nichts erreichte, verließ ich mein St. Helena und begab mich in die Republik Hamburg.

Zur Geschichte „Unserer volkstümlichen Lieder" erhielt ich manchen hübschen Beitrag durch Friedrich August Cropp und Dr. Carl Rudolf Casper. Letzterer, zwar Mediziner, beschäftigte sich gern mit der Volksdichtung und besaß eine große Sammlung seltener neuerer Liederbücher und fliegender Blätter, die ich näher kennen lernte. Dr. Johannes Geffcken, rühmlichst bekannt durch seine kirchengeschichtlichen Forschungen, war so freundlich, mir seine bedeutende Bibliothek zu zeigen, und ich mußte den andern Tag meinen Besuch wiederholen. Wäre mein Aufenthalt von längerer Dauer gewesen, so hätte ich wohl noch manche Privatbibliothek zu sehen bekommen und etwas für meinen Zweck gefunden. So zeitraubend auch täglich meine Arbeit war, so hatte ich doch noch immer Zeit übrig zu geselligem Verkehre: ich besuchte Dr. Friedrich Dörr, Otto Speckter und Siegmund und war einige Tage viel zusammen mit Resch, der eben von Helgoland kam.

Den 8. Oktober traf ich in Berlin ein. Ich wohnte wieder bei Erk. Das war mir für meine Liederforschung höchst willkommen. Ich konnte nun mit ihm in seinen freien Stunden gemeinschaftlich arbeiten und in seiner Abwesenheit seine reichen Sammlungen benutzen. Mehrmals besuchte ich die Königliche Bibliothek.

Ich beschränkte mich jedoch nicht auf die Königliche Bibliothek, eine andere reiche Fundgrube eröffnete sich mir: Freiherr Wendelin von Maltzahn lud mich ein auf seine Schätze.

Während meiner Anwesenheit gelangte die Regentschaftsfrage zur Entscheidung. Am 9. Oktober enthielt die „Volkszeitung“ in fetter Schrift die Nachricht, daß die Kabinettsorder zur Übernahme der Regentschaft dem Prinzen von Preußen ausgefertigt sei. Ich knüpfte an dies Ereignis auch für mich große Hoffnungen, die aber für mich nur Hoffnungen blieben.

Zu Weihnachten wurden wir alle erfreut durch eine reiche Christbescherung von der Altenburg, jedes war bedacht, auch unser kleiner Franz, der auf seinem hübschen Schaukelpferde fröhlichen Mutes in das neue Jahr hineinritt, während uns leider das schöne Fest sehr getrübt wurde, Ida war seit längerer Zeit schon recht krank.

Am 12. Februar, als ich eben von der Bibliothek gekommen und mit Dr. Köhler und Dr. Kräuter unten vor der Tür noch stand, kam der Großherzog, der eben von einem Spaziergange zurückkehrte, auf mich zu, reichte mir die Hand und erkundigte sich nach dem Befinden meiner Frau. Ich war sehr überrascht — seit länger als Jahr und Tag hatte ich den Großherzog nicht mehr gesehen, und meinerseits konnte ich keine Schritte tun, mir eine Audienz zu erbitten. Nach dieser freundlichen Begegnung glaubte ich es wagen zu dürfen, den Großherzog um eine Verwendung für mich in Berlin anzugehen. Schon einige Tage nachher schrieb mir Herr Rat Vent im höchsten Auftrage, „daß Se. königl. Hoheit zusehen werde, was in fraglicher Angelegenheit zu tun sei“. Bei dieser zweifelhaften Aussicht dachte ich: Selbst ist der Mann! und entschloß mich zur Reise nach Berlin.

Kurz vor meiner Abreise hatte ich noch eine Doppelfreude: das erste Heft meiner „Findlinge“ war erschienen, und Asher meldete, daß er mir meine französischen Lieder für 300 Rℓ. mit 15% Abzug abkaufen wolle. Den 1. März trat ich meine Reise nach Berlin an.

Geh. Regierungsrat Justus Olshausen empfing mich recht herzlich. Ich setzte ihn in Kenntnis von meiner mißlichen Lage,

sprach meine Wünsche aus und bat ihn, dieselben dem Minister vortragen und mir Bescheid geben zu wollen. Nach acht Tagen wiederholte ich meinen Besuch. Olshausen war wieder recht freundlich, es schien mir aber sein Gespräch mit dem Minister vorläufig erfolglos geblieben zu sein: „Der Minister wollte sich die Sache noch überlegen." Unterdessen machte ich meine Aufwartung dem Minister R. von Auerswald und dem Minister von Bethmann-Hollweg. Letzterer hörte mich ruhig an: „Ich sage Ihnen vorläufig nichts, weil ich das halte, was ich sage, ich muß mir die Sache in Erwägung nehmen." Ich überreichte ihm meine Geschichte des Kirchenliedes und empfahl mich. Es waren abermals acht Tage vergangen, da besuchte ich wieder GR. Olshausen. Er hatte mit dem Minister gesprochen, ich sollte jetzt nur einfach um eine Unterstützung meiner „Bücherkunde" einkommen. Den Tag vor meiner Abreise nahm ich Abschied von Olshausen. Er fragte mich, ob ich an den Minister bereits geschrieben hätte. Ich las ihm meine Eingabe vor, er war damit einverstanden. Ich bemerkte dann noch: „An eine Professur darf ich wohl nicht denken — nun, ich will mit einer Unterstützung zufrieden sein. Eine Professur würde zuviel Aufsehn machen, und das Ministerium fürchtet sich davor." Olshausen wollte das nicht recht zugeben, aber ich merkte ihm doch an, daß ich recht hatte.

Den 27. März verließ ich Berlin, blieb noch zwei Tage in Leipzig, besuchte S. Hirzel und Hofrat Freytag und war den 29. wieder in Weimar.

Idas Geburtstag, der 11. April, sonst immer ein so frohes Familienfest, wurde uns diesmal durch ihre Krankheit sehr getrübt.

Der lange vorhergesehene Krieg Österreichs gegen Frankreich und Italien war endlich ausgebrochen, und gegen Ende Mais lasen wir schon Berichte über den ersten Zusammenstoß der feindlichen Heere. Österreich tat auf einmal ganz gewaltig deutsch. Durch seine ultramontanen und absolutistischen Vorkämpfer und Anhänger ließ es überall verkünden, der jetzige Krieg sei kein österreichischer, sondern ein rein deutscher. Süddeutschland wurde bald für diese Ansicht gewonnen, und auch bei uns fehlte es nicht an Freunden und Fürsprechern, aus Liebe zur Kleinstaaterei oder mehr noch aus Haß gegen Preußen. Es war einem ehrlichen Deutschen viel zugemutet, sich für Österreich zu begeistern und mitzuhelfen, daß Deutsche ihm in seinem wohlverdienten Unglück das eigene Leben opfern sollten. War es doch dasselbe Österreich, das viertehalbhundert Jahre alles

aufgeboten hatte, jede freiheitliche Entwickelung zu unterdrücken oder mindestens zu hemmen, dies Österreich mit seinen Konkordatlern, Jesuiten, Absolutisten, Windisch-Grätzlern und Haynaus! Sollte Deutschland sich etwa am Kriege gegen Frankreich beteiligen, so war dazu nur ein einziger Grund vorhanden, der voraussichtlich auch noch später vorhanden sein dürfte: Deutschland für sich selbst, nicht für Österreich. Daß ein solcher Krieg jetzt nicht aus dem Bereiche des Möglichen lag, gaben die Rüstungen Preußens und des Deutschen Bundes zu erkennen, und da sich alles rüstete, glaubte ich auch, auf meine Weise mich rüsten zu müssen. Ich sammelte viele meiner früheren Lieder, die mir jetzt in bezug auf Deutschland zeitgemäß schienen. Mit dem Abschreiben und Ordnen war ich bald fertig; am 10. Juni war mein Büchlein gedruckt: „Deutschland über Alles. Zeitgemäße Lieder von Hoffmann von Fallersleben.“ (Leipzig. Voigt und Günther. 1859. kl. 8°. 63 SS.) Mit der Schlacht von Solferino am 24. Juni wurde auch mein Buch geschlagen, das kaum das Licht der Welt erblickt hatte. Der bald darauf folgende Friede von Villafranka beruhigte die Gemüter, und niemand wollte sich aufregen lassen, weder prosaisch noch poetisch. Mein Büchlein konnte nicht einmal vergessen werden, da es ja gar nicht bekannt geworden war. Ich hatte nichts davon als die Freude, daß ich einen Liederstrauß in den Strauß der Parteien hatte werfen wollen; ich konnte mein Honorar nicht einmal verwenden zu den Kriegssteuern, die auch ich nachher bezahlen mußte, da ich keins empfing. Übrigens hatte mein Gemüt gegen Ende Mais schon wieder eine friedliche Stimmung gewonnen, als ob ich geahndet hätte, daß der Weltfrieden bereits im Anzuge wäre. Ich dichtete an einem Kindergesangfeste: „Die vier Jahreszeiten“ und vollendete den Frühling. In den ersten Tagen des Junis wurde ich sehr angenehm überrascht: das Ministerium hatte mir behufs Ausführung meiner „Bücherkunde“ eine Unterstützung von 150 Rt. bewilligt. Ich entschloß mich nun sofort zum Reisen. Mein nächstes Ziel galt der Bibliothek zu Zwickau.

Den 15. Juni brachte ich Ida ins Bad nach Kösen und durchforschte dann die Bibliotheken zu Zeitz und Gera. In Kösen besuchte ich Ida. Sie war so wohl, frisch und heiter, gar nicht zum Wiedererkennen.

Abends pflegten wir zu spazieren, gewöhnlich nach dem Brunnen, und brachten dann wohl einige Stunden zu im Klub, der auch hier unter dem vielversprechenden Namen „Die Erholung“ besteht. Die Unterhaltung drehte sich gewöhnlich um den österreichisch-französischen Krieg. Merkwürdig, ich bin kein

politischer Seher, aber am 13. Juli schrieb ich die wenigen Worte in mein Tagebuch: „Es ist also Friede! und was nun? Krieg gegen Österreich, Krieg für Deutschland!“ — Am 19. Juli kehrte ich nach Weimar zurück, nachdem ich noch vorher zwei Tage mit Ida zusammen gewesen war in Kösen. Am 25. holte ich sie von dort heim. Ich beschloß nun mit den Meinigen eine größere Reise: sie wollten zu den Eltern nach Bothfeld und dort verweilen, während ich Bibliotheken und Freunde in Schlesien besuchte. Über Leipzig, Dresden und Görlitz eilte ich ins schlesische Gebirge, zunächst nach Eichberg bei Hirschberg zu Eduard Kießling, der jetzt Rittergutsbesitzer war. Es tat mir wohl, nach so mancher Anstrengung in den staubigen, dumpfen Bibliotheken als willkommener Gast hier zu leben, in der schönen Natur mich zu ergehen und nach Belieben mich mit mir oder mit den lieben Freunden Eduard und Albert zu unterhalten. So vergingen gar schnell vierzehn genußreiche Sommertage. Ich mußte nun wieder ans Arbeiten denken und begab mich am 29. August nach Warmbrunn.

Der gräfliche Bibliothekar, Wilhelm Burghardt, verschaffte mir bereitwilligst alles aus der Bibliothek, was ich wünschte.

7.—24. September in Breslau. Ich wohnte in Aderholzens Wohnung, sein Arbeitszimmer war jetzt das meinige.

Breslau war seit 48, als ich es zuletzt sah, wieder ein anderes geworden. Auf den Straßen war es noch wühliger, das Gedränge noch viel ärger. An Einwohnern und Häusern hatte es noch mehr zugenommen. Von meinen alten Freunden und Bekannten war mancher heimgegangen; manche Kunde mußte ich hören, die mich sehr schmerzlich berührte. Ich wandelte in den belebten Straßen wie ein Fremder, der nichts mehr findet in der Gegenwart, was sich freudig an die Vergangenheit anreiht.

Da war es mir denn recht angenehm, daß ich einen bestimmten Zweck hatte, der mich herführte und hier festhielt: die Durchsicht der deutschen Literatur in den Bibliotheken. In der Königlichen und Universitäts-Bibliothek war mir die Benutzung sehr erleichtert, da ich wußte, wo und wie ich zu suchen hatte, dagegen waren die Schwierigkeiten in den städtischen Bibliotheken immer noch die alten. Noch einer anderen Ausbeute konnte ich mich erfreuen: Herr Robert Weigelt bot mir seine reiche Autographensammlung zur Benutzung an, und ich fand manchen wertvollen Beitrag für meine „Findlinge“. Mein diesmaliger geselliger Verkehr war übrigens sonst ein angenehmerer, vielseitigerer als in den Tagen der Aufregung im Jahre 48.

Den 25. September trat ich meine Heimreise an. Um nicht denselben Weg wieder zu machen, ging ich über Berlin.

Da ich nun einmal wieder in Berlin war, so wollte ich sehen, ob ich nichts für mich erreichen könnte. Zunächst besuchte ich GR. Olshausen. Er meinte, es sei kein Geld da, vorläufig dürfe ich auf nichts rechnen, ich möchte zu Anfange Februars einkommen um eine Wiederholung der Unterstützung. Den andern Tag ging ich zum GR. Lehnert: „Gehen Sie zum Minister. Lassen Sie sich auf Redensarten nicht ein! Wenn er Ihnen sagt, ich will Sie anstellen, dann ist es gut.“ — So ging ich denn zum Minister. Als ich ihm meinen Wunsch aussprach, wieder angestellt zu werden, sagte er: „Das ist mir ganz neu, darüber habe ich noch nie nachgedacht.“

Den 10. Oktober verließ ich Berlin, blieb noch zwei Tage in Köthen und kam den 13. in Weimar an. Den 15. Oktober war der Hochzeitstag der Prinzeß Maria von Wittgenstein-Sayn. Tags vorher hatte ich sie beglückwünscht und ihr einige Kleinigkeiten zum Andenken überreicht. Daß dieser Tag auch für mich ein Glückstag sein sollte, konnte ich nicht ahnden: aus liebevoller Teilnahme für uns hatte mich die Prinzessin dem Herzog von Ratibor empfohlen, und diese Empfehlung war von bestem Erfolge. Den 20. holte ich Ida und Franz auf ihrer Reise von Bothfeld in Kösen ab. Wir waren nun alle wieder beisammen und gingen mit neuen Hoffnungen ins neue Jahr hinein.

Der Herzog von Ratibor wollte mich erst persönlich kennen lernen und Rücksprache mit mir nehmen, ehe er mir die Stelle eines Bibliothekars in Corvey antrüge. Als ich die Anwesenheit des Herzogs in Berlin erfuhr, reiste ich hin. Ich erbat mir Audienz, und schon auf den folgenden Morgen (11. Februar) wurde ich zu ihm beschieden. Der Herzog war sehr huldreich. Ich sprach meine Wünsche aus, und wir waren bald einig, nur meinte der Herzog noch, ich möchte doch erst mir die Bibliothek ansehen und Bericht erstatten, er wisse ja auch nicht, ob mir die Sache genehm wäre 2c. Ich begab mich nun nach Corvey, machte meinen Bericht und kehrte den 2. März nach Berlin zurück. Den folgenden Tag empfing mich der Herzog. Nachdem wir alles erwogen, meinte Durchlaucht, wir wollten nun jeder einen Vertrag aufsetzen, der bessere solle dann gelten. Ich machte den meinigen, konnte ihn aber erst den 5. März vorlegen, weil der Herzog immer verhindert war, mich zu empfangen. Er teilte mir nun den von ihm eigenhändig entworfenen und unterzeichneten Vertrag mit, und weil derselbe weit besser war

als der meinige, so unterzeichnete ich ihn. Froh und dankbar nahm ich Abschied. Den Abend war ich schon in Halle, den andern Mittag (6. März) zu Hause, freudig von den Meinigen empfangen. Ich hatte nun viel mit Korrigieren zu tun. Bei meiner Ankunft fand ich fünf Bogen vor. Ein Buch war wenigstens wieder vollendet: „Findlinge. Zur Geschichte deutscher Sprache und Dichtung von Hoffmann von Fallersleben." (Erster Band. Leipzig. W. Engelmann 1860.)

An den Gesellschaftsliedern wurde fleißig gedruckt. Da sie eine weimarische Arbeit noch sind, so mögen auch sie hier eine Stelle finden: „Die deutschen Gesellschaftslieder des 16. und 17. Jahrhunderts. Aus gleichzeitigen Quellen gesammelt von Hoffmann von Fallersleben." (1. u. 2. Teil. Zweite Auflage. Leipzig. W. Engelmann. 1860.)

Am 9. April wohnte ich zum letzten Male dem Vereine bei. Es war ein Abendessen im Stadthause. Ich erwiderte das Hoch auf mich mit einem Spruch. Der Abschied von allen den lieben Freunden und Bekannten ging mir sehr nahe, von niemandem mehr als von Liszt, denn es schien mir ein Abschied auf Nimmerwiedersehn. Was ich auch ihm aus vollem Herzen sagen konnte, sagte er mir im letzten Augenblicke unseres Scheidens: „Die schönsten Stunden, die ich hier verlebt, habe ich dir mit zu verdanken."

Wir hatten nun genug zu tun mit unserer Übersiedelung. Nachdem meine Bücher und Schriften eingepackt waren und ich überall Abschied genommen hatte, ging ich den Meinigen voran nach Corvey. Den 25. April traf ich ein, und den 1. Mai übernahm ich das Amt eines Bibliothekars Sr. Durchlaucht des Herzogs von Ratibor, Fürsten von Corvey.

Victor amandus Dux nobis haec otia fecit.

Namenregister.

Anmerkungen

Anmerkungen zu Teil 1.

Für die Anmerkungen zu Teil I wurde insbesondere das von Gerstenberg in seiner Ausgabe der Werke Hoffmanns von Fallersleben beigebrachte Material verwertet.

Lyrische Gedichte.

Dichterleben.

Das Lied.

Widmung. (S. 3.) Zuerst mit den Gedichten 1837 erschienen.

Ein Lied aus meiner Zeit. (S. 5.) Entstand im Juni 1842. Ein Jahr vorher waren die „Unpolitischen Lieder" herausgekommen.

Das Leben.

An der Mosel. (S. 9.) Auf der Reise, die Hoffmann nach Holland führte, im Mai 1821 gedichtet.

In der Christnacht. (S. 11.) Das Gedicht ist im Dezember 1821 entstanden. — V. 21 f. beziehen sich auf den Sommer in Holland und auf die Liebe zu Meieli.

Vorwärts! (S. 12.) In der ältesten Handschrift sind diesem im Sommer 1822 gedichteten Verse drei Strophen vorangestellt:

Der Zauber alter Zeiten
Kehrt nimmermehr zurück.
Drum will ich weiter schreiten,
Denn vor mir liegt das Glück.

Wer nur Erinnrung liebet,
Dem bringt Erinnrung Leid.
Wer sich dem Schmerz ergiebet,
Lebt nur in Traurigkeit.

Und wer noch lange zagen
Und zaudern will in Ruh',
Schließt sich in schönen Tagen
Das Reich der Zukunft zu.

„Das Reich der Zukunft" bedeutete seine neue Liebe zu Arlikona.

Hinträumen so den ganzen Tag. (S. 13.) Vgl. hierzu die Stimmung in T. III, „Mein Leben", S. 112, Z. 39.

Morgenlied. (S. 17.) Zum Geburtstage der Frau von Winterfeld, 20. Juni 1831.

Niemandes Herr, niemandes Knecht. (S. 20.) Bezieht sich auf den in dieser Zeit sich vollziehenden Austritt aus der Breslauer Bibliothek (November 1838).

Laßt mich ruhen, laßt mich träumen! (S. 23.) Während eines Aufenthalts in Bonn (1854) gedichtet.

Ein Raudener Abendbild. (S. 27.) Verfaßt 1864 bei einem Besuche auf einer Besitzung des Herzogs von Ratibor in Oberschlesien.

Du sollst nicht immer klagen! (S. 29.) und die folgenden Gedichte bis S. 35 gehören, wie aus dem Stimmungsgehalt ersichtlich wird, den letzten Lebensjahren des Dichters an.

Die wilden Gänse ziehn nach Norden. (S. 29.) Am 27. März 1870 gedichtet.

Später Sommer (S. 30.) und So möcht' ich blühn wie diese Rosen (S. 31.) wurden unter den „Rosenliedern" in der „Illustrierten Frauenzeitung", hsg. von Franz Lipperheide, 1873 veröffentlicht.

Dichters Familienleben.

Eine Blum' ist aufgegangen (S. 35.), Dem Abend näher als dem Morgen (S. 36.) und Zum 11. April 1851 (S. 36.) sind an seine Frau gerichtet.

Nach Edwards Tode. (S. 39.) Eines wenige Wochen alten, im Jahre 1858 verstorbenen Söhnchens des Dichters.

Was soll ich hoffen noch hienieden! (S. 40.) Nach Idas Tode verfaßt.

Für Franz. (S. 43.) Der einzige überlebende Sohn des Dichters, der als Maler in Berlin lebt.

Liebesleben.

Aus dem Zyklus: Lieder und Romanzen.

S. 47ff. Diese erste Ausgabe von Hoffmanns Gedichten erschien Anfang 1821. Die meisten sind der Liebe seiner Bonner Studentenzeit zu dem Poppelsdorfer Gretchen, einige wenige den Beziehungen zu Henriette v. Schwachenberg entsprungen.

Aus dem Zyklus: Lieder an Meieli.

S. 55f. Vgl. hierzu T. III, „Mein Leben", S. 86f.

Aus dem Zyklus: Frühlingslieder an Arlikona.

S. 56f. Vgl. hierzu T. III, „Mein Leben", S. 117, und das Lebensbild, T. I, S. XXVf.

Aus dem Zyklus: Eintagschönchen.

S. 58. In den „Gedichten" 1827 erschienen. Den Titel „Eintagschönchen" hat Hoffmann einer Gedichtsammlung des Freiherrn von Meusebach, „Eintagschönchen, auf- und abgeblüht zu Koblenz an dem Rheine" (1814—18) entlehnt.

Aus dem Zyklus: Liebe und Leid.

S. 58ff. Er ist (1853) aus drei früheren Sammlungen zusammengesetzt: 1. Lieben und Leiden, 2. Klagen, 3. Nachklänge. Die Gedichte der zweiten Gruppe (S. 60ff. „Was singst du Herz“ usw.) sind (1829) an Karoline von Meusebach gerichtet; die übrigen haben kein gemeinsames Objekt; einige gelten Davida von Thümen.

Aus dem Zyklus: Die letzten Blumen.

S. 62. An Davida von Thümen gerichtet; die Gedichte sind 1830 als Sonderdruck erschienen.

Aus dem Zyklus: Liebe und Frühling.

S. 62. 1833 gedichtet, 1834 in Brands „Schlesischem Musenalmanach“ erschienen.

Aus dem Zyklus: Frühlingsliebe, Aus dem Zyklus: Winterbilder.

S. 63ff. Beide sind 1835 entstanden.

Aus dem Zyklus: Buch der Liebe.

S. 65. Zuerst als selbständiger Druck 1836 erschienen, mit Hinzufügungen und Streichungen einzelner Gedichte in den „Gedichten“ 1843 und 1874 gedruckt.

Fordre keinen Glanz und Schimmer. (S. 67.) Auch: Fodre usw. Hoffmann verwendet beide Formen.

Aus dem Zyklus: Poppelsdorfer Erinnerungen.

S. 75. Bei einem Aufenthalt in Bonn 1836 als Erinnerungen an Hoffmanns Studienjahre und Gretchen entstanden.

Aus dem Zyklus: Helgoländer Lieder.

S. 77. 1840, während des Dichters erstem Aufenthalt auf Helgoland verfaßt.

Aus dem Zyklus: Johanna-Lieder.

S. 78. Diese an Johanna Kapp gerichteten Lieder sind sämtlich im Laufe des Jahres 1847 entstanden und 1851 zuerst in den „Liebesliedern“ veröffentlicht worden.

O schöner Tag! (S. 79.) V. 19: Als ob wir uns schon in den Armen lagen. In einer Handschrift: Als wir uns traulich in den Armen lagen.

Als nun endlich dein Geheimnis. (S. 99.) Johannas Geständnis ihrer Liebe zu Ludwig Feuerbach.

Baum meiner stillen Liebe (S. 99.) und Wie vom Glanz der Abendröte (S. 100.) waren ursprünglich als politische Lieder gedacht; sie sind handschriftlich „Zwei Herbstlieder eines März-Deutschen“ überschrieben.

Aus dem Zyklus: Ida, Aus dem Zyklus: Heidelieder.

S. 100ff. 1849 nach der Verlobung mit Ida zum Berge entstanden.

Aus dem Zyklus: Lieder einer Heimgebliebenen.

S. 103. An Johanna gerichtet (1850).

Aus dem Zyklus: Leiden und Liebe.

S. 105. Dem Wiedersehen mit Meieli 1854 entsprungen.

Aus dem Zyklus: Alpenröschen.

S. 106. Während eines Aufenthalts am Kochelsee in Oberbayern 1856 entstanden.

Kinderleben.

Wiegenlieder. (S. 110 ff.) Die ersten fünf Nummern wurden ausgewählt aus den sieben Wiegenliedern, die zuerst als „Siebengestirn gevatterlicher Wiegenlieder für Frau Minna von Winterfeld" 1827 gedruckt wurden.

Für Elsbeth Nathusius. (S. 113.) Hoffmann dichtete dieses Lied 1847 während eines Besuches bei Wilhelm von Nathusius auf dessen Gut Königsborn.

Lieder für Sigismund. (S. 115ff.) Auch diese Lieder für sein Patenkind Sigismund von Winterfeld hat der Dichter 1828 in zwei Sonderdrucken erscheinen lassen als „Zeitlosen aus Gevatters Garten" und „Sigismundana ad fidem membranae cordis sui fideliter publicata . . . ab Henrico custode". — S. 119, V. 17ff. Und soll ich dir eins bringen. In andern Ausgaben der „Kinderlieder" hat Hoffmann statt dieser Strophe:

Wenn ich gen Himmel schaue,
So fällt mir immer ein;
O laßt uns auch so freundlich
Wie diese Schäfchen sein!

Das Lied der tapferen Soldaten. (S. 122.) V. 27. Schmetterling' und Vögel jagen. In der Handschrift und in der ältesten Ausgabe lautet der Vers: „Frösche, Fisch' und Vögel jagen".

Was mir fehlt. (S. 124). Die Verse 7, 14, 21, 28 und 35 im Manuskript der Ausgabe letzter Hand.

Hampelmann. (S. 127.) Die folgenden Gedichte bis S. 130 und vereinzelte spätere gehören zu „Fränzchens Liedern", die Hoffmann 1856—58 für seinen Sohn gedichtet und 1859 publiziert hat.

Der kleine Soldat. (S. 128.) V. 1. Unser Fränzchen will spazieren. In zwei Handschriften und in Donops „Kinderliedern" heißt es: „Putjemeier will spazieren".

Hinz und Klaus. (S. 132.) Auch im ersten Teil der „Unpolitischen Lieder" als „Diplomatische Klarheit und Kürze" erschienen.

Der verwaisete Knabe. (S. 140.) Freie Übertragung aus dem Litauischen.

Hund und Katzen. (S. 145.) Der unverkennbar satirische Charakter des Gedichts hat Hoffmann veranlaßt, es auch unter die „Unpolitischen Lieder“ als „Mauskätzchen“ aufzunehmen.

Unsre lieben Hühnerchen. (S. 145.) Ebenfalls im zweiten Teile der „Unpolitischen Lieder“ erschienen.

Das Mäuselein. (S. 165.) Nach einem Liede von G. Authenius in „De Zweep“.

Die Eisbahn (S. 183.) und die folgenden Gedichte bis S. 191. In seinem Tagebuch unter dem 20. Dezember 1854 bezeichnete Hoffmann diese literarisch wertlosen Produkte als „lyrisch-dramatische Kinderlieder“.

Aus dem Zyklus: Die vier Jahreszeiten.

S. 191 ff. Nur die poetisch wertvollen Lieder des 1860 erschienenen Zyklus wurden aufgenommen; der verbindende Text wurde an dieser Stelle ganz weggelassen.

Winters Abschied. (S. 192.) Strophe 2 fehlt in älteren Ausgaben.

Frühlingslied. (S. 194.) Strophe 5 fehlt in einigen Ausgaben.

Frühlingslust. (S. 196.) In zwei Ausgaben folgt der ersten Strophe gleich diese:

Juchheißa juchhei!
Wie schön ist der Mai!
Wir wollen auch singen
Und tanzen und springen
In Wald und in Feld,
Juchhe! durch die Welt!
La la la usw.

Herbstlied. (S. 202.) V. 9 ff. Er hat die Keller und die Speicher. An Stelle dieser Strophe heißt es in sämtlichen anderen Drucken:

Voll sind die Speicher nun und Gaden,
Daß nichts uns mehr gebricht.
Wir wollen ihn zu Gaste laden,
Er aber will es nicht.

Jahrmarktslied. (S. 204.) V. 25 ff. O welch Vergnügen aller Art usw. In der Sammlung „Rheinleben“ (1851), in der das Gedicht unter dem Titel „Der Leiermann von Bieberich“ erschien, folgen hier die Verse:

Der alte Fritz mit Stock und Zopf
Und Tressenhut auf seinem Kopf,
Napoleon, der große Mann
Und Schinderhannes neben dran.

Hier präsentier' ich selber mich,
Der Leiermann von Bieberich.
Nun kauft das schöne Lied mir ab;
Was ich für euch gedichtet hab'.

Noch einen Rat zu guter Letzt:
Jetzt einen Schoppen draufgesetzt!
Und dann spazieret froh nach Haus,
Legt euch zu Bett und schlafet aus!

Der Eislauf. (S. 210.) Die Strophen 3 und 4 fehlen in der Ausgabe der „Jahreszeiten" und stehen offenbar auch in einem auffälligen zeitlichen Gegensatz zu den vorhergehenden.

Volksleben.

Wein und Gesang.

S. 223. Der Dichter veröffentlichte Trinklieder außer in den verschiedenen Ausgaben seiner Gedichte insbesondere in der „Muckiade oder Herrn Mucks Sonnenfahrt und Tod" (1828), im „Weinbüchlein. Zum Besten der wasserbeschädigten Schlesier" (1829), beide von der „Zwecklosen Gesellschaft" in Breslau herausgegeben, in den 1830 erschienenen „Poesien der dichtenden Mitglieder des Breslauer Künstlervereins" und in „Unser Weinhaus. Weinlieder und Sprüche von H. v. F." (Dresden 1875).

Auf einer Rheinfahrt. (S. 223.) In den Bonner Burschenliedern 1819 veröffentlicht.

Schwabenkrieg. (S. 232.) Satire auf Reibungen in den Breslauer Künstlerkreisen, wurde auf dem Dürerfest 1836 gesungen.

Der verlegene Wirt. (S. 232.) Das Gedicht ist ursprünglich als politisches Lied gedacht und wurde im ersten Teil der „Unpolitischen Lieder" unter der Überschrift „Erläuterung zum 13. Artikel der Bundesakte" veröffentlicht. Vgl. T. III, „Mein Leben", S. 181, Z. 6.

Burschenlied. (S. 234.) Der Anfang ist einem alten Studentenlied entnommen, publiziert in Wuttkes „Jahrbuch der deutschen Universitäten" (1842, Bd. I, S. 391f.).

Kommerslied beim Erinnerungsfeste. (S. 235.) Gelegenheitsgedicht zum X. Congrès scientifique de France im Jahre 1842. Vgl. T. III, „Mein Leben", S. 223.

Bruder Lustig (S. 237.) bis Immer lustig! (S. 239.) sind der Sammlung „Rheinleben" (1851 und 1865) entnommen.

Ihr noch nie genug geehrten. (S. 244.) Aus: „Lieder aus Weimar" (1854).

Abschied. (S. 251.) V. 1. Morgen müssen wir verreisen. In den „Soldatenliedern" (1851) heißt es „marschieren".

Der gefangene Jäger. (S. 253.) Die Überschrift lautet in den „Jägerliedern" (1828) und in den „Gedichten" (1837): „Der Jäger auf der Kirchweih"; auch im Text weichen die Fassungen voneinander ab.

Die Trommeln und Pfeifen (S. 262.) bis O welche Lust, Soldat zu sein! (S. 263.) Diese drei Lieder greifen auf die Sammlungen „Soldatenlieder von H. v. F." (1851) und „Soldatenleben" usw. (1852) zurück.

Das Landsknechts Kirmeslied (S. 264.) bis Im Lager (S. 274). Hoffmanns wissenschaftliche Studien zeitigten die „Lands-

knechtlieder" schon in den Jahren 1825 und 1826. In den „Gedichten" (1827) stehen sie als besondere Gruppe; 1868 sind sie als „Lieder der Landsknechte unter Georg und Kaspar Frundsberg" erschienen.

Von den vier Temperamentis. (S. 265.) V. 14. Schanz. Von dem französischen chance.

Schlachtgesang. (S. 266.) V. 9. die Arkelei. Im 16. und 17. Jahrhundert Bezeichnung für die Artillerie.

Schlacht von Pavia. (S. 268.) V. 20. nimm das Königsschwert. Das Schwert des Königs Franz I., das Karl V. dem Frundsberg zusprach.

Der von Frundsberg. (S. 269.) V. 9. Viel Feind', viel Ehr'! Wahlspruch Georg von Frundsbergs. — V. 15. Schabab. Das Abgeschabte, das man verächtlich beiseitewirft.

Bei der Belagerung. (S. 271.) V. 1. Haken = schwere Schießgewehre, die an hölzernen Haken auf einem Gestell befestigt wurden. — Schlangen = lange Kanonen. — V. 20. Sperber, Eul' und Nachtigall. Namen von Geschützen. — V. 22. Lot noch Kraut = Blei noch Pulver.

Im Lager. (S. 274.) V. 1. Quater = die vier Augen des Würfels. — Daus. Vom griechischen δυάς, die Zweizahl. — V. 3. visierlich = artig, nett.

Anmerkungen zu Teil 2.

Zeitgedichte.

Zeitgedichte bis zum Jahre 1849.

Unpolitische Lieder. Erster Teil.

S. 11. Zur Geschichte der „Unpolitischen Lieder", vergl. T. III, „Mein Leben", S. 182 f.

Zarte Rücksichten. (S. 15.) V. 17. Was würde Holland wohl, was China sagen. Anspielung auf die angebliche Priorität der beiden Länder in der Erfindung der Buchdruckerkunst.

Die Denkmalwütigen. (S. 15.) Die bayerische Walhalla und die Errichtung des Hermannsdenkmals im Teutoburger Wald gaben dem Dichter Veranlassung zu seiner Kritik.

Der deutsche Zollverein. (S. 19.) Er war 1834 zwischen Preußen und den mittel- und süddeutschen Staaten zum Abschluß gekommen und belebte, neben der Hebung der materiellen Interessen, das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit.

Mützen. (S. 21.) Dazu die Bemerkung des Dichters, die er 1828 niedergeschrieben hatte: „Nicht jede Mütze ist eine Mütze des heiligen Francesco di Girolamo, welche die Wundertätigkeit ihres Heiligen nach seinem Tode erlebte . . ., auch nicht die französische Freiheitsmütze, die auf Napoleons Haupte zur Kaiserkrone ward und halb Europa sich untertänig machte; auch nicht die bekreuzte Kriegesmütze, unter welcher jeder Preußenkopf ein Gorgonenkopf ward gegen Deutschlands Feinde — aber etwas pflegt doch jede Mütze zu sein, und unsere heutigen Mützen sind alle etwas, und — soll ich es denn einmal sagen — alle Schlafmützen."

Lapidarstil. (S. 23.) Hier und in manchen der folgenden Gedichte macht sich Hoffmanns Antipathie gegen die klassische Philologie geltend.

Die monarchischen Frommen. (S. 24.) Bezieht sich auf das unter Friedrich Wilhelm IV. herrschende Regime des Pietismus.

Die Abtrünnigen. (S. 25.) Im Manuskript überschrieben: „Wasser, Eis, Schnee, die natürliche, jedoch nicht politische Dreieinigkeit".

Die beiden Strauße. (S. 26.) Gemeint sind Johann Strauß (1804—49), der „Walzerkönig", der ganz Europa enthusiasmierte, und David Friedrich Strauß (1808—74), dessen „Leben Jesu" 1835 erschienen war.

Die Meisten. (S. 38.) In der Handschrift folgt zwischen Strophe 1 und 2:

Unter eures Gottes Fahnen
Trotzet ihr der Zeiten Grimm,
Geht's auch andern Untertanen
Heutzutage noch so schlimm.

Staatspapiere, Gold und Schätze
Werft ihr fröhlich über Bord;
Fischt ihr doch in eurem Netze
Perlen aus des Herzens Hort.

Nach Strophe 3:

Winterkält' und Sommerschwüle
Einet ihr zum Blumenstrauß;
Untertänige Gefühle
Sprecht ihr alle Stunden aus.

Armin. (S. 40.) V. 72. Okens „Isis". Der Naturforscher Lorenz Oken gab von 1817 an die „Isis" heraus, eine vorzugsweise naturhistorische Zeitschrift. Über Hoffmanns Beiträge vgl. T. III, „Mein Leben", S. 50. — V. 79. Zeune. Johann August Zeune (1778—1853), Geograph, Verfasser von Schriften über den Blindenunterricht, Übersetzer der Nibelungen, Begründer der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin. — V. 80. Maßmann. Hans Ferdinand Maßmann (1797—1874), Germanist und Förderer der Turnkunst, 1840 noch in München. — V. 124. den Sieben. Die sieben Göttinger Professoren, die gegen den Verfassungsbruch des Königs Ernst August von Hannover im Jahre 1837 einen Protest erließen, der ihre Absetzung und Ausweisung zur Folge hatte. — V. 135. von wegen gemischter Ehn. Zwischen der katholischen Kirche und der preußischen Regierung war seit 1825 ein Streit entbrannt: die Regierung forderte, daß Kinder aus gemischten Ehen in der Religion des Vaters aufgezogen werden sollten; die katholische Kirche aber gab ihren Segen nur jenen gemischten Ehen, wo die Frau (sie war in den meisten Fällen der katholische Teil) gelobte, ihre Nachkommenschaft katholisch zu erziehen.

Unpolitische Lieder. Zweiter Teil.

Seehandlung. (S. 55.) Diese von Friedrich dem Großen 1772 mit der Bestimmung, auswärtigen Handel zu treiben, gegründete Anstalt war im Laufe des 19. Jahrhunderts immer mehr zu einem großen Bankinstitut geworden, das sich an allen möglichen Fabrik- und Handelsunternehmungen beteiligte und seit 1834 auch das Königliche Leihamt betrieb. Über diese Konkurrenz auf allen Gebieten herrschte allgemeine Unzufriedenheit.

Die historische Schule. (S. 56.) Zu den Führern der historischen Schule gehörte der Rechtslehrer Friedrich Karl von Savigny. Vgl. die Anmerkung zu S. 102.

Kuhschnappelsche Torsperre. (S. 59.) Das Gedicht kritisiert Hamburger Verhältnisse; es trägt in der Handschrift den Titel: „Hamburger Torsperre".

Anastasius Grün. (S. 64.) Wie Herwegh, Dingelstedt und andere liberale Dichter schenkte auch Hoffmann einer Meldung der Leipziger „Deutschen Allgemeinen Zeitung" unberechtigterweise Glauben, daß der Dichter der „Spaziergänge" und des „Schutt" seiner Gemahlin zuliebe sich um den Habsburger Kammerherrnschlüssel bewerbe.

Eine himmlische Etymologie. (S. 66.) In der Handschrift steht folgendes Motto: „Du sollst aber doch lieb haben den Teufel, und was für einen Teufel? Den armen Teufel. Nach Abraham a Santa Clara."

Philister über dir, Simson! (S. 67.) Ein zweites Motto findet sich in der Handschrift: „daz mich êren solde, daz unêret mich. Walther von der Vogelweide".

Die alte Leier. (S. 68.) V. 8. Der König wird uns glücklich machen. Auf Friedrich Wilhelm IV. zu beziehen, auf den bei seiner Thronbesteigung große Hoffnungen gesetzt wurden.

Chinesisches Loblied. (S. 73.) Der Dichter liebt es, preußisch-deutsche Verhältnisse ins alte China zu übertragen.

Die Julirevolution. (S. 77.) Vgl. T. I, „Kinderleben", S. 145, und die Anmerkung dazu.

Die deutschen Fahnen zu Paris. (S. 78.) Das Gedicht wurde durch die Vorbereitungen zur Überführung der Leiche Napoleons I. von St. Helena nach Paris hervorgerufen.

Notre-Dame. (S. 78.) Gemeint ist der trotz seiner Monstrositäten bedeutende Roman Victor Hugos „Notre-Dame de Paris".

Jakob Grimm. (S. 79.) V. 8. Frankreichs Ehrenlegion. Am 8. November 1841 schrieb Jakob Grimm an den Dichter: „Für die schleife oder das laub, das Sie mir an meinen französ. orden gehängt haben, danke ich schönstens."

Deutsche Lieder aus der Schweiz.

S. 85. Hoffmann ließ diese Lieder anonym im Verlage des „Literarischen Comptoirs" von Julius Fröbel 1843 erscheinen. Erst die 3. Auflage trug den Namen des Dichters. — An Stelle des hier abgedruckten Mottos von Jean Paul findet sich in der 3. Auflage folgendes: „Jeder Staat, der seine Handlungen auf Weisheit, Kraft und Gerechtigkeit gründet, gewinnt allemal, wenn sie durch Publizität ins helle Licht vors Publikum gesetzt werden, die nur denjenigen Regierungen gefährlich ist, die dunkle und versteckte Schleichwege lieben. Staatsminister Graf von Herzberg in der Berliner Akademie am Tage der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms II."

Das Lied von Sandomir. (S. 89.) Dieses Lied ist unverkennbar gegen Preußen gerichtet, wie schon das frühere „Eine Singstimme" (S. 77.).

Ewige Grenzsperre. (S. 99.) Während Preußen wiederholt, entgegen der öffentlichen Meinung, sich zu Kartellverträgen mit Rußland bewegen ließ, sperrte ein kosakischer Kordon den preußischen Ostprovinzen die Grenze.

Lied der Unfähigen. (S. 101.) In den „Deutschen Liedern aus der Schweiz" stehen zwischen der ersten und zweiten Strophe die Verse:

Unfähig hat er uns genannt,
Der Mann von Gottes Gnaden.
Wir aber halten dennoch Stand,
Wir kämpfen für das Vaterland
Was kann ein Wort uns schaden?

Neujahrslied aller Deutschen für 1845. (S. 102.) V. 12. Die fahre nach Jerusalem. Anspielung auf die Begründung eines Bistums Jerusalem durch Friedrich Wilhelm IV. und Viktoria von England. — V. 13. Mit ihrem Ritter Bunsen. Chr. Karl Josias von Bunsen (1791—1860), preußischer Gesandter in London, Verfasser der „Zeichen der Zeit", war einer der Bevorzugten des Königs, seiner kirchlichen und staatsmännischen Ansichten wegen. — V. 37. Savigny. Friedrich Karl von Savigny (1779—1861), ausgezeichneter Lehrer des römischen Rechts, Verfasser einer „Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter" und des „Systems des heutigen römischen Rechts"; Hoffmann wendet sich des öfteren gegen ihn. Vgl. die Anmerkung zu S. 56. — V. 43. Tauchnitz. Der 1798 begründete Verlag Tauchnitz beschäftigte sich mit der Herausgabe griechischer und römischer Klassiker. — V. 48. Dahlmann. Friedrich Christoph Dahlmann (1785—1860), hervorragender Historiker und Politiker, Professor in Kiel, Göttingen und Bonn; Verfasser der Protestation der „Göttinger Sieben", der in den Frankfurter Bundestagsverhandlungen als Anhänger des deutschen Einheitsgedankens unter Preußens Hegemonie eine bedeutende Rolle spielte. Er hat eine Geschichte Dänemarks, die Geschichten der französischen und englischen Revolution, ein Handbuch der Politik usw. verfaßt. Aus dem letztern stammt das von Hoffmann angeführte Zitat.

Aus den „Deutschen Gassenliedern". 1843.

S. 104ff. Die „Deutschen Gassenlieder" erschienen 1843 im Verlage des Literarischen Comptoirs in Zürich; vgl. T. III, „Mein Leben", S. 235.

Das Lied vom deutschen Ausländer. (S. 107.) V. 5—8. Kein Österreich, kein Preußen mehr usw. Diese auch in den folgenden Strophen wiederkehrenden Verse gehen auf die viel, aber unrichtig zitierte Äußerung des späteren Reichsverwesers, des Erzherzogs Johann von Österreich, beim Kölner Dombaufeste zurück: „So lange Preußen und Österreich, so lange das übrige Deutschland, so weit die deutsche Zunge klingt, einig sind, werden wir unerschütterlich dastehen wie die Felsen unserer Berge." Im Volksmunde wurde daraus der Spruch: „Kein Österreich, kein Preußen mehr — ein einiges Deutschland".

Aus den „Deutschen Salonliedern". 1844.

S. 108ff. Die „Deutschen Salonlieder" sind fast durchweg 1843 in Dresden entstanden; veröffentlicht wurde die Sammlung 1844 vom Literarischen Comptoir.

Schweigetaler. (S. 108.) Satire auf die von Friedrich Wilhelm IV. unterstützten Dichter Freiligrath, Geibel, Kopisch.

Zu Badens Verfassungsfeier am 22. August 1843. (S. 110.) Vgl. T. III, „Mein Leben", S. 240.

Aus dem „Maitrank". 1844.

S. 111ff. Unter dem fingierten Verlagsort Paris erschienen, ist die Sammlung „Maitrank" von einem Mecklenburger Freunde Hoffmanns heimlich in Druck gegeben worden; vgl. T. III, „Mein Leben", S. 256.

Morgen, Herr Vischer! (S. 113.) Friedrich Theodor Vischer (1807—87), Ästhetiker der Hegelschen Schule, wegen einer freisinnigen Antrittsrede von seiner Professur in Tübingen suspendiert, wirkte er später in Zürich und Stuttgart. Werke: „Ästhetik oder Wissenschaft des Schönen", „Kritische Gänge", „Goethes Faust", „Auch Einer" usw.

Aus den „Hoffmannschen Tropfen". 1844.

S. 116ff. Die „Hoffmannschen Tropfen" erschienen 1844 im Verlage des Literarischen Comptoirs in Zürich.

Aus den „Texanischen Liedern". 1846.

S. 119ff. Die Sammlung „Texanische Lieder" ist unter fingiertem Druckort, anonym und ohne Jahr erschienen. Über die Entstehung vgl. T. III, „Mein Leben", S. 244, 281, 283.

Aus dem „Schwefeläther". 1847.

S. 122ff. „Schwefeläther" ist unter fingiertem Druckort und Jahr erschienen. 1847 gedruckt.

Diavolini. 1848.

S. 126ff. Die „Diavolini" entstammen der italienischen Reise (1844) des Dichters. Zuerst im „Deutschen Taschenbuch" (Jahrgang I, Zürich und Winterthur) erschienen, wurden sie 1848 als selbständiges Buch veröffentlicht (Darmstadt, C. W. Leske), mit Anmerkungen und von Anton Fahne mit einer Einleitung versehen.

Aus den „Zwölf Zeitliedern". 1848. 1849.

S. 135ff. Die „Zwölf Zeitlieder" sind zusammengestellt aus vier Drucken, die in den Jahren 1848 und 1849 erschienen sind.

Nachgelassenes. 1840—1849.

Old-Mecklenborg for ever! (S. 136.) Im „Mecklenburgischen Volksbuch für das Jahr 1846" erschienen.

Zeitgedichte vom Jahre 1850 an.

Aus den „Heimatklängen". 1851.

S. 139ff. Die „Heimatklänge" sind in Bingerbrück gedichtet, in Neuwied 1851 erschienen (bei J. G. Wirth Sohn, Mainz).

Nun öffnet Tür und Gaden! (S. 139.) Das Gedicht ist aus der freudigen Stimmung heraus geschrieben, die die Errichtung des konstitutionellen Staatsgrundgesetzes in Preußen im Februar 1850 in dem Herzen des Dichters wachrief.

So mußten wir es denn erleben. (S. 140.) Die Zertrümmerung der Unionsbestrebungen und die Wiederkehr der alten vormärzlichen Verhältnisse, die mit dem Jahre 1851 begann.

Nachgelassenes. 1850—1859.

Eine hannoversche Ausweisung mit preußischer Paßkarte (5. August 1853). (S. 144.) Vgl. T. III, „Mein Leben", S. 341f.

Lieder für Schleswig-Holstein. 1863. 1864.

S. 145f. Diese Lieder entstammen vielfach früheren Jahren. Eine Anzahl Drucke liegen aus den Jahren 1863 und 1864 vor.

Schleswig-Holstein. (S. 145.) V. 5 und 12. Diese Verse finden wir schon in einem ältern Gedichte.

Nachgelassenes. 1860—1874.

Kaiser Wilhelm. (S. 147.) Umdichtung des Liedes aus Marschners „Templer und Jüdin": „Wer ist der Ritter hochgeehrt?" Ursprünglich hieß es „König" Wilhelm; nach der Kaiserkrönung wurde es entsprechend geändert.

Herbstlied. (S. 148.) V. 19. Herr von Mühler. Heinrich von Mühler (1813—74) übernahm 1862 das Kultusministerium, das er untätig und in pietistisch-kirchlicher Gesinnung führte. 1872 wurde er seines Amtes enthoben. Verfasser der „Geschichte der evangelischen Kirchenverfassung in der Mark Brandenburg (1846), „Grundlinien einer Philosophie der Staats- und Rechtslehre nach evangelischen Prinzipien" (1873), „Gedichte" (1842 und 1879).

Des Reiches Freund, der Pfaffen Feind. (S. 149) Dies Gedicht floß aus der heftigen Parteinahme Hoffmanns im beginnenden Kulturkampf. Seine poetischen Angriffe zogen ihm in seinem engeren Kreise wütende Schmähungen zu; die Berliner „Germania" denunzierte ihn sogar, allerdings erfolglos, beim Herzog von Ratibor.

An die deutschen Kriegspoeten. (S. 151.) Hoffmann schrieb am 10. August 1872 an Ebeling: „Zwei neue Krieg den Pfaffen-Lieder sind entstanden, aber ich habe vorläufig gar keine Lust, damit hervorzutreten; ich mag nicht allein dastehen als ‚Schlachtensänger' in diesem traurigsten Kampfe. In dem letzten großen Kriege galt es für patriotisch, poetisch sich seiner Wut gegen die Franzosen zu entledigen, und weil es ungefährlich war, was ist da nicht gebrüllt worden! In dem weit größeren Kriege, der jetzt begonnen, da schweigen die

Poeten, denn sie fürchten das Honorar, nämlich eine ultramontane Tracht Prügel." („An meine Freunde", S. 341.) In einem Briefe vom 10. September 1872 an Emil Rittershaus heißt es: „Mich soll wundern, ob mein Mahnruf an die Kriegspoeten Aufnahme findet. Ich lasse mich nicht irre machen."

Gelegenheitsgedichte und Trinksprüche.

Schiller in Lauchstädt 1804. (S. 156.) Vgl. T. III, „Mein Leben", S. 162f.

Willkommen, Vater Itzstein! (S. 158.) Adam von Itzstein (1775—1855), Führer der badischen Liberalen in der zweiten badischen Kammer. Hoffmann hielt sich oft und gerne auf seinem Gute in Hallgarten im Rheingau und in Mannheim bei ihm auf. Er hat die Biographie des „Vaters Itzstein" — so wurde der populäre Mann gerne genannt — für Ed. Dullers „Die Männer des Volks, dargestellt von Freunden des Volks" (Bd. V, 1848, S. 75f.) geschrieben.

Der Fürstin Wittgenstein. (S. 159.) Karoline Elisabeth geb. v. Iwanowska (1819—87), vermählt mit dem Fürsten Nikolaus von Sayn-Wittgenstein, von dem sie sich 1855 trennte. 1848 folgte sie Liszt nach Weimar, wo sie auf der Altenburg einen künstlerischen Mittelpunkt schuf. 1860 wandte sie sich nach Rom. Über Hoffmanns Stellung zur Fürstin vgl. „Mein Leben", Bd. VI. Am 24. Juni 1854 wurde auf der Altenburg der Geburtstag des Großherzogs von Sachsen-Weimar gefeiert; Hoffmann trug seine eben gedruckten „Lieder aus Weimar" (Rümpler, Hannover) vor.

Dem Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar. (S. 160.) (1818—1901.) Er nahm am 28. August 1853 die Huldigung zum Regierungsantritt entgegen.

Franz Liszt. (S. 161.) Liszt (1811—86) war 1847 nach Weimar übergesiedelt; als Dirigent und Leiter der Hofoper vertrat er die neue Musikrichtung Wagners und Berlioz' in heftiger Opposition zu den Vertretern der klassischen Musik. Mit dem Großherzog Karl Alexander gemeinsam hatte er den Plan einer Goethe-Stiftung gefaßt (vgl. seine Schrift „De la fondation-Goethe à Weimar" [1851]); die Publikation des „Weimarischen Jahrbuchs", mit dessen Herausgabe Hoffmann betraut wurde, gehörte in erster Linie dazu. Über Hoffmanns Beziehungen zu Liszt vgl. „Mein Leben", Bd. VI.

Bonaventura Genelli. (S. 163.) Genelli (1798—1868), Maler. Aus bedrängten Verhältnissen befreite ihn der Ruf Karl Alexanders nach Weimar. Schöpfer zyklischer Kompositionen, wie der Umrisse zu Homer, zu Dantes „Göttlicher Komödie", das Leben eines Künstlers, eines Wüstlings usw. Vgl. „Mein Leben", Bd. VI.

Friedrich Preller. (S. 164.) Preller (1804—78), berühmter Landschaftsmaler; bekannt sind insbesondere seine Odysseelandschaften. Vgl. „Mein Leben", Bd. VI.

Ernst Rietschel. (S. 165.) Rietschel (1804—61), Bildhauer in Dresden. Er schuf das Goethe-Schiller-Denkmal in Weimar. Vgl. „Mein Leben“, Bd. VI.

Hans von Bülow. (S. 166.) Bülow (1830—94), Schüler Liszts in Weimar. Komponist und Pianist.

Bogumil Dawison. (S. 167.) Dawison (1818—72), Schauspieler. Seit 1853 in Dresden. Er trat vom 9.—14. Januar 1856 in fünf Gastspielen in Weimar auf.

Weimars 3. und 4. September 1857. (S. 168.) Der 3. September, dem 100jährigen Geburtstage Karl Augusts gewidmet, und der folgende Tag wurden in Weimar mit großen Festen und der Grundsteinlegung seines Denkmals begangen. Das Goethe-Schiller-Monument und das Denkmal Wielands wurden enthüllt. Hoffmann, zu den Festen, infolge persönlicher Differenzen mit dem bestimmenden Führer des Festkomitees Schöll, nicht eingeladen, hat in begreiflicher Verstimmung seine Eindrücke wiedergegeben.

Franz Dingelstedt. (S. 171.) Dingelstedt (1814—81), Verfasser der „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters“, Redakteur der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“, später ihr Korrespondent in Paris, London, Wien, Intendant des Münchener Hof- und Nationaltheaters. Trotz glänzender Erfolge erlag er den Intrigen der Ultramontanen. 1857 wurde er auf Liszts Betreiben nach Weimar berufen. Er starb als Leiter des Wiener Hofburgtheaters. Verfasser von Gedichten, Romanen, Novellen und Dramen. Vgl. über Hoffmanns Beziehungen zu ihm „Mein Leben“, Bd. VI, und Julius Rodenberg, „Franz Dingelstedt“, Bd. II, S. 145—207. — V. 22. Jusqu'à la mer = Titel von Dingelstedts „Reiseerinnerungen an Holland“.

Anmerkungen zu Teil 3.

Mein Leben.

S. 9. Z. 8. großen Homannschen Atlas: Der große Weltatlas in 126 Blättern, der 1716 erschienen war. Der Notar Johann Baptist Homann (1663—1724), sein Herausgeber, arbeitete in seinen Mußestunden als Geograph und Kartenzeichner und hatte 1702 einen bedeutenden Kartenverlag begründet.

S. 28. Z. 7. Moritzens Prosodie: Der „Versuch einer deutschen Prosodie" von Karl Philipp Moritz war in Berlin 1786 erschienen.

Z. 19. Salis: Johann Gaudenz Freiherr von Salis-Seewis (1762—1834), Hauptmann der Schweizergarde in Paris, kehrte 1793 in seine Heimat Graubünden zurück, beteiligte sich an der politischen Umgestaltung seines Landes. „Gedichte" 1793. Vermehrte Auflage 1839 und 1869.

S. 32. Z. 23. Hölty in der Ausgabe von Voß: Ludwig Heinrich Christoph Höltys (1748—76), des begabtesten der Hainbündler, Gedichte wurden nach seinem Tode zuerst von Geißler 1782, 1783 von Voß und Stolberg, Hamburg, 1804 von Voß vermehrt und mit einer guten Biographie des Dichters herausgegeben.

S. 37. Z. 9. Planck: Gottl. Jakob (1751—1833), Professor der Theologie. Verfasser der „Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs" (Leipzig 1781—1800, 6 Bde.), einer „Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschaftsverfassung" (Hannover 1803—1809, 5 Bde.), einer „Geschichte der protestantischen Theologie" (Göttingen 1831).

Z. 11f. und sprach noch dazu alles schwäbisch aus. Planck war Württemberger.

Z. 12. Pott: David Julius (1760—1838), Theologe.

Z. 20. Schulze: Gottlob Ernst (1761—1833), Professor der Philosophie in Helmstedt und in Göttingen. Seine berühmteste Schrift ist: „Anesidemus oder über die Fundamente der von Reinhold gelieferten Elementarphilosophie" (1792), worin er, gegen Kant polemisierend, dessen realistische Setzung des Dings an sich als Widerspruch der Kritik erklärt.

S. 42. Z. 21. Dissen: Georg Ludolf (1784—1837), klassischer Philologe, Herausgeber des Pindar, des Tibull, der Rede „De corona"

des Demosthenes. — Welcker: Friedrich Gottlieb (1784—1868), seit 1816 Professor in Göttingen, 1819 in Bonn, wohin ihm Hoffmann folgte. Die von Hoffmann gerühmte Bonner Bibliothek ist Welckers Gründung. Unter Welckers Werken ist bahnbrechend seine „Griechische Götterlehre“ (1857—63, 3 Bde). Ferner hat er griechische Lyriker übersetzt und herausgegeben, sowie die epochemachenden Werke „Die Äschyleische Trilogie“ (1823), „Der epische Zyklus“ (1835—49), „Die griechischen Tragödien mit Rücksicht auf den epischen Zyklus geordnet“ (1839—41) veröffentlicht.

S. 42. Z. 39. Fiorillo: Johann Dominik (1748—1821), Maler und Kunstschriftsteller, Verfasser einer „Geschichte der zeichnenden Künste von ihrer Wiederauflebung bis in die neuesten Zeiten“ (1798—1808) und einer „Geschichte der zeichnenden Künste in Deutschland und den Vereinigten Niederlanden“ (1815—20).

S. 45. Z. 7. Forsters Rheinansichten. Gemeint sind die „Ansichten vom Niederrhein“ (Berlin 1791—94) von Johann Georg Adam Forster (1754—94).

S. 53. Z. 35. Hüllmann: Karl Dietrich (1765—1846), Historiker, erster Rektor der Universität Bonn. Verfasser verschiedener finanzgeschichtlicher Werke. „Geschichte des Ursprungs der Stände in Deutschland“ (1806—08, 3 Bde.).

S. 61. Z. 25. Wallrafssche Gemäldesammlung: Ferdinand Franz Wallraf (1748—1824), Theologe und Professor der Kölner Universität, gab das an kunstgeschichtlichen Aufsätzen reiche „Taschenbuch der Ubier“ bis 1804 heraus. Durch seine reichhaltige Kunstsammlung, die er seiner Vaterstadt Köln vermachte, wurde er der Begründer des nach ihm benannten Museums. — nach der Boissereéeschen: Die Brüder Sulpice (1783—1854) und Melchior (1786—1851) Boisserée haben sich als Sammler altdeutscher Gemälde ein großes Verdienst erworben. Ihre Sammlung wurde von Ludwig I. von Bayern angekauft und der Pinakothek einverleibt. Sulpice Boisserée ist der Verfasser der „Geschichte und Beschreibung des Doms von Köln“ (1823—32) und des Werkes „Die Denkmale der Baukunst vom 7.—13. Jahrhundert am Niederrhein“ (1831—33).

S. 76. Z. 20. Die Frau vom Hause, Henriette: Über Henriette v. Schwachenberg vgl. das Lebensbild, S. XVI f.

S. 80. Z. 24. Achim von Arnim (1781—1831), der Dichter des Romans „Armut, Reichtum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores“ (1810), des Dramas „Halle und Jerusalem“ (1811), des Romans „Die Kronenwächter“ (1. Teil, 1817). Als Herausgeber von „Des Knaben Wunderhorn“ (1808—19) mußte er Hoffmann interessieren.

S. 81. Z. 37. Werner von Haxthausen (1780—1842): Kenner der orientalischen Sprachen, interessierte sich für altdeutsche Kunst und Literatur, war Verfasser einer Schrift „Über die Grundlagen unserer Verfassung“ (1833).

S. 82. Z. 8. Eberhard von Groote (1789—1869) machte den Feldzug 1813/14 in Frankreich mit. Auf sein Betreiben veranlaßte

Blücher die Zurückführung der Kunstschätze, die die Franzosen aus Deutschland entführt hatten. Groote war später als Präsident des Kölner Armenwesens tätig, ferner Mitglied des Dombauvereins; er veröffentlichte u. a. den „Tristan" Gottfrieds von Straßburg.

S. 87. Z. 39. Willem Bilderdijk (1756—1831), Advokat im Haag, auch als Historiker und Sprachforscher tätig, Verfasser einer umfangreichen Lyrik, arbeitete zahlreiche antike und ausländische Dichtungen ins Holländische um. Sein Meisterwerk ist das Lehrgedicht „De ziekte der geleerden" (1807).

S. 101. Z. 30. Von der Hagen: Friedrich Heinrich (1780 bis 1856). Germanist, Professor der Literatur in Berlin, Herausgeber des Nibelungenliedes und der Edda, der Werke Gottfrieds von Straßburg, redigierte seit 1835 das „Jahrbuch der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache und Altertumskunde". — Büsching: Johann Gustav (1783—1829), Archivar und Professor der Altertumswissenschaften in Breslau. Werke: „Deutsche Geschichte des Mittelalters", „Sammlung deutscher Volkslieder". Ferner gab er mit von der Hagen „Tristan und Isolde" heraus, ebenso den „Grundriß zur Geschichte der deutschen Poesie", „Ritterzeit und Ritterwesen".

S. 106. Z. 13. Lachmann: Karl Konrad Friedrich Wilhelm (1793—1851), berühmter Philologe auf klassischem und germanistischem Gebiet, Professor in Berlin. Von seinen germanistischen Arbeiten sind besonders bekannt die über das Nibelungenlied, über Wolfram von Eschenbach und Walther von der Vogelweide. Mit der Arbeit „Über althochdeutsche Betonung und Verskunst" wurde er der eigentliche Begründer der deutschen Metrik.

S. 123. Z. 28. Stenzel: Gustav Adolf Harald (1792—1854), Historiker, Professor der Geschichte in Breslau, Abgeordneter der Nationalversammlung in Frankfurt. Werke: „Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern", „Geschichte des preußischen Staats", „Geschichte Schlesiens".

S. 128. Z. 25. Lewald: Fanny (1811—89), Romanschriftstellerin. „Prinz Louis Ferdinand", „Erinnerungen aus dem Jahre 1848" und zahlreiche andere Romane. Vermählt mit dem Schriftsteller Adolf Stahr.

S. 131. Z. 23. Regis: Johann Gottlob (1791—1854), Übersetzer der Werke Rabelais', daneben auch zahlreicher neuerer ausländischer Dichter, wie Swifts.

S. 132. Z. 37. Ebert: Karl Egon (1801—82), steht unter Uhlands Einfluß als Lyriker. Sein bedeutendstes Werk ist das böhmisch-nationale Heldengedicht „Wlasta".

S. 135. Z. 25. Endlicher: Stephan Ladislaus (1804—49); eigentlich Botaniker, gab er, auch als Germanist tätig, verschiedene Beiträge zur altdeutschen Literatur heraus. Sein Hauptverdienst als Botaniker besteht in der Aufstellung eines neuen natürlichen Pflanzensystems.

S. 141. Z. 11. Schmeller: Joseph Andreas (1785—1852), Germanist; er bahnte durch seine Arbeiten über den bayrischen Dialekt die deutsche Dialektforschung an. Professor in München, veröffentlichte er u. a. den „Heliand", die „Carmina burana".

S. 143. Z. 23. Mone: Franz Joseph (1796—1841), Germanist, Verfasser des Werkes „Die Urgeschichte des badischen Landes".

S. 144. Z. 31. Haupt: Moriz (1808—74), Philologe. Als Professor wurde er in Leipzig politisch verfolgt und 1850 sogar seines Amtes entsetzt. Er starb als Professor in Berlin. Seine Werke sind vorzüglich kritische Ausgaben lateinischer und mittelhochdeutscher Dichter.

S. 149. Z. 35f. Sieveling: Karl (1787—1877), Dozent der Geschichte in Göttingen, dann Advokat in seiner Vaterstadt Hamburg, schließlich als Syndikus diplomatischer Unterhändler derselben. Eifriger Förderer von Kunst und Wissenschaften.

Z. 39. Speckter: Otto (1807—71), Zeichner in Hamburg, illustrierte u. a. Heys Fabeln.

S. 153. Z. 14. Müller: Karl Otfried (1797—1840), Altertumsforscher, gab eine „Griechische Literaturgeschichte" heraus und ist der Verfasser der „Geschichte hellenischer Stämme und Staaten".

Z. 22. Gervinus: Georg Gottfried (1805—71), ausgezeichneter Historiker, Professor in Göttingen, später in Heidelberg; war einer der Göttinger Sieben. Werke: „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen", „Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts".

Z. 38. Benecke: Georg Friedrich (1762—1844), Professor der Germanistik in Göttingen, begann ein Mittelhochdeutsches Wörterbuch. — Höck: Karl Friedrich Christian (1787—1877), Professor der Geschichte und Bibliothekar der Universität Göttingen.

S. 154. Z. 22. Pertz: Georg Heinrich (1795—1876), Historiker, Oberbibliothekar in Berlin, Leiter der „Monumenta Germaniae historica". Werke: „Leben Steins", „Leben Gneisenaus", fortgesetzt von Delbrück.

S. 160. Z. 7. Willems: Jan Frans (1793—1846), Philologe, ein Hauptförderer der vlämischen Bewegung.

S. 162. Z. 15f. Mosen: Julius (1803—67), zuerst Rechtsanwalt in Dresden, später als Dramaturg nach Oldenburg berufen. Schwere Krankheit fesselte ihn jahrzehntelang ans Lager. Werke: „Ritter Wahn" (Epos); Dramen: „Heinrich der Finkler", „Rienzi", „Kaiser Otto III." u. a. m. Verfasser der Gedichte „Andreas Hofer", „Der Trompeter an der Katzbach".

S. 167. Z. 43. Kaltenbaeck: Johann Paul (1804—61), Historiker und Archivar in Wien, fand mit seinem Buche: „Die Mariensagen in Österreich" viel Anerkennung.

S. 168. Z. 23f. Karajan: Theodor Georg von (1810—73), Germanist, Präsident der Akademie in Wien, Herausgeber mehrerer älterer deutscher Literaturwerke.

Z. 42. Olebullschen Kunststücke: Bull, Ole (1810—80), Violinvirtuose und Komponist, hinterließ Memoiren.

S. 171. Z. 39. Laßberg: Joseph Freiherr von (1770—1855), Archäologe, lebte auf Schloß Meersburg am Bodensee und besaß reiche altdeutsche Sammlungen; er ist der Herausgeber des „Liedersaals".

S. 172. Z. 17. Droste-Hülshoff: Annette Elisabeth Freiin von

(1797—1848), Dichterin, Verfasserin von Heidebildern und Balladen, der Novelle „Die Judenbuche".

S. 173. Z. 23. Follen (Follenius): August (1794—1855), Dichter, als Demagog in Haft gesetzt, Lehrer in Aarau in der Schweiz. — Orelli: Kaspar von (1787—1849), Philologe in Zürich, Herausgeber des Horaz, Cicero &c.

Z. 24. Ettmüller: Ernst Moritz Ludwig (1802—77), Professor der Germanistik in Zürich.

S. 178. Z. 34. Vilmar: August Friedrich Christoph (1800—68), Theolog und Literaturhistoriker, Verfasser der „Geschichte der deutschen Nationalliteratur", eines „Deutschen Namensbüchleins" u. a. m.

S. 185. Z. 29. Freytag: Gustav (1816—95), Herausgeber der „Grenzboten", Verfasser der Romane „Soll und Haben", „Verlorene Handschrift", „Ahnen", „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" &c., des Lustspiels „Die Journalisten" u. a. m.

S. 190. Z. 37. Gutzkow: Karl Ferdinand (1811—78), dramatischer Dichter und Verfasser von literaturhistorischen und autobiographischen Werken; Dramen: „Uriel Acosta", „Urbild des Tartüffe", „Königsleutnant", Zeitromane wie „Die Ritter vom Geiste", „Der Zauberer von Rom". — Wienbarg: Ludolf (1802—72), Schriftsteller des Jungen Deutschland, Verfasser der „Ästhetischen Feldzüge". — Wehl: Feodor (1821—90), Schriftsteller, nannte sich F. zu Wehlen, 1869—84 Hoftheaterintendant in Stuttgart, starb in Hamburg. Er schrieb Lustspiele und Novellen und verfaßte das Buch „Fünfzehn Jahre Stuttgarter Hoftheaterleitung".

S. 194. Z. 1. Mundt: Theodor (1808—61), Schriftsteller des Jungen Deutschland, Verfasser von Romanen und Novellen &c.

Z. 19. Erk: Ludwig (1807—83), Musikpädagoge und Komponist, wirkte als Musiklehrer an den Stadtschulen Berlins, machte sich insbesondere um den Volksgesang sowohl durch eigene Kompositionen verdient als auch durch die Sammlung und Bearbeitung von Volks-, Schul- und Kirchenliedern. „Deutsche Volkslieder und Singweisen", „Deutscher Liederhort".

Z. 34. Droysen: Johann Gustav (1808—84), Geschichtsprofessor in Kiel, wirkte für die deutsche Sache in den Herzogtümern. Später in Berlin tätig. Veröffentlichte eine „Geschichte Alexanders des Großen", „Geschichte des Hellenismus", las über „Das Zeitalter der Freiheitskriege", verfaßte eine Biographie York von Wartenburgs. Sein Hauptwerk ist die „Geschichte der preußischen Politik".

S. 195. Z. 39. Glaßbrenner: Adolf (1810—76), satirischer Schriftsteller, gab zahlreiche kleine Schriften über das Berliner Volksleben heraus und „Bilder und Träume aus Wien". 1848 stand er an der Spitze der demokratischen Partei in Mecklenburg. Er ist der „Vater des Berliner Witzes", der viel Nachahmung erweckt hat.

S. 196. Z. 25. Blum: Robert (1807—48), politischer Agitator, stiftete 1840 den Schillerverein, wurde 1848 Anführer der Demokraten in Sachsen. Im Frankfurter Parlament übernahm er die Führung der

Linken. Wegen Beteiligung am Wiener Aufstand wurde er kriegsrechtlich erschossen.

S. 197. Z. 24. Sallet: Friedrich von (1812—43), preußischer Offizier, nahm 1838 seinen Abschied, um sich philosophischen und literarischen Arbeiten zu widmen. Werke: „Gedichte", „Laienevangelium". Er trat für geistige Freiheit des Volkes durch Verbesserung der Schulen ein.

S. 199. Z. 14. Herloßsohn: Karl (1804—49), Dichter und Novellist.

S. 205. Z. 39. Rochow: Gustav Adolf Rochus von (1792—1847), preußischer Staatsmann, war in den Jahren 1834—42 Minister des Innern, sprach zum ersten Male von dem „beschränkten Untertanenverstand".

S. 213. Z. 28. Prutz: Robert (1816—72), politischer Sänger, Mitarbeiter der „Halleschen Jahrbücher", Professor der Literatur in Halle, mußte die Professur zur Zeit der Reaktion niederlegen. Herausgeber der Wochenschrift „Deutsches Museum". Dichtungen: „Gedichte", „Neue Sammlung Gedichte", „Buch der Liebe"; Dramen: „Moritz von Sachsen", „Karl von Bourbon" u. a. m.; Romane: „Felix", „Das Engelchen", „Der Musikantenturm".

S. 216. Z. 8. Meyer: Josef (1796—1856), Verlagsbuchhändler. Gründete 1826 das „Bibliographische Institut" in Gotha, Herausgeber des „Universums" und des „Großen Meyerschen Universal-Konversations-Lexikons".

Z. 27. Bechstein: Ludwig (1801—60), Dichter, Herausgeber mehrerer Sammlungen thüringischer Märchen und Sagen. „Thüringer Sagenbuch", Romane, Novellen. Erwarb sich Verdienste um die Erforschung des deutschen Volkstums.

S. 219. Z. 30. Schwetschke: K. Gustav (1804—81), Buchhändler und Schriftsteller, politischer Satiriker, Verfasser der „Novae epistulae obscurorum virorum", die eine Satire gegen die preußische Reaktion darstellen, „Bismarckias" u. a. m.

S. 220. Z. 18. Nathusius: Philipp (1815—72), Rittergutsbesitzer und Dichter. Gründet mit seiner Gattin auf seinem Gute Neinstedt am Harz ein „Knabenrettungs- und Brüderhaus".

Z. 25. Nathusius: Marie (1817—57), Gattin des vorigen, geborene Scheele, hervorragende Vertreterin des religiösen Romans, der hauptsächlich für die heranwachsende Jugend berechnet ist. Werke: „Geschichten von Christfried und Julchen", „Tagebuch eines armen Fräuleins", „Elisabeth".

S. 223. Z. 40. Fein: Georg (1803—69). Als Demokrat aus mehreren deutschen Staaten ausgewiesen, wandte er sich nach Frankreich, später nach der Schweiz, wo er nach einem unfreiwilligen Aufenthalt in Amerika in Liestal im Jahre 1852 eine Fortbildungsschule für Jünglinge gründete.

S. 225. Z. 4. Fröbel: Julius (1805—93), wurde mit Robert Blum zum Tode verurteilt, aber begnadigt. Bis 1857 in Amerika. Gründet 1867 die „Süddeutsche Presse" in München, lebt später in

Zürich. Werke: „Die Wirtschaft des Menschengeschlechts", „Selbstbiographie".

S. 232. Z. 8f. Bauer: Bruno (1809—82), Philosoph und Kritiker, Verfasser der Schrift „Kritik der evangelischen Geschichte des Johannes", worin er ganz negativ ist, u. a. m. Später wurde er preußisch-konservativ.

Z. 9. Bauer: Edgar (1820—86), Bruder des vorigen. Pseudonym: Martin von Geismar. Politiker und Publizist.

S. 246. Z. 11. Gottschall: Rudolf (1823—1910), Dichter und kritischer Schriftsteller, zeitweise Bühnenleiter; er verfaßte Dramen, Romane, Epen und lyrische Gedichte. Außerdem gab er eine „Poetik" in zwei Bänden heraus, ferner in vier Bänden die „Deutsche Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts" und die „Vergleichenden Studien" sowie „Zur Kritik des modernen Dramas".

S. 257. Z. 40. Bassermann: Friedrich Daniel (1811—55), ursprünglich Kaufmann. Er gehörte in der badischen Kammer der oppositionellen liberalen Partei an und wurde später Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern. Er verfocht den Gedanken eines deutschen Kaisertums unter Preußens Führung. Von seinem Antrag zur Einberufung einer deutschen Nationalvertretung geht die deutsche Bewegung aus. — Mathy: Karl (1806—68), seit 1842 Führer der oppositionellen Partei in der badischen Kammer, nahm 1848 am Frankfurter Parlament teil, wurde Unterstaatssekretär im Reichsministerium, dann Bankdirektor in Gotha und Leipzig, schließlich 1866 badischer Ministerpräsident. Er hinterließ Briefe.

S. 258. Z. 23. Mendelssohn-Bartholdy: Felix von (1809—47), Komponist, Enkel des Philosophen Mendelssohn, gründete das Konservatorium in Leipzig, war Direktor der Gewandhauskonzerte.

S. 259. Z. 6. Hiller: Ferdinand (1811—85), Pianist und Komponist, Dirigent der Gewandhauskonzerte, später Direktor des Konservatoriums in Köln und der Gürzenichkonzerte sowie der rheinischen Musikfeste.

S. 282. Z. 28. Zarncke: Friedrich (1825—91), Germanist, Professor in Leipzig, gründete 1850 das „Literarische Zentralblatt", Herausgeber des Nibelungenliedes, von Brants „Narrenschiff" &c.

S. 289. Z. 11. Menzel: Wolfgang (1798—1873), Kritiker, Gegner Goethes und des Jungen Deutschland, gab das „Literaturblatt" heraus und hinterließ Denkwürdigkeiten.

S. 290. Z. 12. Dingelstedt: Franz Freiherr von (1814—81), Dichter, Intendant des Münchner und des Weimarer Hoftheaters, später Direktor der Wiener Hofoper und des Wiener Burgtheaters, Verfasser von Gedichten, Trauerspielen und Romanen.

S. 299. Z. 4. Jordan: Silvester (1792—1861), Professor in Marburg, 1830—33 liberaler Vertreter im kurhessischen Landtag, 1839—45 in Haft, 1848 hessischer Bevollmächtigter in Frankfurt a. M.

S. 306. Z. 34. Engels: Friedrich (1820—95), Sozialist, Freund und Mitarbeiter von Karl Marx, mit dem er das „Kommunistische Manifest" erließ.

S. 320. Z. 30. Rossi: Gräfin Henriette Gertrude Walpurgis (1806—53), unter ihrem Mädchennamen Sontag bekannt, vom König von Preußen als Fräulein von Klarenstein geadelt, berühmte Koloratursängerin.

S. 321. Z. 33. Brahms: Johannes (1833—97), Komponist.

S. 326. Z. 36. Schöll: Gustav Adolf (1805—82), Archäolog und Kunstschriftsteller, starb als Oberbibliothekar in Wien; er schrieb über Sophokles und Goethe.

S. 333. Z. 2. Steinacker: Gustav (1809—77), theologischer und belletristischer Schriftsteller, Pfarrer in Buttstädt bei Weimar; er übersetzte ungarische, damals dem deutschen Publikum noch ziemlich unzugängliche Literatur.

S. 334. Z. 6. Pohl: Richard (1826—96), Musikschriftsteller; er übersetzte Berlioz' Selbstbiographie.

S. 340. Z. 43. Goltz: Bogumil (1801—70), humoristisch-satirischer Schriftsteller. Werke: „Der Mensch und die Leute", „Die Bildung und die Gebildeten" 2c.

S. 341. Z. 13. Gödeke: Karl (1814—87), Literaturhistoriker, hervorragend als Begründer des „Grundrisses zur Geschichte der deutschen Dichtung".

Inhaltsverzeichnis zu allen drei Teilen.

